Die

# klassischen Stellen

der

# Schweiz

## und deren Hauptorte

in Originalansichten dargestellt,

gezeichnet von **Gust. Adolph Müller**, auf Stahl gestochen von **Henry Winkles** und den besten englischen Künstlern.

Mit Erläuterungen

von

**Heinrich Zschokke.**

*Zweite Abtheilung.*

**Karlsruhe und Leipzig,**
**Kunst-Verlag.**

**Wien, Karl Gerold. Prag, Gottlieb Haase Söhne.**
**Bern, J. J. Burgdorfer. Karlsruhe, W. Creuzbauer'sche**
**Buch- und Kunsthandlung.**

1838.

C. Frommel & H. Winkles sculp. Miller del.

BELINZONA

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

# XIII.

# Kanton Tessin.

## 1. Bellinzona.

Von den Lorbeergebüschen und Cypressenhainen des Lago maggiore (oder langen Sees) bis zur kahlen Wüste verwitterter Felsen der St. Gotthardshöhen, bietet ein Weg von zwanzig und etlichen Stunden die Abstufungen der Himmelsstriche und Vegetationen vom Querdurchschnitt des ganzen Welttheils dar. Hier ist Italiens prächtige Vorhalle, wo der Norden, mit erhabener Wildheit und Kraftfrische, die wollüstige, weiche Schönheit des Südens, wie ein rauher Krieger die anmuthige Braut umfängt. Italien, zumahl das mittägliche, mag mit seinen Paradiesen, Meeren und Vulcanen unter blendendem Himmel die Herrlichkeit der (transalpinischen) „ennetbirgischen Schweiz" übertreffen, doch selten wohl das Zauberspiel von Gegensätzen, welche in den Thälern des Tessin die Vermälung der nordischen und südischen Natur hervorruft.

Zehn größere, hundert kleinere Thalungen, mit ihren Strömen und Bächen, münden sich zu den Seeen von Lugano und Locarno, gegen die Ebnen der Lombardei aus, umfangen von der Majestät hoher Gebirgsketten, deren Haupt, bei 8000 Fuß über dem Meer, die Alpenrose schmückt, und deren Fuß sich in Kastanienwäldern verliert. Der Tessin-Fluß, welcher dem ganzen Kanton seinen Namen leiht, durchströmt die Länge des Landes vom hohen Alpsee Lucendro, beim St. Gotthardshospiz, bis zum Verbano, (wie der Lago maggiore ebenfalls genannt wird). Man berechnet den Flächenraum des gesammten Staatsgebietes kaum über 52 deutsche Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von ohngefähr 109,000

Seelen, welche in 3 Städten, etwa 10 großen Ortschaften, 300 Dörfern und 400 Weilern zerstreut wohnen.

Die höchste dieser Wohnungen ist unstreitig das Hospiz des St. Gotthardsberges, auf der erhabensten Stätte des Bergpasses, 6650 Fuß über dem Meere, eine fromme und wohlthätige Stiftung der Gemeinde Airolo. Arme Wandrer empfangen hier unentgeldliche Pflege. Gegenwärtig wird auf Kosten des Staats daselbst ein geräumiges Gebäu zur Bewirthung der Reisenden und zum Lagerhaus für Waaren erbaut, welche über den Berg geführt werden. Die älteste urkundliche Spur des Waarentransports ist aus dem Jahre 1321; die erste Nachricht von einem Hospiz in diesen Höhen, aus dem Jahre 1374, als der Abt des Klosters Disentis ein solches, nebst einer dem heil. Gotthard geweihten Kapelle, bauen lies. Jetzt errichtet die Tessinische Regierung auch einige kleine Zufluchtshäuser, längs der neuangelegten bequemen Bergstraße, bis nach Airolo. Denn nicht immer ists in diesen Felswildnissen geheuer für Reisende, wo der Winter neun Monate währet und der Schnee sich an manchen Stellen bis auf 40 Schuh hoch anhäuft. Bald da, bald hier mahnt ein kleines, hölzernes Kreuz am Wege, oder in der Ferne die „Kapelle der Todten“ an unglückliche Wandrer, welche der Raub herabstürzender Lauinen geworden sind, oder jener entsetzlichen Schneestürme, der „Guchsen“, die ich schon früher geschildert habe. Im Jahr 1624 kamen hier bei 300 Personen durch einen Schneesturz vom Cassedra um; im Jahr 1816 riß eine Lauine 40 mit Waaren beladene Saumrosse hinweg. Man rechnet im Durchschnitt jährlich 3 bis 4 Personen, die von solchem Unglück überrascht werden, welches auch in andern Gebirgsgegenden des Landes keine Seltenheit ist. Am Ufer des heitern Ceresio, wie man den Luganersee nennt, liegt das zierliche Dorf Melano am Fuße einer fast senkrechten Bergwand. Ländliche Wohnungen lagern sich umher an den Halden des Gebirgs. Eine derselben, auf schroffem Felsabhang war plötzlich am 29. Februar 1836 verschwunden, als den Tag zuvor ungeheurer Schnee gefallen war. Da wohnte ein Vater mit seinem Sohn und einer blühenden Tochter. Das Volk von Melano erblickte mit Entsetzen die leere Stätte. Vier Jünglinge machten sich muthvoll auf und den Berg empor, durch die Tiefen des Schnees. Als sie matt und erschöpft zum Fuß der Felswand gelangten, sahn sie den Hügel der zerschmetterten Lauine, und schwarze Bruchstücke der Hütte durch die Schneemasse hervorragen. Hastig ergriffen sie Karst und Schaufel und gruben sich ein. Sie fanden den Leichnam des Vaters; später dann entseelt, wie ihn, das unglückliche Mäd-

chen. Bald verkündete ihnen dumpfes, verborgenes Stöhnen noch die Nähe eines Lebendigen. Es war das Stöhnen des Sohnes, eines zweiundzwanzigjährigen Jünglings. Gequält vom Hunger und Frost, mehr noch vom verzweiflungsvollen Bewußtseyn, fern von Menschen, lebendig begraben zu seyn, hatt' er sich schon in sein grausenvolles Schicksal ergeben. Er hatte das Bein gebrochen. Seine heldenmüthigen Retter bedeckten ihn mit ihren eignen Kleidern und trugen ihn so den langen, mühsamen Weg zum Thale hinab.

Von allen Schweizerkantonen ist keiner, der dem Naturforscher eine größere Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt, und, besonders im Gebirgsknoten des Gotthards, eine buntere Ausbeute seltner Fossilien darböte. Hier findet man auch noch in abgelegnen Gebirgswinkeln unvergangne Bräuche und Sitten uralter Zeiten; und in Sitte und Sprache seltsame Nachklänge des galischen Urstammes, wie der Etrusken und Griechen. Dennoch ist keiner der Kantone, selbst Graubündten kaum, weniger in seinem Innern besucht und gekannt, als der Tessin. Hier wären noch Entdeckungsreisen zu machen! Manche Gegenden des Landes sind sogar den Tessinern wenig bekannt, wie das fünf bis acht Stunden lange Thal Lusernone (oder Onsernone), welches sich, drittehalb Wegstunden von Locarno, zwischen nackten Felswänden ins Gebirg hinaufzieht und eine Bevölkerung von drittehalb Tausend Seelen zählt. Wie überall in der Schweiz, muß man auch im Tessin nicht den großen Landstraßen nachgehn, um die seltsamen Herkömmlichkeiten des Volks, das Eigenthümliche seiner Bauarten, häuslichen Einrichtungen, ererbten Begriffe und Vorurtheile, den Einfluß des Klima's, oder die Verschiedenheit der Landestrachten zu beobachten. Noch gelten Moden der Vorwelt beim weiblichen Geschlecht fast unverändert in den Thälern von Isone und Colla, von Marobbia und in der Riviera. Noch bedecken die Mädchen und Frauen in Valmaggia, beim Kirchgang an Festtagen, ihr Haupt nonnenhaft mit einem weißen, aber durch Bänder und Spitzen verzierten Tuche. Am anmuthigsten stellen sich neben diesen mittelalterischen Trachten, die schönen Vorzaskerinnen dar, in ihren saubern, weiten, langen Schürzen, die ihre schlanken Gestalten, wie ein Obergewand, umhüllen. Freilich kommen sie ihren Nachbarinnen, den reizenden Flobinen aus dem piemontesischen Mastalonethal, weder an Grazie noch im geschmackvollen Costüme, gleich. Denn diese, in körperlicher Schönheit und romantischer Bekleidung, scheinen eher den bewunder-

ten Neugriechinnen der ägeischen Inselgruppe, als den Bewohnerinnen eines rauhen Alpenthals, zuzugehören.

Die Baukunst in den höhern Gegenden des Landes scheint noch aus den ersten Zeiten ihrer Erfindung zu stammen. Die niedrigen, engen Hütten, welche nur auf Schutz gegen den Frost halbjähriger Winter und gegen ungeheure Lasten des Schnees berechnet sind, zum Theil von Tannenstämmen zusammengezimmert, zum Theil von Kieselsteinen gemauert, gleichen schlechten Viehställen; hingegen die Viehställe oft bewohnbaren Häusern. Die enge, unreinliche Wohnstube, durch Fenster, theils von altersblindem Glase, theils von Papier, matt erleuchtet, wird noch mehr durch eindringende Rauchwolken und berußete Wände verdunkelt. Denn die Küche, vom Feuer des Heerdes erleuchtet, ist ohne Rauchfang und Schornstein. „Kein deutsches Schweizerschwein,“ sagte Bonstetten im J. 1797, „würde in einige dieser Menschenwohnungen gehn.“ Nicht so zartfühlend ist das Schwein des Tessiners, welches gern zuweilen nachbarlich in die Stube seiner Herrschaft einkehrt. Indessen dringt allmählig die Civilisation auch tiefer in die bewohnbaren Bergschluchten dieser Hochgegenden, wo ehmals die Nahrung der Menschen fast elender, als ihre Behausung war. Wenigstens versichert uns der neueste Beschreiber des Tessin, Stefano Franscini, Staatsschreiber zu Lugano, wenn auch der Bauer und Handwerksmann im Kanton noch weit davon entfernt sei, wie Heinrich IV. seinen Unterthanen wünschte, jeden Festtag ein Huhn in seinem Topfe zu haben, doch selbst im Valmaggia die tägliche Mahlzeit von „Panau“ nicht mehr in Uebung sey. Dies Gericht, eines der einfachsten von der Welt, bestand aus Mehl, welches man in bloßem Quellwasser, oder auch in Molkenwasser, umgerührt hatte.

Daß sich in so ganz von der übrigen Welt abgeschiednen Ortschaften des Gebirgs die wunderlichsten Uebungen der Vorzeit, die oft den Gebräuchen der Halbwilden in den amerikanischen Wäldern, oder denen der schalkhaften Eskimo's nicht ganz unähnlich sehn, dauerhaft bewahrt haben, läßt sich leicht denken. Aber wer kennt sie alle? — Ich will einige bezeichnen.

Hoch im Gebirg der Leventina liegt das Pfarrdorf Sobrio. Hier ists keine Kleinigkeit für den Jüngling, an seinem Hochzeitstage die junge Braut zum Altar zu führen. Er muß sie aus ihrem Vaterhause dazu abholen, und begibt sich an der Spitze seiner Verwandten und Freunde dahin. Aber er findet, statt freundlichen Willkommens, verschlossene Thüren und höhnende Gesichter am Fensterlein. Lange pocht und bittet er vergebens um Einlaß, bis man sich endlich be-

quemt, nach seinem Verlangen zu fragen und wer er eigentlich sey? Die Frager thun fremd und verwundert über seine Person und seine Forderung; wissen von keiner Hochzeit, von keiner Braut. Nach vielen Neckereien und gegenseitigen Erklärungen, verspricht man ihm endlich, im Hause eine liebenswürdige Schöne zu suchen, wie er sie geschildert. Bald öffnet sich auch wirklich die Pforte. Der Bräutigam fliegt der Geliebten entgegen; aber es ist die unrechte; ein steinaltes, verschrumpftes Grosmütterlein! — Unter Gelächter und Lärmen fängt der Wortwechsel, das Bitten des Einen, die Weigerung der Hausgenossenschaft von neuem an, bis sich diese noch einmahl bewegen läßt, dem ungeduldigen Liebhaber die Braut zu suchen, wie er sie näher bezeichnet hat. Sie selbst tritt ihm aus der Thür entgegen. Es ist ein kleines, buckligtes, altes Ding, welches mehr Runzeln im Gesicht, als Haare auf dem Kopf trägt. So wird der Getäuschte mehrmahls betrogen; oft, wenn es an wirklichen, dazu gemietheten Hexengestalten im Dorfe fehlt, thun's große Stroh-Puppen in Weiberkleidern, bis man ihm den Eintritt ins Haus gestattet, die verborgne Schöne selbst aufzusuchen, welche sich von ihm sehr gern finden läßt. Dann zieht die Schaar, vergrößert durch die Verwandten der Braut, zum Hochzeit-Altar mit feierlichem Gepränge.

Nicht selten geht es bei Beerdigungen fast eben so lustig in verschiednen Ortschaften zu, wenn, was auch in manchen Gegenden der deutschen Schweiz noch üblich ist, die Verwandten des Verstorbenen nach vollbrachtem Leichenbegängniß, ins Trauerhaus zum Todtenschmaus zurückkehren, und bei vollen Bechern den tiefen Schmerz und Gram um den Verlornen zu mildern bemüht sind. Im Livinerthal wird häufig dem Todten, so lang er im Sarge liegt, Wache (vigià) von Freiwilligen gehalten, meistens von andächtigen jungen Burschen und Mädchen, welche Rosenkranz und andere Gebete stundenlang hersagen. In den zur Erholung nothwendigen Pausen aber müssen reichliche Spenden von Wein und Branntewein die Inbrunst der frommen Jugend erfrischen. Die ehmahls fast allgemeine Uebung, die Leichname offen, mit unverhülltem Gesicht, zum Grabe zu tragen, vermindert sich immer mehr. Leichenbegängnisse sind, auch für den ärmsten Tessiner, mit Ausnahme des Bettlers, ziemlich kostbar. In der Riviera wird selbst die Stimme der hochwürdigen Geistlichkeit dabei, je nach dem stärkern oder schwächern Ton in Absingung der üblichen Litaneien, taxmäßig, theurer oder wohlfeiler bezahlt. Am wenigsten kostet halblautes, hastiges Hermurmeln der Gebete; mehr das förmliche Singen;

am meisten das laute, feierliche Intoniren (das bis cantare) des Gesangs.

Längs den großen Hauptstraßen des Landes werden dergleichen Ueberbleibsel alten Wesens und Unwesens nur noch selten, und in den Städten fast gar nicht, wahrgenommen. Sogar das alterthümliche Städtchen Bellinzona (oder Bellenz) mit seinen fünfzehnhundert Einwohnern, weicht täglich mehr dem sanften Zwange des Zeitgeistes, und läßt, während es sich im Innern verschönert, jene hohe lange Mauer mit den drei Felsenburgen verfallen, durch welche von einer Bergwand zur andern, im Mittelalter der Eingang Italiens den kriegerischen Nachbarn im Norden versperrt wurde. Aber diese dicken, verwitternden Gemäuer und festen Schlösser links und rechts, geben dem Engthal zwischen hohen, steilen Bergen ein malerisches, ritterthümliches Ansehn. Italienische Geschichtsklitterer suchen hier jene caninischen Felder, auf welchen Constantius gegen Germanien und den brigantinischen See zog; eine Behauptung, welche ihnen durch rhätische Geschichtsforscher, zu Ehren der Ebnen von Chur, streitig gemacht wird. Andre wollen sogar, mir unbekannt durch welche Offenbarung, wissen, daß schon Julius Cäsar hier einen gewaltigen dreieckten Thurm aufgeführt habe.

Liebhabern neuern Baugeschmacks mag der Anblick der prächtigen Brücke alla Torretta, ohnweit des alten Thurms, mehr Genuß gewähren. Eine frühere Brücke war schon im Jahre 1515 von einer ungeheuren Ueberschwemmung fortgerissen worden; im Jahre 1815 ward endlich die neue durch die Regierung des Kantons im Bau vollendet. Auf zehn weiten Bögen behauener Granitquadern schwingt sich das Werk 714 Schuh lang über den Strom des Tessin, welchen sonst benachbarte Gemeinden, wollten sie gen Bellinzona, oft nicht ohne Gefahr, in elenden Nachen überschiffen mußten.

Jenes altersgraue Mauerwerk, welches über den Hügeln, mit seinen zahnförmigen Absätzen und bemoosten Burgen, wie ein Invalide in verblichner Uniform und mit unbrauchbarem Gewehr, Schildwacht hält; dann daneben dieser stolze Brückenbau, der, zum öffentlichen Nutzen, die Verzierung der Landschaft fügt, bilden vollkommen den Gegensatz alter und neuer Zeit. Aber derselbe, oft schneidende Gegensatz, wird fast überall in der Schweiz, besonders in ehmahls unterthänigen Gebieten, und vielleicht nirgends auffallender, als im Kanton Tessin erblickt. Dieser, erst seit der Revolution selbstständig geworden, Staat gleicht übrigens in seiner ganzen Haltung noch keinem Freigebornen, sondern nur einem Freigelassenen, der von den verlornen Ketten der Leibeigen-

schaft die Narben und Wundenmahle an seinen Gliedern zeigt, und Schmutz und Gewohnheit der Knechtstage vergebens mit dem Prachtmantel bedeckt. Neben dem Aufstreben zu höherer Bildung ziemlich allgemeine Unwissenheit; neben dem Freiheitsstolz im Hause demüthige Kriecherei draußen; neben Vaterlandsphrasen gemeiner Orts- und Familien-Egoismus; neben der Fruchtbarkeit des Bodens unter italienischem Himmel die Nachlässigkeit der Armuth. Wer in den Städten ein Vermögen von 50 bis 60,000 Franken besitzt, gilt als reicher Mann; auf dem Lande verhelfen schon 20 — 36,000 Franken zu solchem Titel. Dürftige Haushaltungen miethen für ihren Bedarf die nöthigen Ziegen, Schaafe oder Kühe für einige Jahre und zahlen dem Eigenthümer wucherischen Zins dafür. Handwerke werden nur wenige getrieben, sondern Fremden überlassen; dagegen wandern jährlich 10 bis 12,000 Arbeiter nach Italien, Deutschland und Frankreich, als Maurer, Gypser, Kaminfeger, Chocoladefabrikanten, Lastträger, Kastanienbrater (marronaj) Ziegelbrenner u. s. w. aus. Was sie in der Fremde gewinnen und mit den schwersten Entbehrungen ersparen, geht des Winters wieder im heimathlichen Wohlleben drauf.

So wandelt auf einem fruchtbaren Boden, zwischen Alpen und Kastanienwäldern, zwischen Weingärten und Aeckern, die zahlreich doppelte Erndten gewähren, ein im allgemeinen dürftiges Volk. Seine Armuth ist Folge eigner Unbeholfenheit, und diese die Frucht ehmaliger elender Gesetzgebungen und der Bevogtung durch Kantonsregierungen, deren Unterthanen die Bewohner des Tessin beinahe 300 Jahr lang waren. Drei Jahrhunderte lang ward nichts Wesentliches für Bildung und Wohlstand eines Landes gethan, welches nur vorhanden zu seyn schien, einzelne Familien in Herrscherkantonen zu bereichern. Die hieher gesandten Statthalter oder Landvögte, und Commissarien, die ihre Stellen gewöhnlich, besonders in den Urkantonen, um baares Geld gekauft hatten, verhandelten hier wieder untergeordnete Aemter und Stellen, Ehre, Freiheit, Recht und Gut der Unterthanen um baares Geld; machten Gesetze und Ordnungen, um desto mehr Straffällige zu bekommen; ertheilten Straflosigkeit um Geld, und um Geld verderbliche Monopolien und Privilegien; zettelten Prozesse an und schlichteten sie so spät, als möglich, nach Willkühr. Um eine Vorstellung von der Raubgier und Verworfenheit der meisten Beamten zu erhalten, genügt es, den gültigsten aller Zeugen, den edeln Karl von **Bonstetten**, anzuhören, der selber hier einer der letzten Syndicatoren war, und die Schmach eidsgenössischer Verwaltung dieser Unterthanenlande auf-

deckte.*) In der einzigen Landvogtei Locarno, und bei ihrer Bevölkerung von 17,000 Seelen, fand er im Durchschnitt jährlich 1000 Prozesse im Gange, und darunter vier bis fünfhundert Kriminalfälle. Welches civilisirte Land hat ähnliche Beispiele aufzuweisen?**)

Nachwirkungen dieser traurigen Zustände sind noch heutiges Tages die leidenschaftliche Streit- und Prozeßsucht der Gemeinden gegen Gemeinden, der Familien gegen Familien. Zahllose Haushaltungen sind dadurch schon zu Grunde gerichtet worden, und die Einkünfte vieler Gemeinden gehn zum Theil für Bezahlung von Advokaten, Reisegeldern und Deputationen auf. Es sind wenig Thalschaften oder Dörfer, in welchen nicht Advokaten wohnen, oder Leute die deren Geschäft treiben.***) So ists kein Wunder, wenn die Tessiner selber gestehn, daß Neid aller unter einander und Zwietracht das moralische Erbübel ihres Volks sey.

Nicht wenig auch befördert der kirchliche Glaube und Aberglaube, und die Menge der Feiertage, Geistlichen und Klöster, die öffentliche Armuth. Der Kanton mit seinen 230 Pfarreien (durchschnittlich also je für 474 Seelen eine besondre), 12 Mannsklöstern (mit 119 Mönchen) und 9 Weiberklöstern (mit 165 Nonnen), besitzt Anstalten zur Pflege der Andacht im Ueberfluß, ungerechnet die vielen Einsiedeleien auf Bergen, deren Bewohner von Almosen der Frommen leben. Die Klöster besitzen im Allgemeinen beträchtliches Eigenthum, das größtentheils in liegenden Gütern besteht. Minder freigebig ausgestattet sind die 520 Weltgeistlichen des Landes; aber Taufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Messen, Prozessionen, Beschwörungsseegen, oder besondre dreitägige Andachten der Gemeinden, um Regen oder trocknes Wetter vom Himmel zu erbitten, tragen um so reichlicher ein. Die Religion kostet den Tessinern viel. Auch 200 bis 250 sogenannter Brüderschaften wären hier wohl noch mit anzurechnen, die alle ihre eignen Vorrechte, Auflagen, Einkünfte und Andachtspflichten haben.

---

*) In seinen neuen Schriften, 3. und 4. Theil. Copenhagen 1800.

**) Seit Befreiung des Kantons aus der Knechtschaft der Eidsgenossenschaft hat eben dieser Bezirk Locarno, der jetzt 20,000 Seelen zählt, kaum noch 160 gerichtlich anhängig gemachte Klagen wegen Vergehungen gegen Personen und Eigenthum.

***) Im Jahr 1833 zählte man in dem kleinen Lande 182 Advokaten und Notare. Bonstetten fand allein im Städtlein Locarno, zu seiner Zeit, 33 Advokaten ansäßig und nebenbei 37 Wirths- und Schenkhäuser. Treffliche Mittel den Volkswohlstand zu befördern!

eng. by Winkler

LUGANO

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

Besseres ist allein von größerer Volksbildung zu erwarten. Allein dazu findet sich, aus sehr natürlichen Gründen, die Geistlichkeit schlecht geneigt, Hand zu bieten. Und wer kann es ihr, bei dem ihr eingeschärften blinden Gehorsam gegen den heil. Vater zu Rom, verargen, da Gregor XVI. in seinem bekannten Hirtenbrief an sämmtliche Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der katholischen Welt, gegen die für die Kirche so gefährlichen Fortschritte der Völker in wissenschaftlicher Bildung geeifert hat? — Erst im Jahr 1831, also dem achtundzwanzigsten seiner Unabhängigkeit, gab der gesetzgebende Rath des Kantons ein Gesetz über Einrichtung des gesammten Schulwesens. Das Gesetz ist nicht übel, und paragraphenreich genug, aber leider nicht vollzogen, sondern vergessen. Eine Bildungsanstalt für Schullehrer ist nicht vorhanden; die wenigsten Gemeinden haben einen Schulfond. Viele nicht einmal eigne Schulhäuser; nicht einmal eigne Schulstuben, sondern man spricht dafür Platz im Hause des Pfarrers, oder Kaplans an. Die Lehrerbesoldung in den Dörfern übersteigt selten 30 bis 40 fl. jährlich. Gemeinnützige Privatleute versuchten da und hier, selbst mit Opfern aus ihrem Vermögen, bessern Unterricht der Volksjugend zu bewirken: sie wurden verspottet, verläumdet und verdächtigt. Schon im Jahr 1826 versuchte man in einigen Schulen wenigstens den gegenseitigen Unterricht einzuführen; aber der Bischof von Como, wie die Chorherrn von Lugano und Locarno, schlugen sogleich Lärmen dagegen, wegen Gefahr der Religion. So unterblieb es.

Besser, als für die große Masse der Volksjugend, ist für den Unterricht der Kinder wohlhabender Familien in Klöstern, Seminarien und Collegien Sorge getragen. Aber es herrscht darin mönchhafter Geist.

---

## 2. Lugano.

An den Seebusen des schönen Cerisio geschmiegt, in anmuthiger Nachläßigkeit, ruht Lugano, das schönste Städtchen des Landes, schon mit ganz italienischer Physiognomie. Erblickt man es zuerst vom See her, vom Halbmond seiner duftigen Hügel umkränzt; die Küste mit Dörfern malerisch bestreut, und mit Landhäusern und Gärten, wo Mandel- und Olivenbäume, Pfirsich- und Citronenbäume ihr mannigfaltiges Grün vermengen, und Weinlauben längs den Ufern ihre üppigen Zweige über dem stillen Wellenspiel ranken lassen, während westwärts, gleich einem erloschenen Vulcan, der

San Salvatore den Gipfel seiner Pyramide zu den Wolken streckt, — man mögte mit Bertoletti glauben, das niedlichste Kleinbild von Neapel zu finden. Die Stadt selbst, mit nur fünf und einem halben hundert Gebäuden und fünf und einem halben tausend Bewohnern, sechs Klöstern, mehreren Kirchen, Pallästen und öffentlichen Plätzen, trägt, bei der Mäßigkeit ihres Umfanges, das Gepräge einer gewissen großartigen Behaglichkeit. Auch pflegen sich gern hier reiche Fremdlinge während der Sommermonde anzusiedeln, um die Naturpracht der Umgebungen in ihrer ganzen Fülle zu genießen. Der Irrgarten dieser Thäler wetteifert im Wechsel der Reize mit dem See, welcher acht Stunden lang im großen Zickzack umherschweift um bald einer einsiedlerischen Hütte im Schatten des Kastanienwaldes, bald einer prächtigen Villa, bald finstern Felsenmassen, bald freundlichen Dorfschaften zwischen Weinlauben und Maisfeldern, bald andern Uferbildern, den Spiegel vorzuhalten. Die Nähe der borromäischen Inseln, die Nähe des Comersees in seiner wollüstigen Schwermuth, der lombardischen Ebnen und Mailands, sind, neben der Luganesen gefälligem und geselligem Treiben, allerdings lockend genug, bei ihnen zu verweilen.

Fast hätt' ich unter den nachbarlichen Schönheiten das kleine Paradies von Mendrisio vergessen, einem Flecken mit anderthalbtausend Einwohnern. Jeder Fußsteg führt da zwischen den weichen Umrissen der Hügel zu Landschaftsgebilden, welche an Lieblichkeit der Formen und Farben, an Fruchtbarkeit des Bodens und üppiger Vegetation, Alles übertreffen, was diese Gegenden darbieten können. Sie umringen, wie ein Blumengarten, den erhabnen Rigi der südlichen Schweiz, den Monte Generoso, welchen die Anwohner auch Gionnero und Galvaggione heißen. Er, 5670 Fuß über dem Meerspiegel mit seinem Gipfel erhaben, (also 120 Fuß höher, denn der Rigi am Waldstättersee) gewährt über die Südseite der Alpenkette und ihre strahlenden Firnen, wie über die Umgegenden von Como und Mailand, durch die lombardischen Gefilde unermeßliche Fernsichten. Fast zu seinen Füßen schimmern rings um die Seeen von Lugano, Como, Varese und der Lago maggiore. In ungezählter Menge ruhn Städte, Flecken und Dörfer ausgestreut auf dem grünen Teppich der italienischen Ebnen, die, neben und hinter ihm nordwärts sanft aufschwellen, wie ein ungeheurer, im Winde wallender Schleier, dessen ferner Saum zuletzt himmelwärts flattert, und, mit seinen zerrissenen Kanten und silbernen Franzen, Gebirgsspitzen und Gletschergefunkel bildet. — Der Weg zum Gionnero hinauf ist überall leicht, gefahrlos und

mit einer Mannigfaltigkeit des Pflanzenreichthums bekleidet, wie ihn kein andrer Schweizerberg darbietet. Während drunten die ellenlange Traube Palästina's reift und der Feigenbaum wild zwischen dem Gestein mit seinem breiten Laube hervorquillt, begegnet man in den Kastanienwäldern aufsteigend, höher in den Buchen-, dann in den Tannenwäldern, endlich in den hohen Alpenwiesen, Kräuter in Fülle, die in der übrigen Schweiz selten, oder nirgends erblickt werden; droben die zarte Alpencrepis, die wermuth- und reinfarnblättrige Achillee, das dreilappige Laserkraut neben dem blendenden Blau der kleinen Gentianen und den fröhlichen Rhododendern. Hieher wallfahrten vor Allen die italienischen Botaniker.

Wir zweifeln nicht, der prächtige Gionnero würde binnen wenigen Jahren die Eifersucht des Rigi erregen, wenn die Tessinesen jene Aufmerksamkeit und gewerblustige Berechnungskunst der deutschen Schweizer besäßen, die für Schirm, Bequemlichkeit und gesellige Freuden der Lustreisenden, selbst rauhere und höhere Berge mit wirthlichen Gebäuden versehen. An Merkwürdigkeiten und Seltsamkeiten der Natur und Kunst ist die nächste Umgebung des Gionnero überreich. Ich dürfte nur das sich an ihm hinaufziehende Alpenthal Val Mara, oder Muggiothal nennen, dessen blumenreiche Abgründe keinen andern Thalboden, als die Wellen eines kleinen Baches, haben, von dem sich die Berghalden sogleich links und rechts, wie ein aufgeschlagenes Buch, aus einander legen. Tiefer abwärts in diesem Thal sah man im Dorfe Monte, vor wenigen Jahren noch, neben dem ärmlichen Pfarrhause, einen jener gigantischen Bäume, dergleichen auf dem Aetna einer berühmt ward, weil in dessen Schatten hundert Reiter Raum fänden. Der Nußbaum von Monte weicht dem Kastanienbaum des Aetna nicht an Majestät. Seine Zweige breiten sich über einen halben Morgen Landes aus. Eine Viertelstunde von da abwärts liegt das Dörflein Bruzella; merkwürdig durch seine treppenförmige Lage am Berge, und daß, auf dem geschlängelten Wege an der steilen Halde des Gebirgs, es eine volle Stunde Zeit kostet, jene Viertelstunde bis Monte zurückzulegen.

Was könnte diese reizende Landschaft, die man kaum besucht und kennt, die an Fruchtbarkeit jede andre des Tessins übertrifft, aber an Wohlstand weit von Lugano und dessen Umgegenden übertroffen wird, — was könnte sie, unter den Händen eines bildungsvollern Volks, bei höherm Gewerbsfleiß desselben, im Schirm der gegenwärtigen Verfassung des Staats werden! Aber Licht und Wärme der nämlichen Sonne rufen nicht überall auf dem Erdboden

die nämlichen Pflanzen und Thiere ins Leben; und dieselbe republikanische Freiheit, unter welcher Römer und Griechen, Britten und Nordamerikaner, mit entfesselter Kraft, allen Glanz des Wissens und der Kunst, des Reichthums und der Bürgertugenden errangen, gab auch Wilden und Barbaren das Recht, nach ihrem Gefallen Barbaren und Wilde zu bleiben.

Die Völkerschaften der italienischen Schweiz hatten während der Jahrtausende ihres dunkeln Daseyns nur das Loos der Knechtschaft gekannt, und selbst in den Zeiten des Mittelalters, bei der Ohnmacht ihrer Tyrannen, nicht gleich andern Städten und Landschaften Italiens und Deutschlands, oder der Schweiz gewagt, das schimpfliche Joch zu brechen. Zerstückelt unter vielerlei Botmäßigkeiten, wie ehmals der lombardischen Machthaber, so nachmals der Schweizerkantone, hatten sie nie an einen Verein ihrer Kräfte gedacht. So blieben sie fort und fort der Unterdrückung und der Plünderungslust ihrer wechselnden Herrn, weltlicher und geistlicher, preisgegeben. Von Kind zu Kindeskindern erbte knechtischer Geist fort, der an der Stelle des Muthes nur feige List, an der Stelle des sich für Gemeinwohl hinopfernden Großsinns, nur eigennützige Selbstsucht kennt, welche den Menschen vom Menschen, die Familie von der Familie, die Ortschaft von der Ortschaft scheidet und durch Auflösung und Entkräftung Aller, das Spiel des allgemeinen Unterjochens erleichtert.

Als im Sturm der französischen Staatsumwälzung auch das morsche Gebäu der mittelalterischen Eidsgenossenschaft zusammengestürzt lag, wurden die tessinischen Landschaften nur herrenlos, ohne frei zu werden. Ortsintressen und persönliche Intressen, Ehrgeiz der Reichern, Habsucht der Aermern, bildeten Partheirotten, bewaffneten Thäler gegen Thäler, Dörfer gegen Städte, zogen die Einen zur Vereinigung mit der cisalpinischen, die Andern zur Vereinigung mit der helvetischen Republik. Die Freilassung des Volks entfesselte blos die rohen Leidenschaften des Sklavensinns, den alten Groll neidischer Eifersucht, die Wuth der Rachbegier für unvergessene Beleidigungen; während mit wechselndem Glück bald französische, bald österreichische Heerschaaren Meister dieser Landschaften waren.

Wenn auch in der übrigen Schweiz die Erbitterung der politischen Partheien groß war, sie verlor sich doch nirgends zu so schauderhaften Rasereien, wie hier. Hier predigte der Fanatismus der Priester Aufruhr im Namen der Religion, die Raubsucht des Pöbels Plünderung der Reichen, der gegenseitige Haß Meuchelmord. In diesen Tagen der Gesetzlosigkeit ward Lugano (28. und 29. April

1799) vom wilden Landvolk mißhandelt, ausgeraubt und mehr denn ein Schuldloser ermordet auf offnen Straßen und Plätzen.

Es war mehr denn ein Jahr nach den blutigen Ereignissen, als ich, (im Juny 1800) mit proconsularischer Gewalt ausgestattet, von der helvetischen Regierung in diese Gegenden gesandt wurde, sie verfassungsmäßig, als zwei Kantone, Bellinzona und Lugano, zu organisiren. Das mehrjährige Elend, welches Gesetzlosigkeit der Einwohner, und Zuchtlosigkeit fremder Kriegsheere über ein Land verbreiten können, hatte keine Versöhnung der Gemüther, keine Verbindung Aller zum Selbstschutz bewirken können. Ich fand das Ländchen in acht bis neun kleine, souveräne Republiken aufgelöst, die fast ohne Zusammenhang unter sich, zum Theil sogar Sperren und Zollstätten gegen einander errichtet hatten, und sich mit feindseligem Mißtrauen beobachteten; jede der vielen Republiketten wieder in sich selbst zerrissen durch den Egoismus der Ortschaften, und in jeder Ortschaft wieder die Familien in kleine Factionen auseinander getreten. Ich ward vom Klagegeschrei aller Partheien umringt und betäubt. Vor allen Gerichten waren Prozesse wegen Entschädigungsforderungen und politischer Verbrechen im Gang. Wenn es mir gelang, gesetzliche Ordnung und öffentlichen Frieden herzustellen, ward es mir nur durch strenge Unpartheisamkeit und durch die Gewohnheit der Menge möglich, lieber dem Machtgebot eines Befehlshabers von der Nordseite der Alpen, als den eignen Gesetzen Gehorsam zu leisten.

Erst unter der napoleonischen Vermittlungsurkunde gewöhnte sich dies Volk allmählig an die empfangne Freiheit; die aufgeklärtern Männer des Landes sahn einer freundlichern Zukunft entgegen. Aber das Jahr 1815 und der unglückbringende Bundesvertrag dieses Jahrs, löschten die glänzenden Hoffnungen schnell aus. Im Schutz dieses Bundes der Kantonalregierungen erhoben sich dieselben eigenmächtig zu Landesherrn. Im Tessin, sagt Franscini, wurde bald wieder alle Oeffentlichkeit geächtet; die freie Presse verfolgt; die Repräsentation des Volks verfälscht; das Finanzwesen zerrüttet, die Staatseinnahme verpfändet; die Schuldenlast vermehrt, und die Bestechlichkeit der Beamten Regierungssystem. Da erhob sich, zum erstenmal in wunderbarer Eintracht, das ganze Land voll Unwillens gegen die neuausgebrütete Aristokratie einzelner mitbürgerlicher Geschlechter, im Sommer des Jahrs 1829. Die Reform der Verfassung ward begonnen und glücklich durchgeführt, und lockte bald auch zwölf andre Kantone der Eidsgenossenschaft, im folgenden Jahre, unter

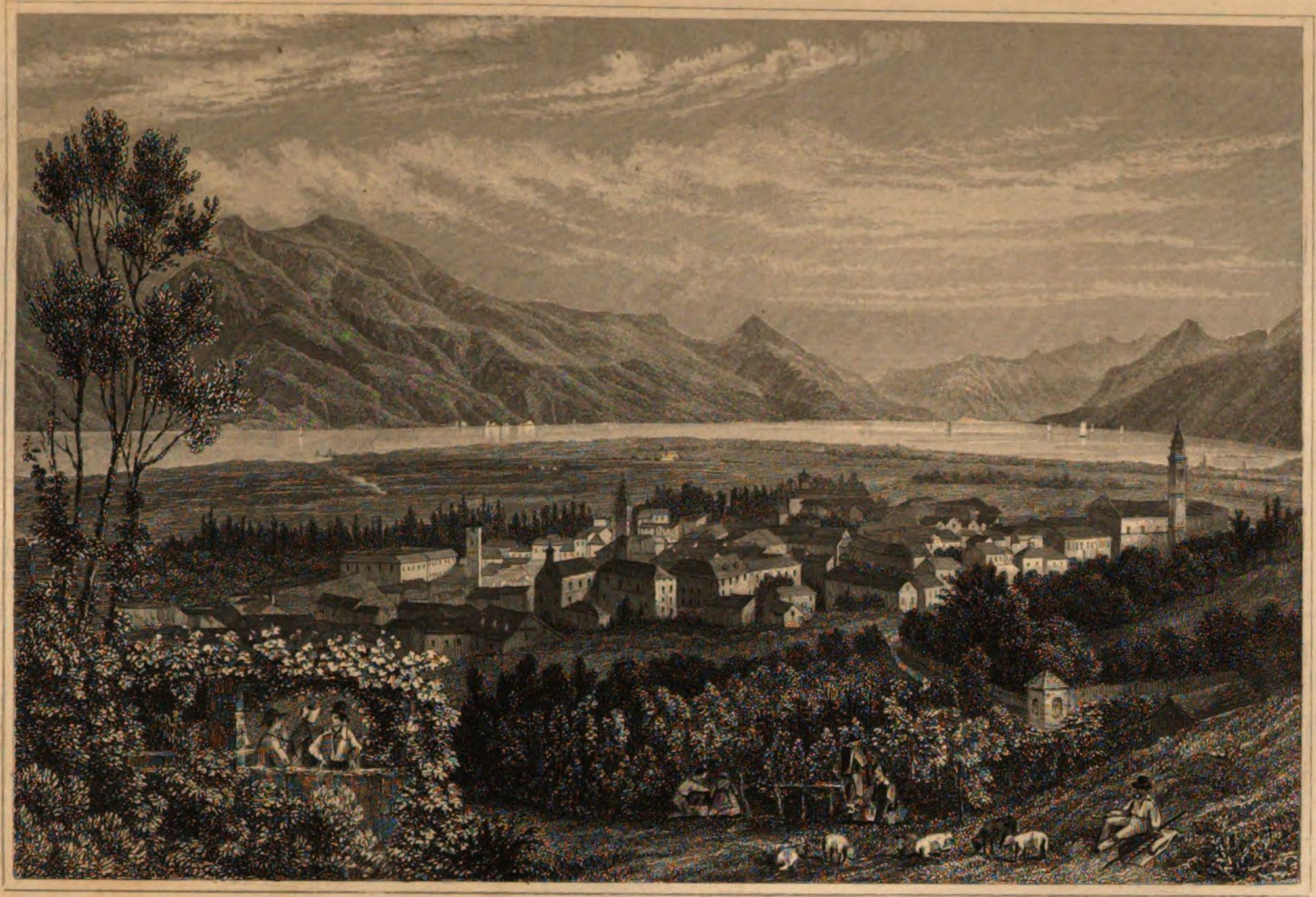
ähnlichen Beschwerden, zur Nachahmung des vom Tessin gegebnen Beispiels.

### 3. Locarno.

Italienische Bauart, italienische Luft, italienische Naturpracht und italienische Nachläßigkeit! Weinreben, die wild und üppig über zerrissenes Gemäuer und verfallene Gestelle ranken; Kapellen zwischen Lorbeergebüschen, die sich hangend im See spiegeln; ein warmblütiges, regsames Völkchen voller Lebelust und Andacht unter einem Himmel, dessen Winter selbst den Citronen- und Pomeranzenbäumen, bei nur weniger Fürsorge, nicht gar gefährlich ist.

Das Städtchen Locarno (deutsch Luggarus) am Lago maggiore, obgleich es in kaum 300 Häusern nicht volle 2000 Einwohner hat, ist dennoch, neben Lugano und Bellinzona, eine der drei Hauptstädte des Kantons Tessin, wo, abwechselnd mit jenen beiden, die höchsten Behörden des Landes, sechs Jahr nach einander ihren Sitz haben. Denn einer einzigen Ortschaft diesen Vortheil oder diese Ehre zu gönnen, wie in den meisten andern kleinen Staaten der Schweiz, dazu hätte sich neidischer Eigennutz, oder stolze Eifersucht der Tessinesen nimmermehr bereden lassen. Zudem ist die Stadt, in reizender Lage am Seehafen und Fuß des Gebirgs, in neuerer Zeit um Vieles verschönert worden. Es fehlt ihr nicht an prächtigen Kirchen neben vier Klöstern; und alle vierzehn Tage wird sie durch einen Markt, den bedeutendsten des ganzen Landes, belebt, wozu alle Gebirge und Thäler des Tessin, und das benachbarte Piemont und Lombardien, Käufer und Verkäufer in ihren bunten Landestrachten in Fülle senden. Ein Markttag zu Locarno ist wirklich eins der sehenswürdigsten Schauspiele, wo Männer und Weiber aus abgelegnen, nie von Fremden besuchten Thälern, in ihren oft geschmacklosen, oft malerischen Nationalgewändern, erscheinen und wie im Karneval durch einander schwärmen; hier halbnakte, braungelbe, schreiende Fischer, dort im neuesten Modegeschmack elegante Zierlinge; hier cretinenartige Geschöpfe, dort griechische Göttergestalten aus einem Piemonteserthal, oder die mit Gold- und Silberfransen geschmückten Schönen des Vegezzathals.

Eine andre Merkwürdigkeit dieses Städtleins oder Marktfleckens ist der unsterbliche Spießbürgergeist seiner Bewohner. Man sollte es nicht glauben, und doch ist es Wahrheit, daß sich in dieser dünnen Bevölkerung noch immer, in siebenfacher Abstufung, ein Unterschied der Stände behauptet, oder vielmehr der Volksklassen, wie man,



C. Hommel & H. Winkles sculp.

LOCARNO

Carlsruhe im Kunst-Verlag.

seit dem Mittelalter, nicht leicht anderswo in einem solchen Erdwinkel findet. Oben an stehn die Signori Nobili; ihnen folgen die Borghesi oder Bürger und die Terrieri oder alten Landsaßen. Sie haben den Vortheil der Weidgangsrechte auf übelbenutzten, verwahrloseten, weitläuftigen Bergwiesen, die den Antheilhabern im Jahr wenige Lire abwerfen, und durch bessern Anbau große Geldsummen eintragen könnten. Minder beglückt durch solche Privilegien sind die Oriondi (Eingewanderte aus den Dörfern), die Sessini oder Hintersaßen, die Quatrini und die Mensualisti, oder hier angesiedelten Ausländer.

Vor Zeiten war Locarno größer und reicher, als in unsern Tagen. Noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wie man versichert, zählte der Ort fünftausend Einwohner. Der düsterste Fanatismus half ihn entvölkern und des alten Wohlstandes berauben. Ein frommer und freisinniger mailändischer Priester, Beccaria, hatte schon ums Jahr 1534 den Geist der Kirchenverbesserung nach Locarno gebracht. Wie still sich der Reformator mit den übrigen Neugläubigen verhielt, ward er doch für den aufgewiegelten Pöbel der Gegenstand des Fluchs. Seines Lebens nicht mehr sicher, mußt' er sich in das Misoxerthal der freien Bündner flüchten. Aber auch seine kleine verlassene Gemeinde hatte kein besseres Loos. Durch Beschluß einer Tagsatzung der Kantone ward entschieden, daß die reformirten Locarner, wenn sie nicht zur katholischen Kirche zurückkehren würden, ihre und ihrer Väter Heimath mit Weibern, Kindern und all ihrer Habe auf ewige Zeiten verlassen sollten. Am 16. Jänner 1553 ward ihnen das schwere Urtheil verkündet und die Frist ihres Abzuges auf den dritten Tag Märzes angesetzt. Allein folgendes Tages traf der päpstliche Nuntius Octavian Riperda, in Begleitung von zwei Mitgliedern der Inquisition, ein. Dieser Mann Gottes überhäufte erst die Gesandten der Herrscherkantone mit Vorwürfen wegen ihrer Menschlichkeit und Milde; forderte dann die Austreibung der Abtrünnigen ohne längere Verzögerung; auch sollte man den Eltern ihre Kinder entreißen, um wenigstens die Seelen der Letztern zu retten. Zwar blieb es im Ganzen beim frühern Beschluß; indessen bewirkte der Nuntius doch, daß ein längst eingekerkerter Reformirter hingerichtet werden mußte, weil ihm Schuld gegeben war, die heilige Jungfrau gelästert zu haben.

Der dritte März erschien. Es lag, bei scharfem Frost, tiefer Schnee. Aber ohne Erbarmen wurden Männer und Weiber, Greise und Kinder, zur Abreise versammelt, über anderthalb hundert an der Zahl, die von ihrem Glauben nicht lassen wollten. Da trat ein

Geistlicher gegen den traurigen, zitternden Haufen und rief: „Es fehlt einer von ihnen, Antonio Trevano!" — Er lag gefährlich krank. Aber man riß den Mann aus dem Bette, und schleppte ihn zu den Uebrigen. Der Priester schrie abermals: „Auch ein Weib fehlt, die Frau des Giovanni de Riva!" Sie war in derselben Nacht niedergekommen. Priester und Pöbel eilten dahin, rissen die Wöchnerin aus dem Bette und schleppten sie mit ihrem Säugling zu den Uebrigen hin. Der lange, jammervolle Zug der Verstoßenen trat durch Schnee und Frost die Wanderung an. Man warf ihm Steine und Schneeballen nach, Flüche und Spottnamen. An demselben Tage starb unterwegs die junge Wöchnerin, und ihr Säugling und der unglückliche Antonio. Der Zug mußte bis in die dunkle Nacht noch bis ins Misoxerthal fortgesetzt werden. Diese Auswanderung der Locarner, dies Werk der Priester, im Namen des Gottes der Barmherzigkeit und der Religion der Liebe vollbracht, bildet ein finstres Seitenstück zur Emigration der Salzburger.

Im Mai kamen 116 der Ausgestoßenen über den See gen Zürich. Unter ihnen befanden sich wissenschaftliche Männer, Künstler, Handwerker und die alt adlichen Geschlechter der Orelle, Muralte und Duno's. Ihre Ankunft war ein Fest- und Freudentag der edelmüthigen Züricher, welche die Vertriebnen mit rührender Liebe und Gastfreundlichkeit aufnahmen und behielten. Diese siedelten sich hier an; gründeten Seidenfabriken und andre Gewerbe. Locarno's Wohlstand aber ging niederwärts, und hat sich nach beinah 300 Jahren nicht wieder erheben können. Weder Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens half, noch der Vortheil des bequemen Hafens am vielbeschifften Lago maggiore, der sich in einer Länge von mehr denn 15 Stunden, zwischen der Schweiz und Italien dem Handel als Wasserstraße anbietet, welche westwärts mit dem Verkehr von Genua, ostwärts durch den Tessin, durch den großen Kanal und den Po, mit dem adriatischen Meer in Verbindung setzt. Seit 1826 durchkreuzt diesen schönen See auch ein Dampfschiff von 16 Fuß Breite und 90 Fuß Länge, mit der Kraft von 14 Pferden.

Was ehmals Locarno war, hat zum Theil ein vordem unbekannter, kleiner Ort, am gleichen Seeufer, in der Nähe des lombardischen Städtchens Palanza errungen. Er heißt Intra. Er gleicht einer schön gebauten Stadt, mit großen Plätzen, weitläuftigen Gebäuden, Fabriken, Manufakturen, Bleichen und Färbereien. Er hat sich des großen Transithandels bemächtigt und selbst viele Schweizer haben mit ihrem Gewerbfleiß hier Niederlassung gewählt, weil sie auf dem Boden einer Monarchie größere Freiheit fanden,

als auf der Schweizererde von Locarno, wo sie von republikanischer Spießbürgerei des Orts, von priesterlicher Bigoterie und Unwissenheit des Volks überall beschränkt wurden.

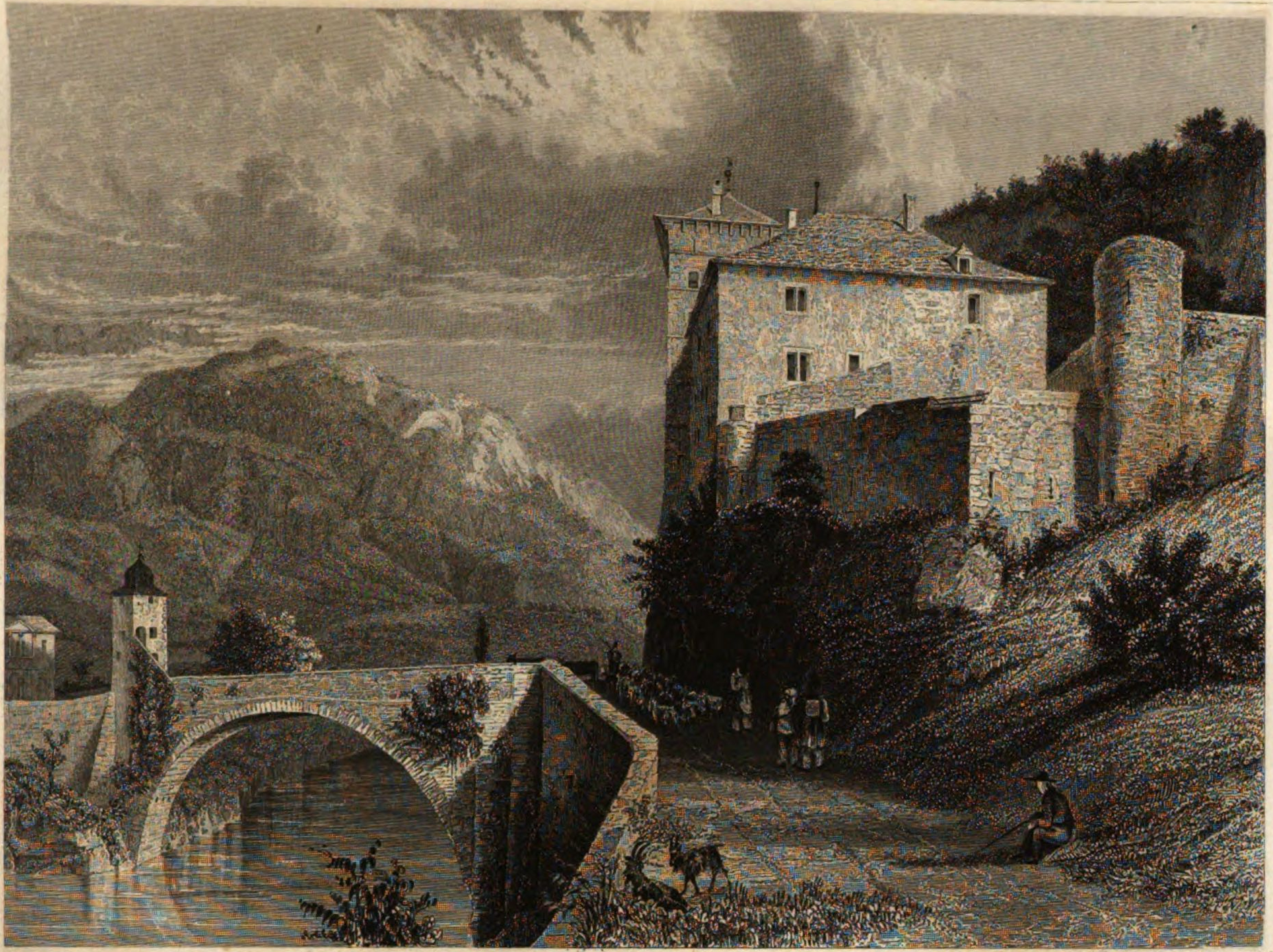
Auch ists in der Nähe von Intra, nur eine Stunde von da, wo aus dem Schoos des Sees die Gneis- und Glimmerfelsen der drei borromäischen Inseln emporsteigen, deren Gärten die Seegegend weit umher mit dem Wohlgeruch ihrer Blumen füllen. Wer kennt sie nicht aus den zahllosen Beschreibungen und Abbildungen? Und doch ists mehr die Pracht und stille Hoheit der Gebirgsumgebung, und die zwei Stunden weite Dehnung von der Breite des Wasserspiegels hier, welche auf das Gemüth des Wanderers zauberhaft einwirkt, als das steife Gartenwerk der Inseln selbst. Zwar ihre Palläste, ihre Umbüschungen und die sie umschwebenden Blüthendüfte machen in einer gewissen Ferne wunderlieblichen Eindruck. Aber bald wird er in der Nähe der Isola bella, durch ihre starre Terrassen-Pyramide gestört, welche dem geschmacklosen Kunstwerk eines Zuckerbäckers ähnelt, das er zu einem Tafelaufsatz bereitet hat. Zwar die Isola bella und madre mit ihrer mannigfaltigen und üppigen Vegetation, mit ihren Lauben von Citronen, Oliven, Rosen und Myrthen, mit ihren Cypressen- und Lorbeerhainen und den zwischen Felsen und Gemäuern wuchernden Agaven, Kaper- und Jasminsträuchen erregen eine zeitlang Erstaunen und Bewunderung. Allein das erste Entzücken verfliegt nach wenigen Tagen, da man überall in dem Gedränge der Herrlichkeiten Ueberladung und Künstelei findet, bei der zuletzt nur das Interesse des Botanikers und Gärtners anhaltender beschäftigt werden kann.

# XIV.

# Kanton Wallis.

## 1. Die Brücke von St. Maurice.

Eins der merkwürdigsten Thäler, nicht der Schweiz, sondern des gesammten Europa's, steigt in einer Strecke von 36 Stunden, selten oder nie eine Wegstunde breit, vom obern Theil des Genfersees bis zu den Rhonegletschern, an der Furca empor. Zur Rechten und Linken ist es von den allerhöchsten Gebirgen des Welttheils umfangen, zwischen welchen sich, von den Alpenhöhen herab, sechszehn Seitenthäler niedersenken und ausmünden. Im Hintergrunde, ostwärts, wird es vom St. Gotthard und dessen Nebenbergen verrammelt. Durch die Tiefe wälzt, zwischen Felshügeln und verheerten Ufern, der Rhonestrom seine weißgrauen Wellen, mit Steinschutt. Einzelne hohe Schuttkegel und Felsenhügel erheben sich, zum Theil schon wieder vom Strom zerfressen, im Thalboden, als Ueberbleibsel furchtbarer Ueberschwemmungen und Erdbeben. Die Menschen haben sich mit ihren Städten, Dörfern und Weilern dicht an den erhabnen Rand der Berge zurückgezogen, oder auf deren Höhen. Mehr, als ein halbes Hundert alter Burgen und Schlösser hängt an und auf schroffen Felsen umher, grau und schwarz wie sie, meistens in Trümmern. Alles stellt eine ungeheure landschaftliche Ruine dar. Aber die Natur hat diese Ruine freundlich in Wiesen und Wälder gehüllt und in eine Mannigfaltigkeit von Pflanzen, deren schon Albrecht Haller 3400 Arten zählte. Hier blüht die reichste Flora der Schweiz nordwärts der Alpenkette. Zwischen den Klippen von Sion wuchert der Granatbaum hervor, und weit jenseits droben, über die Lärchtannen der Alpen hinaus, wandelt man unter den Gesträuchen und Blumen Islands.



Winkles sculp.

RHONE BRIDGE, ST. MAURICE. RHONEBRÜCKE ZU ST. MAURICE. PONT SUR LE RHONE A ST. MAURICE.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag W. Creuzbauer.

Das ist das Wallis, mit einer Volkszahl von 70—80,000 Seelen. Die Ausdehnung seines Flächenraumes ist unbekannt: Wer weiß die Gränzen der Länder auf Gletschern und Firnen, die bei zwölf Stunden Wegs weit zusammenhängen, oder in unbewohnbaren Felsenwüsten zu finden? Es genügt, sie zu kennen, wo Strassenzüge über den Rücken der Hochgebirge laufen; oder wo Alpendörfer, die ein halbes Jahr im Schnee vergraben liegen, ihrem Vieh zwischen Kulmen und Zinken der Berggräthe Sommerweide suchen müssen.

Wiewohl sich längs dem linken Rhoneufer die Walliser Berge bis zum Genfersee erstrecken, tritt der Reisende auf der Landstraße doch erst beim Städtchen St. Maurice in das wunderbare Land ein. Hier drängen die einander gegenüber aufragenden Klippen und Felswände des Dent de Morcle und de Midi so eng zusammen, daß der Rhone kaum Raum bleibt sich hindurch zu pressen, und man vor Zeiten mit einem Schlüssel des Brückenthors den ganzen Kanton Wallis auf dieser Seite zuschließen konnte. Denn die Brücke, aus gehauenen Steinen, verknüpft beide Berge. Der Strom, der Engpaß, die Brücke, ein alterthümliches Schloß daneben, zum Theil bewohnbar, zum Theil nur zerfallendes Gethürm und Gemäuer, und an himmelhoher Felswand droben eine in dieselbe eingeschnittne Einsiedelei, bieten ein romantisches Bild dar. Das alte Rom hielt hier schon Militärposten; Kaiser und Könige des Mittelalters beschenkten die Abtei von St. Maurice mit Kleinodien und Reliquien, als einen der gesammten Christenwelt hochheiligen Ort. Denn ohnweit der Stadt selbst soll die thebäische Legion den Märtyrertod erlitten haben; auf dem mit ihrem heiligen Blut geweihten Platz Verollat sieht man heut noch gläubigen Wallfahrtern eine Kapelle geöffnet.

St. Maurice und der gesammte untere Theil des Wallis bis zum Fluß Morse, war ehmals unterthäniges Gebiet der sieben freien Bezirke oder „Centen“ des obern Wallis; und jeder dieser Centen war, was er auch izt noch ist, eine eigne selbstherrliche, mit den andern Bezirken verbündete Republik, unter selbstgewählten Obrigkeiten und selbstgegebnen Gesetzen. Auch heut noch ist das Land ein Föderativstaat, ohngefähr wie Graubünden; nur mit dem Unterschiede, daß jetzt das weiland herrschende Oberwallis in acht Centen zerfallen ist, und daß die ehmaligen Landvogteien im Unterwallis zu 5 eben so freien „Centen“ oder kleinen Republiken erhoben sind, welche in allgemeinen Angelegenheiten des Kantons, ihre Gesandte so gut, wie jene, zum Bundesrath, der aber „Land-

rath“ geheißen wird, jährlich zweimahl nach der Hauptstadt Sion schicken. Inzwischen ist wohl dafür gesorgt, daß das freigelassene Unterwallis, obschon es im Besitz einer größern, gewerbigern und zum Theil gebildetern Bevölkerung ist, im Landrath nicht den Meister spielen könne. Seine fünf Centen haben nur das Recht 20, hingegen die acht Centen des Oberwallis, 32 Stimmen in jener Staatsversammlung hören zu lassen. Dies ungleiche und, wenn man will, unbillige Verhältniß hat schon zu Zwisten und bürgerlichen Unruhen Anlaß gegeben. Ohnehin sind beide Landestheile von Nachkömmlingen zwei verschiedner Völkerstämme bewohnt, ungleich in Sprache, Charakter und Gesittung.

Denn während in der obern Hälfte des Landes, die Einwohner der Thäler deutschen Ursprung beurkunden, erscheinen die der untern als Kinder galischer oder romanischer Abkunft. Sie sprechen französisch, oder im Allgemeinen vielmehr ein wirres Welsch, welches aus Wörtern so vieler Nationen zusammengeschüttet worden ist, als sich jemahls in die Klüfte dieses Hochlandes auf Irrfahrten verloren haben mögen. Man hört da römisch und deutsch, neufranzösisch und galisch, hunnisch und arabisch durcheinander klingen. Denn sowohl von den Hunnen Attila's blieben hier zwischen Felsen sitzen, als im achten Jahrhundert von den Saracenen, oder „Ismaeliten“, wie sie in Mönchschroniken heißen, zurückgeblieben seyn mögen, deren kriegerische Horden die Dörfer und Klöster ohne Unterschied damals ausplünderten. Hier wäre für Alterthums- und Sprachforscher reiche Ausbeute zu machen. *)

Das biderbe, ungelenke, bedächtige Wesen der deutschen Walliser sticht gegen das lebendigere, redseligere und gefälligere der romanischen sehr ab. Wenn die Letztern streit- und prozeßlustiger sind, als jene, ist dies wohl eine Erbkrankheit, die ihnen, eben so gut, wie den Tessinern, von ihren ehmaligen gnädigen, aber gewinnsüchtigen Herrn und Landvögten eingeimpft worden ist.

Eine Art Nationalphysiognomie, wie man in vielen andern Kantonen findet, unterscheidet man hier nicht. Die Bewohner der seitwärts aufsteigenden Hochthäler sind im Ganzen kräftiger, frischer

---

*) Ein neuerer Reisender gibt davon ein Pröbchen. Als er in eine Hütte des Thales Herens trat, befahl der hochbetagte Eigenthümer derselben, einer jungen Frau, dem Fremden einen Stuhl anzubieten, mit folgenden Worten: „Neurâ, freinde bretschi on cabé a zu saho!“ Wörtlich sollte dies heißen: „Schweizertochter, spring, bringen einen Stuhl dem Herrn.“

und größer, als die des Rhone-Thals; Schönheiten jedoch in beiden Geschlechtern selten, oder durch ungestalte Kleidertrachten entstellt. Die Männer (ich spreche von Landleuten) wandern in ihren Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, braunem, oder schwarzem oder blauem Landtuch, meistens ziemlich unreinlich, einher; eben so unzierlich die Weiber, und nachläßig, in ihren Wämsern, Schnürbrüsten, das kleine runde Hütchen auf dem Kopf mit alten verblichenen Bändern verziert. Man findet hier so wenig als im Tessin, jene sonst bei Schweizer-Landleuten übliche große Sauberkeit, oder Eigenthümlichkeit der Tracht, vorherrschend. Eben so vernachläßigt und schmutzig sind in der Regel auch die ländlichen Wohnungen; selten nur von Stein und dann halbverfallen; mehrentheils von Holzstämmen, klein und niedrig, schwarz geräuchert, mit kleinen, alters- oder schmuzblinden Fenstern. Hin und wieder sieht man auch noch die alten Gemeindshäuser an ihrer Vorderseite grauenhaft mit Köpfen und ausgestopften Fellen von Bären, Luchsen, Wölfen und andern Raubthieren geschmükt, wie in einigen Berggegenden Graubündens.

Den traurigsten Anblick aber gewähren in den tiefern Rhonelandschaften des Unterwallis die zahlreichen Cretinen. Man kann im Durchschnitt in Ortschaften, die dem Cretinismus unterworfen sind, noch immer, auf hundert Einwohner, eins dieser elenden Wesen rechnen, die mit erdfahlen Gesichtern, schlaffen Mienen, dummstierenden Augen, Hals und Brust ekelhaft von ungeheuren Kröpfen belastet, zuweilen kaum Spuren der Vernunft verrathen. Manche sind sprachlos; ihre Stimme gleicht nur dem Blöcken eines Thiers; ihr grinsendes Lächeln jagt Furcht und Grausen ein.

Noch immer bleiben die Ursachen dieser entsetzlichen Verzerrung der menschlichen Gestalt Geheimniß. Thatsächlich aber ist, daß der ausgebildete Cretinismus hauptsächlich nur in Gebirgsländern (aller Welttheile) und dann nur in den tiefern Gegenden derselben bemerkt wird, die durchwässerten sumpfigten Boden und feuchte Luft haben, auch (wie an Schattseiten der Berge) eine zeitlang im Jahre der Frühstrahlen der Sonne entbehren. In ebnen Ländern, in hochgelegenen Thälern, an trocknen sonnigten Seiten tief liegender Thäler, erblickt man keine, oder nur selten, dergleichen unglückliche Geschöpfe. Unreinlichkeit und schlechte, wenig abwechselnde schwerverdauliche Nahrungsmittel, mögen bei Menschen, mit Anlagen zu scrophulösen Krankheiten, das Uebel bedeutend befördern. Die benachbarten, moorigten Ufer des Genfersees und dazu die von Zeit zu Zeit eintretenden Ueberschwemmungen der Rhone,

tragen ohne Zweifel nicht wenig zum Verderben einer Athmosphäre bei, die mit Sumpfluft geschwängert, in Hochthälern, sonnigten Gegenden und Ebnen etwa blos Wechselfieber erzeugen würde.

Zwischen den riesenhaften Felswänden und über einander gelagerten Bergen erzeugt der Sommer wahrhaft italienische Hitze, worin sich eine südliche Pflanzenwelt, zwischen Kastanienwaldungen und Weinreben, aufschließt. Oft aber wird durch die aus Thalschluchten vorstürzenden Bergwinde die Luft plötzlicher abgekühlt, als es der menschlichen Gesundheit immer zuträglich seyn mag. Merkwürdig ist dabei, daß der gewöhnliche trockne und kühle Ostwind im großen Rhonethal von Westen kömmt, und der Südwestwind sich von Osten her mit seinen Regenschauern thalabwärts wälzt. Die sonderbare Erscheinuug erklärt sich durch die Lage des Wallis, indem es sich von Nordosten nach Südwesten senkt. Morgenwärts wird der Ostwind von den hohen Gebirgen des Gries, des Gotthard, der Furca, Grimsel u. s. w. aufgefangen und wieder himmelwärts geworfen, und wenn er abendwärts wieder zum Thal niederfährt, prallt er von jenem Gebirgswall zurück, welcher vom St. Bernhard bis zum Dent de Midi das Thal dort zu verrammeln scheint. Hingegen die Süd- und Südwestwinde ergießen sich durch die Seitenthäler an den piemontesischen Gränzen und werden von den gegenüber aufragenden Massen der Hochalpen längs den Bernergränzen aufgefangen, dem Lauf der Rhone nach, abwärts gegen Westen hin gelenkt. Ich danke diese Beobachtung, die wenigen Reisenden bekannt ist, einem Mitgliede des wallisischen Staatsrathes, welches zugleich Arzt und Naturforscher ist.

Es wäre unrecht, im Unterwallis des Städtchens Martigni, oder Martinach, oder wenn man will des altrömischen Octodurum, zu vergessen. Es entfaltet am Fuß des St. Bernhardberges eben so romantische Ansicht und prachtvollere Aussichten, als St. Maurice, besonders von der Felshöhe, auf welcher die bemooseten Trümmer der Burg Labatie, oder Bastida, mit dem hohen, runden zerfallenen Wartthurm über die Thalwelt hinschauen. Von da erblickt man unter sich die freundlichen Wohnungen des Städtleins und weit hinauf das lange Wallisthal, wie eine Riesengasse, deren Palläste, links und rechts, Alpen und Gletscher sind, bis zum fernen Hintergrund, wo Alles im blassen Licht der Firnen verdämmert, die den St. Gotthard umringen. Man übersieht die lange Reihe von Verwüstungen der unbändigen umherschwärmenden Rhone, und jene einzelnen, sonderbaren, in der Ebne von ihr aufgethürmten Schuttkegel, wenn etwa einmahl da und hier herabgestürzte Lauinen

oder Felsen ihren Lauf unterbrachen und ihre Wildheit steigerten. Zum Beispiel im Jahr 1595 schwoll, so gehemmt, der Strom bis Martinach empor und fluthete da Menschen, Vieh und einige Hundert umherliegende Wohnungen mit sich hinweg.

Was vermag der Sterbliche mit aller Kunst gegen dergleichen Naturgewalten? oder wer im Gebirg weiß immer, von welcher Seite ihm der Tod droht? Ohnweit der Stadt mündet sich der Bergstrom der Dranse in die Rhone aus. Er rinnt aus den zehn Stunden langen Bagnegletschern zusammen. Im Frühling des Jahres 1818 waren, wo sich das freundliche, alpenreiche Bagnethal eng gegen den mehr, als 13,000 Fuß, erhabnen Berg Combin ausspitzt, ungeheure Eismassen von den Getroz-Felsen herabgestürzt. Sie verrammelten, 400 Fuß hoch und 3000 Fuß dick, den Ausgang des schmalen Hochthals, und den Ablauf des Dransestroms, der endlich dahinter zu einem beinah 200 Fuß tiefen See anschwoll, 650 Fuß breit und über drei Viertel Stunden Wegs lang. Tausende in den untern Thalgeländen, in Dörfern und Weilern, zitterten jede Stunde des Tags und der Nacht vor dem Augenblick, wenn der Druck einer so gewaltigen Wassermasse den Gletscherwall plötzlich durchbrechen würde. Die Gefahr zu mindern, wurden kunsterfahrne Männer zu Hülfe gerufen. Man schlug durch den Eisdamm einen Stolln, den See allmählig abzuzapfen; gefährliche Arbeit; Menschen hingen und kletterten, wie Ameisen, an den schlüpfrigen Schneemassen und glatten Eisklippen umher. Das Werk gelang. Das Gewässer begann allgemach abzufließen. Aber eines Nachmittags (am 16. Juny) sprengte mit Donnergetöse der Druck des Sees den Eiswall aus einander. Der sich überwälzende Schwall der Fluth stürzte brausend von Alpen zu Alpen nieder, durch Wälder und Dörfer, Alles zerreissend, was nicht jählings flüchtete. Bei fünfzig Menschen verloren in den Wogen das Leben. Ein Schaden von 1,109,759 Franken, nach amtlicher Schätzung, ward in einer Menge von Ortschaften beklagt. Zu Martigni allein wurden mehr denn 80 Gebäude verwüstet; und mehr, als eine halbe Million reichte nicht hin, hier das angerichtete Verderben zu ersetzen.

Fast alljährlich wiederkehrende Ueberschwemmungen der Rhone versumpfen und verpesten Boden und Luft der Umgegenden von Martinach, in denen Kretinen und Kröpfe, mit allen Abstufungen des Uebels, am häufigsten angetroffen werden. Indessen verbreitet der Waaren-Paß, welcher Italien mit dem Norden hier über den großen Bernhardsberg verknüpft, dennoch einen gewissen Wohlstand und einen Arbeitsfleiß, welcher, als wollt' er die Wildheit

der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In Erwähnung des St. Bernhardsberges mögt' ich die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahrszeiten 8 — 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 — 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desaix aus weißem Marmor bewahrt, alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß einer Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

---

## 2. Sion oder Sitten.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebne hervorsteigend,

eng. by Winkles.

SITTEN. SION.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In Erwähnung des St. Bernhardsberges mögt' ich die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahrszeiten 8 — 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 — 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desaix aus weißem Marmor bewahrt, alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß einer Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

---

## 2. Sion oder Sitten.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebne hervorsteigend,

eng. by Winkler.

SITTEN. SION.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In Erwähnung des St. Bernhardsberges mögt' ich die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahrszeiten 8 — 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 — 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desaix aus weißem Marmor bewahrt, alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß einer Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

---

## 2. Sion oder Sitten.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebne hervorsteigend,

eng. by Winkles

SITTEN. SION.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

der Natur durch Schmeichelei versöhnen, ihre Verwüstungswerke mit immer schönern Gebäuden, Fruchtfeldern, Anlagen, Gemüse- und Blumengärten umkränzt.

In Erwähnung des St. Bernhardsberges mögt' ich die zahlreichen Schilderungen desselben hier nicht vermehren. Man kennt die Schrecken dieses rauhen Weges, im Winter durch tödlichen Frost, im Frühling durch Herabsturz der Schneelauinen, im Sommer durch Gewitterstürme, verführerische Nebel und plötzliche Schneegestöber gefährdet. Man kennt die menschenfreundliche Stiftung des Hospizes auf der Höhe des Uebergangs, 7680 Fuß über dem Meere, wo in allen Jahrszeiten 8 — 12 Augustinermönche Wohnung haben, um Reisende, und wären es ihrer 2 — 300 zugleich, gastfreundlich zu verpflegen; oder mit Hülfe ihrer klugen Bernhardshunde Verunglückte zu retten; kennt das Todesthal im wüsten Chaos zusammengefallener Berge, wo die Todtenkapelle eine Leichenherberge der von Frost und Schnee getödteten Wanderer ist. Von jener Kapelle an, bis zum kleinen See jenseits dem Kloster, predigt hier wie vielleicht an keinem andern Ort, Kunst und Natur, zwischen Eis und Himmel, nackten, starren Klippen und jenem Kirchlein, welches das Mausoleum des Feldherrn Desaix aus weißem Marmor bewahrt, alles nur Tod, Entseelung der Natur, Untergang.

Ob vor 2000 Jahren schon Hannibal mit seinem Heer sich über dies Gebirg nach Italien Bahn gebrochen habe, wird wohl ein Räthsel für Alterthümler bleiben; aber in frischer Erinnerung ist, wie in neuerer Zeit ein neuer Hannibal seine Tapfern zur Eroberung Italiens hinüber geführt hat. Mehr denn 150,000 Mann des französischen Heers unter Napoleon überstiegen nach einander, binnen drei Jahren, den Berg. Als Cäsar Berthier (im Anfang Novembers 1810) mit seinen Heerhaufen, die er dem Kaiser Napoleon zuführte, über den Bernhard zog, ward die Kälte so furchtbar, daß einer Menge der Krieger Hände, Ohren, Nase und Füße erfroren.

---

## 2. Sion oder Sitten.

Die Hauptstadt des kleinen wallisischen Bundesstaates, nicht unzierlich gebaut, doch kaum von drittehalbtausend Seelen bevölkert, liegt am Fuß des Gebirgs, hinter welchem das zehntausend Schuh hohe Wildhorn die beschneiten Zinken verbirgt. Um zwei Felsenhöhen voller Klippen, aus den Wiesen der Ebne hervorsteigend,

eng. by Winkles.

SITTEN. SION.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

lagern sich malerisch Wohnungen, Kirchen und Klöster des Städtchens; und auf jedem jener Felsgipfel, 4 und 500 Schuh hoch, schauen zerfallene Burgen und Tempel über die fruchtbaren Flächen des Grosthals, welches sich hier am breitesten ausstrekt. Ein Bergstrom, die Sionne, oder der Sittenbach, dem Gletscher des Geltenhorns entsprungen, fließt da vorüber, dem Bett der Rhone zu. Bald steht er wasserlos, bald schwillt er über seine Ufer hinweg und verödet die Nachbarschaften; am gefährlichsten aber dann, wann zugleich die ebenfalls angewachsene Rhone seine Gewässer gegen die Stadt zurückstauet. Dann wird das Land umher zum See, und Wellen rauschen durch die Gassen des untern Stadttheils, welche mit Bergschutt und Sand überfüllt werden. Im Jahr 1778 lagerte der heruntergewälzte Schutt so hoch auf dem Straßenpflaster, daß er das Thor gegen Leuk vollkommen verschloß. Wer nach Ablauf des Wassers zum Thor hinauswollte, mußt sich gefallen lassen, auf dem Bauch hindurch zu schlüpfen. Das Hinwegräumen der angeschwemmten Grien- und Kieslager verursachte einen Aufwand von 150,000 Franken, ungerechnet den Schaden an Gebäuden, Geräthen, Wein- und andern Waarenvorräthen.

Die beiden romantischen, mit Trümmern gekrönten, Anhöhen neben der Stadt heißen Tourbillon und Valeria. Auf jener stand vorzeiten eine bischöfliche Burg aus dem dreizehnten Jahrhundert. Sie ward (erst am 24. Mai 1788) ein Raub der Flammen, als zugleich zwei drittel der Stadt von einer Feuersbrunst in Asche gelegt wurden. Binnen vier Stunden waren dreihundert Familien ohne Obdach; 126 Wohnhäuser, nebst mehr denn hundert Scheuren und Ställe, Staub und Kohle. Auch auf dem hohen und langen Felsen von Valeria, der an drei Seiten senkrecht in die Tiefe geht, war vorzeiten eine Burg zu sehen, deren gothischer, vierekter Thurm, ein Denkmal ihrer Stärke, den Jahrhunderten trotzte; und nur 40 Schritt westwärts, das Schloß Majoria, der Bischöfe von Sion alter Wohnsitz. Dies Alles, mit seinen alterthümlichen Herrlichkeiten ging an jenem Schreckenstage in den Gluten unter.

Mancher andere Unfall früherer und späterer Zeiten schmälerte aber besonders die Macht des Mächtigsten in diesem Hochlande der Schweiz, nämlich des Bischofs, der sich des heiligen Röm. Reichs Fürst, Graf und Präfect des gesammten Landes hieß, und ehmahls nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften im Wallisgebirg ausübte. Indessen gilt auch heut noch seine Stimme im allgemeinen Landrath des kleinen Bundesstaates soviel, als die Stimme jedes der dreizehn Centen oder

Zehnten; und weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die unwissende, glaubensvolle Bevölkerung der 112 Pfarreien und Kaplanei-Oerter geblieben, und auf eine zahlreiche Welt- und Klostergeistlichkeit, die in jedem Zehnten von einem seiner Statthalter oder „Supervigilanten" bewacht und geleitet wird. Das Ansehen weltlicher Beamten in einem Volksstaate beruht auf der oft unsichern Autorität der Gesetze, und auf den wandelbaren, materiellen Interessen der Familien. Der Beamte selbst ist das Geschöpf der Volkswahl. Nicht also der Priester. Er steht unabhängig in der bürgerlichen Gesellschaft, als Diener und Geweihter einer fremden und höhern Gewalt, mit deren Geheimnissen er vertraut ist. Die Intressen, welche die Volksmenge an ihn knüpfen, sind die feierlichsten der Menschheit, Erwartungen von Ewigkeit, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, die Stimme der Kirche tönt weit über das Grab hinaus. Der bürgerliche Gesetzgeber, der Richter und Regent straft nur den Leib, berührt nur das Haus und äußere Gut. Der Priester ergreift das innere, geheime Leben seiner Gläubigen, leitet sie damit nach seiner Ansicht. Der Staatsmann, wie der Vorsteher des kleinsten Dorfes, unterwirft sich der, nicht im Namen des Priesterthums, sondern im Namen Gottes und seiner Heiligen, geübten Herrschaft; wenn auch nicht immer aus religiöser Ehrerbietung, doch aus furchtsamer Weltklugheit. Denn wer mit der Geistlichkeit bricht, von dem weicht das überfromme Volk zurück. Religionsgefahr ist den katholischen unwissenden Hirtenvölkern eine furchtbarere Drohung als Vaterlandsgefahr.

Alle kleinen katholischen Republiken der Schweiz, nur mit wenigen Ausnahmen, sind heutiges Tages wahre Theokratien, in denen sich die priesterliche Hoheit, zwischen aristokratischen und democratischen Elementen, beide durchwuchernd, beide verdeckend, emporgedrängt hat. Weltliche Obrigkeit, ohne Beistimmung der geistlichen, steht machtlos. Die eine, wie die andere, sind sich dieses Verhältnisses bewußt; aber der Clerus, mit schlauer Bescheidenheit, gesteht nur ein, daß die Kirche neben dem Staat, nicht über ihm sey; und die weltlichen Magistrate fühlen sich durch dies Zugeständniß, wenn auch nicht geschmeichelt, doch getröstet. Mit gleicher Eifersucht, wie die irdische Regierung den Gränzumfang des Landes gegen die Nachbarstaaten hütet, bewacht die priesterliche, Grund und Boden ihres geistigen Gebiets gegen weltliche Eingriffe. Dieser Boden, auf welchem ihre Macht ruht, und aus dem sie erwächst, ist die fromme Unwissenheit der Volksmenge. Darum behält die Priesterschaft sich die Besorgung des öffentlichen

Unterrichts und Leitung des Schulwesens in Wallis vor. Sie will für den Geist des großen Haufens keine Erleuchtung, die zum Selbstdenken verführt, keine höhere Belehrung. Denn mit des Volkes Mündigkeit würde des Priesters Vormundschaft enden.

So bleibt dies Land in angestammter Geistesarmuth, deren Gefolge, neben zäher Anhänglichkeit an Uebung und Aberglauben der Vorwelt, häusliche Verarmung in Dörfern und Städten ist. Zu Sion und Brieg haben auch die Jesuiten seit zehn Jahren wieder Collegien, in welchen die Söhne vornehmerer oder reicherer Familien ihre Geistesrichtung empfangen. Fabriken und Manufacturen oder öffentliche Bibliotheken sucht man da nicht. Doch zur Begünstigung des Waarendurchgangs unterhält der Staat gute Hochstraßen durchs Hauptthal, die nicht mehr, wie vorzeiten, mit den schauerlichen Insignien der wallisischen Justizpflege geschmükt sind.

Vorzeiten nämlich sah man, längs allen Landstraßen, Hochgerichte und Schnellgalgen, an welchen die verwesenden Leichname der Gehenkten Jahrelang zur Schau blieben. Jeder der kleinen Bezirke, oder Centen, besaß seinen eignen Galgen, wie sein eignes Blutgericht, wodurch er selbstherrliche Macht beurkundet. Man muß es, als Fortschritt der Gesittung betrachten, daß jezt diese ekelhaften Schauspiele abgeschafft sind, an welchen besonders der Zehent von Leuk übermäßiges Wohlgefallen zu haben berühmt war. Eben so findet längst auch eine andere, zwar minder grausame, aber nicht minder widerliche Strafart in Wallis nicht mehr statt. Wer ehemals außer Stand war, seinen Gläubigern die Schuld zu zahlen, ward nach empfangenem Urtheilssprnch, vor das bischöfliche Schloß geführt, begleitet von allem schaulustigen Volk. Hier, in Gegenwart der ehrbaren Versammlung beiderlei Geschlechts, mußt' er die Beinkleider abziehen und mit entblößtem Hintern, den Zuschauern gegenüber, auf einen Stein sitzen. An einemmahle war's nicht genug; die Feierlichkeit mußte noch zweimahl wiederholt werden.

Am berühmtesten ist durch die Geschichtschreiber der Schweiz die Aufstellung und das Umhertragen der so genannten „Matze“ geworden, welche Bischöfen und Herrn gebracht zu werden pflegte, gegen die sich der Volkszorn entladen wollte. Man muß sich nicht wundern, wenn geistliche und weltliche Herrn einträchtiq bemüht waren, diesen uralten, ihnen allein gefährlichen Brauch der Democratie zu vertilgen.

Die Matze (italiänisch **Mazza**, Keule) war ursprünglich nichts anders, als eine hölzerne Keule gewesen, die als Zeichen des Aufstandes ausgestellt ward, und in die, wer Theil daran nehmen wollte, einen Nagel schlug. In spätern Zeiten flocht man eine Art

menschlicher Gestalt aus jungen Baumstämmen, mit Rebreisern und Wurzeln zusammen, und verzierte den Obertheil derselben mit Hahnen- und Kapaunenfedern. Nachts stellte man den Popanz an einen Baum oder Hag. Morgens versammelte sich bald herum neugieriges Volk von Vorübergehenden, bis der Haufe zahlreich genug war. Irgend jemand nahm die Figur dann und trug sie zu einer Wiese, wo die Menschenmenge Raum hatte, sie im Kreise zu umringen. Der Träger blieb bei der Matze stehn, um sie aufrecht zu halten; andre fragten, was sie begehre? oder wer ihr Leides gethan hätte? Der Träger schüttelte den Kopf, als wäre er stumm. Man wählte jemanden aus der Menge der Anwesenden, der im Namen Aller fragen mußte, und sich unwissend über die Ursach stellte, weßwegen die Matze erschienen sey. Er rieth auf diesen, auf jenen Herrn, der das Volk bedrücke, oder gegen das Vaterland handle, bis endlich der rechte Namen genannt ward. Dann nickte der stumme Träger plötzlich und machte Freudensprünge in der Luft. Nun ward berathschlagt, ob man der Matze Beistand leisten wolle, um die alten Uebungen und Rechte des Landes zu schützen. Erklärte sich die Mehrheit der Stimmen dafür, so ward der Tag zur Ausführung festgesetzt und der Ruf ging schnell durch alle Zehnten des Landes. Wer irgend unter den Herrn kein heiles Gewissen hatte, floh aus dem Lande, oder setzte sich mit seinen Anhängern in Vertheidigungsstand, oder beschwichtigte die Leute mit guten Worten, Versprechungen und Geldspenden. Gelang dies nicht: so zogen die Volkshaufen vor die Häuser der durch die Matze Verklagten, erbrachen die Gebäude, plünderten sie und verzehrten oder schleppten, als gute Prise, hinweg, was an Wein und Lebensmitteln vorräthig war. Man kann sich vorstellen, daß den Plünderern diese Art der Freiheit lieb und theuer war.

Doch, wie gesagt, die barbarische Sitte besteht nicht mehr. Die Walliser sind eins der frömmsten Völkchen geworden; fleißig zur Beichte und Messe, zum Rosenkranz, zu Prozessionen u. s. w. Für Pflege der Andacht fehlt es überall nicht an zahlreichen Festtagen, Klöstern, Kirchen, Kapellen, und Wallfahrtsorten oder Einsiedeleien. Einige der letztern sind wahrhaft romantisch, besonders die Einsiedelei von Longeborgne, Sion gegenüber, am linken Rhoneufer, hoch am Berge, auf einem kleinen Absatz der Felsen. Man gelangt dahin nur auf steilem, im Zickzack laufendem Pfade, der an der Bergwand, neben furchtbaren Tiefen, unter dem Brausen benachbarter Wasserfälle, zu nackten Klippen und kahlen Felsmauern emporkriecht. Es gehörte wohl die größte Verwegenheit der Andacht dazu,

sich neben einem Vorsprunge des Gesteins, über einem entsetzlichen Abgrund schwebend, Schlafkammern, Zimmer mit Ofen, Kapelle, Weinkeller u. s. w. in die Masse des Urgebirgs hineinzumeißeln, welches allmählig verwittert und zerbröckelt. Man hauset da nicht ohne Lebensgefahr. Vor 30 oder 40 Jahren brach ein gewaltiges Stück vom Felsen der Einsiedelei ab und stürzte zermalmend in die Tiefe. Und doch horsten dort immer noch zween Waldbrüder. Selbst ihr Trinkwasser, wenn es im nahen Brunnen fehlt, müssen sie, an den Felsen hinankletternd, aus einer höhern Quelle suchen und das Leben daran wagen. Einer der Eremiten hat es gewagt und verloren.

Berühmter, und bequemer dabei, ist ein andrer Wallfahrtsort, nahe beim Städtchen Sion. Es ist eine artige Kapelle neben den Ruinen von Valeria, in welcher seit dem J. 1696 die Gebeine eines großen Teufelsbanners und Wunderthäters, des Chorherrn Matthias Will, ruhn. Er hat durch Intervention seines Gebets mehr Krankheiten geheilt, als der Fürst von Hohenlohe, und weit mehr noch nach seinem Tode, als im Leben. Es gibt wenige Wochen im Jahr, in denen nicht Kranke und Lahme, oder „vom Teufel Besessene“ zu dieser Kapelle Zuflucht nehmen. Das Bild des himmlischen Günstlings sieht man in allen wohlhabenden Häusern des Landes; und so groß ist Ehrfurcht und Vertrauen der Walliser zu ihm, daß sie darüber fast die Schutzheiligen des Landes Theodul und St. Mauritius ganz vergessen haben. In der That ist auffallend, daß der Chorherr, der im Himmel soviel durch sein Wort vermag, doch eben so wenig, als Niclaus von der Flue, durch die römische Curie canonisirt und im Kalender zu höhern Ehren gehoben worden ist. Wenn beide, oder ihre irdischen Verehrer in der Schweiz, Geldes genug besäßen, beide wären, ohne Zweifel, Heilige des ersten Ranges geworden.

Hier vielleicht wäre der Ort, von berühmten Männern des Wallis ein Wörtchen einzuschalten; aber auch sogar für ein Wörtchen sind derselben zu wenig. Was würd' es helfen, einen Kardinal Matthias Schinner, Bischof von Sion, zu nennen, der seiner Zeit that, was viele Kardinäle nach ihm und vor ihm, indem er, voll schlauer Ränke, im Namen, aber nicht aus Auftrag, Gottes, Könige und Völker zum Blutvergießen gegen einander aufwiegelte. Wer, außer alten Geschichtforschern kennt ihn noch oder mögte seine Bekanntschaft machen? Bekannter selbst, als er, ist manchen der heutigen Zeitgenossen wenigstens aus öffentlichen Blättern, der General Rotten, jener tapfre Waffen-

gefährte Mina's in Catalonien und Vertheidiger Barcelona's. Raron im Wallis ist die Heimath dieses kenntnißvollen, im Umgang liebenswürdigen, auf dem Schlachtfeld furchtbaren Feldherrn. Er hatte sich, nach der Besetzung Spaniens durch französische Heere unter dem Herzog von Angouleme, in sein Vaterland zurükgezogen, wo er Theilnehmer einer neugestifteten Handelsgesellschaft zu Sion wurde. „Ach!" rief er mir einst mit komischem Jammer zu, als ich ihn in seinem Comtoir hinter dem Schreibetisch antraf neben Debet und Credit: „wie ist meiner armen Hand, der das Schwerd so leicht war, diese Feder so schwer!" Die Eidsgenossenschaft ehrte den Mann, und reihete ihn, als eidsgenössischen Obersten, *) in die Zahl ihrer Armeebefehlshaber ein. Mit scheuem Blick hingegen, und dies gehört zur Charakteristik seiner wallisischen Landsleute, betrachteten diese, ihren aufgeklärten Mitbürger als der Ketzerei im hohen Grade verdächtig. Sie erzählten mir im Vertrauen von namenlosen Greueln, die er in Spanien an allem Heiligen verübt haben sollte, und von unermeßlichen Schätzen, die er aus zerstöhrten Klöstern im Besitz hätte. Er kannte diese, von den Priestern verbreiteten Sagen, und schwer ists dem Manne von Bildung, das Leben unter dergleichen Umgebungen erträglich zu finden. Er kehrte wieder nach Spanien zurück (1835), als ihn sein Freund Mina zum Kampf wider die Karlisten rief.

---

### 3. Visp.

In trunkner Bewunderung malte Rousseau, in seiner „Heloise", das prachtvolle Gemenge des Anmuthigen und Entsetzlichen der wallisischen Landschaftgebilde. „Felsentrümmer, unermeßliche, hingen mir über dem Haupte;" schrieb er „bald benetzte mich dichter Nebel von hohen donnernden Wasserfällen. Bald riß neben mir, mit ewiger Gewalt, ein Waldstrom den Abgrund auf, dessen Tiefe die Augen nicht zu entdecken wagten. Zuweilen versank ich in der Finsterniß dichter Gebüsche, und trat ich aus einer Schlucht, lächelte mich plötzlich eine reizende Wiesenflur an. Ueberall wunder-

---

*) Die eidsgenössischen Obersten tragen unter diesem bescheidnen Namen Generalsrang. Ohne Unterschied, werden aus ihnen Generalinspectoren, Divisionsgeneral und Oberfeldherrn gewählt.

Müller del.   C. Frommel & H. Winkles sculp.

VISP

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

C. Frommel & H. Winkles sculp.

*THE BATHS OF LEUCK* **DIE BÆDER VON LEUCK** *LES BAINS DE LEUCK*

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

bare Mischung der wilden Natur mit Anbau von der Hand des Menschen, wo man ihn nie erwartet haben würde; neben einer Höhle ländliche Wohnungen; Weinreben, wo man nur Brombeergestrüpp gesucht hätte; Rebenhügel auf Bergfällen; edle Früchte auf Klippen; Äckerfelder in jähen Abgründen. — Zu Allem noch die Täuschungen des Auges, in der mannigfaltigen Beleuchtung von Gebirgsspitzen; das Helldunkel der Schatten und des Sonnenscheins; alle Zauberspiele des Lichtes, besonders in Abend- und Morgenstunden. Welch ein Theater, diese Perspective von Bergen an Bergen, wo die hohen senkrechten Gestalten das Auge unendlich mächtiger beschäftigen, als flache Ebnen, in denen ein Gegenstand den andern verdeckt!"

Es wäre wahrlich kein ganz leichtes Geschäft, die lange Reihe von Merkwürdigkeiten herzuzählen oder zu schildern, welche, von Sion hinauf bis zu den Quellen der Rhone, sich für den Beobachter malerischer Gegenstände, oder der Sitten, Verfassungsformen, Alterthümer und Eigenthümlichkeiten aller Art im obern Wallis mit unaufhörlichem Wechsel darbieten. Und doch fühl' ich mich in Versuchung, den Leser im Geist durch das wunderbare Thal entlang zu führen, um zur Physiognomie des Landes noch einige Züge liefern zu können.

Unter den wilden Gebirgen, im Süden von Sion, jenseits der Rhone, gehören die grünen mit ländlichen Wohnungen bedekten Vorberge und Maiensässen (**les Mayens**) zu den schönsten des Landes. Man nennt in der Schweiz die ersten Stufen des Gebirgs, zu denen im Frühling die Heerden hinaufgeführt werden, ehe sie Nahrung in den untern Alpen finden können, „Maiensässe". Schon Eschassériaux, ehmahls französischer Minister in Wallis, beschrieb die Pracht dieser Mayens, welche sich bis zum Walde Thjoung emporstrecken. —

Berühmter aber sind die Bäder von Leuk. Das Dorf dieses Namens selbst, am Fuß des Gebirgs, vor der Ausmündung einer Bergschlucht, ist mit seinen zwei halb- oder ganz-öden Schlössern, mit seinen baufälligen Hütten und unreinlichen Straßen, nichts weniger, als lieblich zu nennen; vielleicht eben darum desto pittoresker, wozu auch die nächste Umgebung mitwirken kann. Denn auch hier steigt ein Paar jener gewaltigen Schuttkegel, gegen 200 Schuh hoch, aus der Thalebne auf, zwischen denen die Rhone hinrauscht. Vermuthlich ist ihre Grundlage aus Felsentrümmern gebaut, die einst vom Hochgebirg niedergestürtzt sind. Dergleichen Felsstürtze verwitternder Bergkuppen, gehören auch

heutiges Tages zu nicht ungewöhnlichen Erscheinungen. Noch sind die Jahre 1714 und 1749 im Andenken, als ungeheure Massen der Diablerets in die wallisischen Alpen niederfuhren; Menschen, weidende Heerden, und Hütten unter dreihundert Schuh tiefem Schutt, eine Stunde Wegs weit vergruben; den Lauf der Ströme änderten und den tausend Schritt langen Deborence-See entstehn machten. Von den durch den ersten dieser Bergfälle verunglückten Hirten rettete damals nur Einer wunderbar genug sein Leben. Es war ein Mann des Bergdorfes Aven, in heitrer Höhe oberhalb Sion. An einem schönen Nachmittag (25. Septemper) befand er sich eben in seiner Sennhütte, als ihn ein Donnerschlag betäubte, und das Licht des wolkenlosen Himmels in Nacht verwandelte. Eine breite Felsplatte des eingestürzten Berges war so über sein Hüttendach gefallen, daß sie halbaufrecht, mit dem Obertheil an die Bergwand gelehnt, stehn blieb, und die ärmliche Wohnung gegen den immerfort nachprasselnden Schutt von Steinen und Erdhaufen schirmte. Der Verzweiflung und dem unvermeidlich nahen Tode preisgegeben, saß er Tage lang in seinem schauerlichen Grabe voll tiefster Finsterniß. Tröpfelndes Wasser, welches durch Steine herabsickerte und seinen brennenden Durst löschte, war endlich der erste Laut den er vernahm, und der ihn zum Versuch ermuthigte, in die Welt der Lebendigen zurückzukehren. Er entschloß sich rasch zur Arbeit. Noch in der Sennhütte befindliche Käse konnten ihn einige Zeit vor dem Verhungern bewahren. Aber ungewiß, wie lange er durch den zusammengefallenen Berg werde arbeiten müssen, nahm er von dieser Nahrung alltäglich nur wenige Bissen. Rastlos arbeitete er fort. Es vergingen aber Wochen; es vergingen Monate. Der Winter kam. Seine Kräfte verschwanden allgemach. In der Welt war er schon vergessen. Da, nach einem Vierteljahr, kurz vor Weihnachten, trat er endlich zwischen den Felstrümmern ans Tageslicht. Rings um ihn schweigende Einöde von Schneefeldern, Wolken und Felsen. Geblendet vom Glanz, entkräftet von Hunger und Anstrengung, übermannt von Entzücken, sank er ohnmächtig nieder. Als er sich selber wieder gewonnen hatte, richtete er seine Schritte durch die Schneewüste zur Heimath. Aber, als er ins Dorf Aven trat, floh Jeder voller Entsetzen vor seiner Erscheinung. Bleich, abgezehrt, mit wankenden Füßen, glich er einem umherwandelnden Todten. Alle Thüren wurden dem Gespenste verschlossen. Ein zu Hülfe gerufener Priester näherte sich zuletzt schaudernd, die wandernde Leiche oder das Gespenst zu

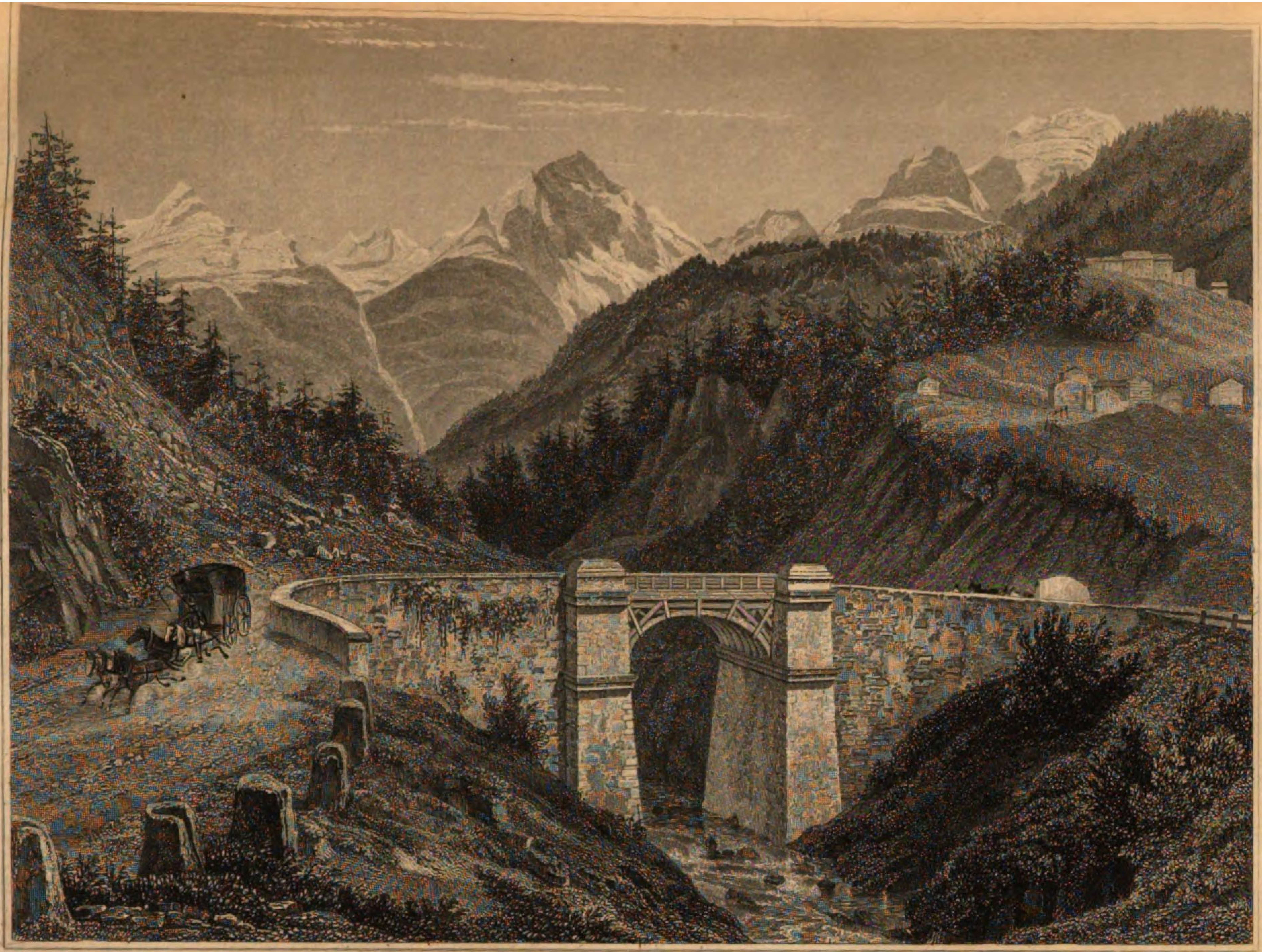
bannen, bis es dem Unglückseligen gelang, die Erschrocknen zu überzeugen, daß er wirklich lebe.

Vom Dorfe Leuk bis zum Bade dieses Namens, am Fuß der Gemmi, ists noch ein Weg von beinah drei Stunden Bergauf. Wo man dem Ende desselben naht, treten die hölzernen und steinernen Wohn- und Gastbäude im geräumigen Alpenthal dem Auge freundlich entgegen; im Hintergrunde die zerklüfteten, kahlen Wände der Gemmi, zwischen deren Klippen und Schluchten, neben senkrechten Abgründen, der Steg in Felsen gehauen über die Berghöhe (7,160 Fuß über das Meer erhaben) zu den Thälern des Berner Oberlandes leitet. Es wäre überflüssig von den berühmten Heilquellen zu erzählen, die hier, 4500 Fuß hoch über dem Meeresspiegel, mit 40 Grad (Reaumur) Wärme, an unzähligen Stellen des Thals, dampfend dem Erdboden entspringen. Wie übel immerhin auch für die Gäste, deren Bequemlichkeit oder Vergnügen, gesorgt seyn mag; wie beschwerlich für Kranke und Leidende der Weg bis dahin, und wie mangelhaft die Badeinrichtung selbst seyn mag, wo man, im weiten Raum des Gebäudes, buntgemischt Personen beiderlei Geschlechts und jedes Standes, Kapuziner und Kriegsleute, Bauern, Banquiers, ehrbare Matronen und empfindsame Damen traulich beisammen im Wasser erblickt: dennoch führt jeder Sommer eine Menge der Gäste herbei, die hier Genesung suchen. Das Kleinod der Gesundheit ist so edel; das Leben so süß!

Je weiter man das große Rhonethal morgenwärts, über Raron gen Visp, hinan kömmt, je kräftiger wird der Menschenschlag des Landes. Visp selbst, der Hauptflecken eines der Centen, liegt ungemein reizend am Gebirg, vor der Mündung eines Nebenthals, welches sich wieder in Seitenthäler zerspaltend, und in einer Länge von zehn Stunden zu den Gletschern des Monterosa zieht, an den Gränzen Italiens. Am Berg, hoch und niedrig, auf mannigfaltigen Stufen, liegen ordnungslos die Wohngebäude des Fleckens. Auf einem Felsenvorsprung ragt die schöne St. Martinskirche großartig mit ihrem hohen Thurm über das Thal hinaus. Drunten rauscht der Waldstrom des Visperthals dem Ufer der Rhone zu. Im Hintergrunde, wo weithin die finstern Bergkolosse ihre Füße durch einander verschränken, lagert das Weishorn seine breiten Gletscher aus, die weit über die ganze Gegend leuchten. Im vorigen Jahrhundert (1720) stürtzte auch hier eine große Masse des Gletschers herab. Nur durch den Druck der zerrissenen Luft, welcher von dem Fall des Eises bewirkt

ward zerstob, wie Spreu, die Hälfte des Dorfes Randa, das am Fuß des Gletscherberges einsam ruht, und ein Dutzend Menschen nebst vielem Heerdenvieh kam zerschmettert um. Das Schlimmste von Allem ist, daß der fürchterliche Nachbar, öfters schon durch ähnliches Unheil berüchtigt, es immerdar zu wiederholen droht.

Das arme Dorf Randa, wie gefahrvoll und hoch es auch liegt, ist noch nicht das letzte in dem Hochthal. Viel weiter hinauf, wo der Sylvio, (oder das Matterhorn) aus unübersehbaren Gefilden ewigen Eises seine schwarzen Granitkulmen in die Lüfte streckt, ruht gefahrlos ihm gegenüber, das Dörflein Zermatt inmitten grasreicher Wiesengründe, umringt von Alpen und Wasserfällen; und mehr denn tausend Fuß höher, abermals ein Weiler am kleinen Görnersee, 6270 Fuß über dem Meere. Die Leute dieses Weilers gehn, auch während ihres neun monatlichen Winters, zur Kirche von Zermatt, doch vorsichtig mit breiten Schneeschuhen von Holz und langen Stäben ausgerüstet. Wer die einfachen Sitten der Hirtenwelt in ihrer Reinheit erblicken will, muß in die Abgeschiedenheit dieser Seitenthäler dringen. Dahin gelangt selten oder spät Kunde von den Schicksalen der übrigen Welt. Ueppigkeit und Armuth sind da gleich unbekannt. Jeder hat, soviel er bedarf, und er bedarf zu seiner Zufriedenheit wenig. Niemand verriegelt, Tags oder Nachts, da das Haus; die Thüren sind ohne Schlösser. Alles ist sicher vor Allen. Rechnungen und Verträge werden noch durch ein Paar in Holz geschnittne Kerbe bezeichnet, und diese Kerbe haben so viel Glaubwürdigkeit, als irgend eine gerichtliche Urkunde. Streitigkeiten werden von erfahrnen Greisen geschlichtet. Dem Alter wird Ehrfurcht bezeugt. Gastfreiheit ist hier noch, wie in den Wüsten Arabiens, der Haupttugenden eine. Erscheint ein Fremdling, umringt ihn mit herzlichem Willkommen das Dorf. Mit deutscher Gutmüthigkeit bietet ihm jeder das Beste der Hütte an, und was die Heerde gewährt, und jeder schämt sich angebotne Bezahlung zu nehmen. So findet man hier die letzten Spuren des goldnen Zeitalters der Dichter, doch nicht inmitten des ewigen Lenzes, sondern des ewigen Winters. Es ragen da von allen Gebirgen des Wallis die höchsten und wildesten auf, deren Krone und Knoten, an der Gränze Italiens, der Monte Rosa ist. Er, 14,740 Fuß erhaben, will selbst an den Küsten Genuas auf den Appenninen, gesehn seyn. Von den neun Felshörnern desselben ist das höchste noch von keinem Sterblichen erstiegen, während der Gipfel des Mont-



C. Frommel & H. Winkles sculpsit.

GANTHER BRIDGE. **GANTHER BRÜCKE.** LE PONT DE GANTHER.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

blanc, seit dem Jahre 1786, schon vierzehnmal von kühnen Schweizern, Engländern, Polen, Kurländern und Amerikanern glücklich erklimmt wurde; immer mit Lebensgefahr, oft mit Lebensverlust Einzelner aus den Wandergesellschaften.

Wie unübersteigbar auch und graunvoll die lange Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien ist, führen dem ungeachtet fast aus allen südlichen Seitenthälern im hohen Sommer über die ewigen Firnen Bergpässe: freilich nur für Fußgänger voll Muthes. Indessen werden manche selbst von Saumrossen, zum Waarentransport, wenige Monate des Jahres hindurch betreten. Es bleibt eine meiner schönen Erinnerungen, als ich, vom wallisischen Eginenthal aus, die Höhe des Griesgletschers erreicht hatte, zwischen den Granitgipfeln des Albrun und des Novena; und mir durch die Todtenstille der leblosen Eiswelt plötzlich freundliches Geläute von Schellen und Halsglocken entgegenklang. Ein langer Zug schwerbelasteter Pferde, eins dem andern folgend, von wenigen Führern begleitet, erschien aus der Ferne über der Schneefläche, indem sich die Umrisse desselben scharf am Himmel hinter ihm zeichneten. Eine Handelskaravane in der stummen Einöde der Gletscher, eine Handelsflotte in der unsichern Einöde des Oceans, gleicher Bewunderung würdige Schauspiele, zeugen mit gleicher Kraft von der Macht des Menschengeistes, der, gegen alle Hindernisse der Natur, Völker durch den Verkehr mit Völkern verknüpft, die von Weltmeeren und himmelhohen Schneegebirgen geschieden sind.

Unter allen Bergpässen des Wallis aber ist die prächtige vierzehn Stunden lange Straße des Simplons der vornehmste. Dies Riesenwerk, welches auf Napoleons Geheiß, mit einem Aufwand von 18 Millionen Franks, binnen vier Jahren (seit October 1802) vollendet ward, kann hier nur genannt, nicht beschrieben werden. Unter den 22 Brücken über Abgründen ist die Ganthenbrücke eine der am wenigsten genannten, und doch durch ihren soliden und kunstvollen Bau und durch die wilde Umgebung der Voralpen eine der bemerkenswerthesten. Es ist in dieser Gegend weit um ein wunderbares Aufwallen der Berge, als hätte sie der kochende Erdengrund, wie Schaumblasen über Schaumblasen, aufgeworfen, bis der weiße Gischt sich über alle in Gletschern, Firnen und Schneefeldern ausbreitet; — links das silberne Bortelhorn, in der Mitte die hohe Pyramide des Fürken-Baumhorns; rechts Alle übergipfelnd in hoher Kuppe abgerundet, das Masenhorn. — Unter den sechs durch's Urgebirg gesprengten

Gallerien, diesen breiten, hochgewölbten Berghallen, ists unstreitig der Eingang zur großen über zweihundert Schritt langen Gallerie bei Gondo, welcher den vermessenen Schöpfergeist des Baumeisters am meisten ins Auge fallen läßt. Eine schroffe, nakte, zerbröckelnde Felsenmasse verrammelte da jählings die Fortsetzung jedes Weges. Sie steigt senkrecht vor dem Wandrer himmelwärts; ihr Fuß sinkt steil in einen entsetzlichen Abgrund; und vor ihr stürzt brausend durch die zerfressne Gebirgsschlucht, zwischen Klippen zerschellend, ein Waldstrom, der Alpirnbach, nieder. In seinem heftigen Fall lösen sich, unter ewigen Donnern, seine Wellen zum Theil in Wassergestäube, Schaumstrahlen und glänzende Flocken auf. Ueberhangende, finstere Steinblöcke, mit ihren halberstorbnen Tannen scheinen, jeden Augenblik, dieser unbändigen Fluth nachstürzen zu wollen. Und nun, über der durchwühlten, kochenden Tiefe, schwebt itzt eine zierliche Brücke zur wüsten Felswand, wie durch Zauber hingehaucht; Menschenhand hat dort die 500 Schuh dicke Gebirgsmasse durchbohrt und deren Inneres in eine bequeme Kunststraße verwandelt.

Vorzeiten hieß für den Reisenden, wenn er vom Genfersee ins Wallis trat, der Salanfefall, oder die Pissevache, und am andern Ende des Wallis, der Rhonegletscher die größte Sehenswürdigkeit. Heutiges Tages kennt man Wunder der Naturmacht in diesem Lande, welche größeres Erstaunen erregen. Jener Salanfefall, obgleich seine in der Luft schwebenden und zerfallenden Wogen 120 Schuh senkrecht niederfahren, wird von vielen Wasserfällen der wallisischen Seitenthäler an Schönheit und Höhe übertroffen. Pissevache dankt ihren größern Ruhm nur, daß sie sich dem Blick des Wanderes, nahe an der Landstrasse von St. Maurice gen Martinach, aufdrängt.

Unwandelbarer bleibt, und seltner übertroffen, die Herrlichkeit des Rhonegletschers, neben denjenigen Gletschern, welchen man sich wie denen vom Grindelwald- und Chamounythal, bequem und gefahrlos nähern darf. Er gibt mit seinen Schründen und Eisthürmen ein prachtvolles Bild, wie er vom hohen Galenstok, zerrissen und sich überwälzend, gegen das Rhonethal niedergeht; ein breiter, blendender Strom, der unten sich plötzlich ausdehnt und erstarrt. Die im Thal vor ihm aufgeworfnen, oder vielmehr zusammengeschobnen Schuttwälle, welche seinen Umfang umringen, sind Fustapfen, die er bei seinem Rückzug hinterließ, wenn er sich vor den schmelzenden Sonnen-Strahlen aus der Tiefe entfernen mußte. Mächtige Steinblöcke liegen weit

C. Rommel & H. Winkles sculp.

*GALLERIE OF GONDO.* **GALLERIE VON GONDO.** *GALLERIE DE GONDO.*

Carlsruhe im Kunst Verlag,

C. Frommel & H. Winkles sculp.

PISSEVACHE

Carlsruhe im [illegible]

umher gestreut, die man in der Ferne für Hütten, und Hütten, die man für verwitterte Bergtrümmer halten könnte. Links zieht ein Pfad zum Grimselpaß, rechts ein Weg zur Furka und dem Gotthard hinauf. Der Baumwuchs ist hier schon verschwunden, obgleich man sich noch kaum 5500 Fuß über dem Meere befindet; vielleicht ist er mehr durch die Nachlässigkeit der Hirten, als durch die Strenge der Natur zerstört.

# XV.

# Kanton Genf.

## 1. Genf, mit Rousseau's Insel.

Der Fremdling, welcher sich zum erstenmahl der uralten Allobrogen=Stadt naht, sey es von der Seeseite oder Landseite, mag sich etwas überrascht, und vielleicht in seinen Erwartungen getäuscht fühlen. Hier verkündet ihm nicht schon aus der Ferne ein Wald himmelanstrebender, großer und kleiner Thürme, in den verschiedenen Bauarten der Jahrhunderte aufgeführt, Stolz und Größe einer Stadt, welche bisher die volkreichste der Schweiz war; Genf gleicht einem berühmten Manne, dessen Namen alle Welttheile nennen, und der, wenn wir ihn selbst, in seiner bescheidnen Gestalt und einfachen Kleidung, vor uns sehn, uns einige Augenblicke verlegen und ungewiß macht, ob die Person wirklich zu ihrem großen Namen gehöre? — Auch das Innere der Stadt, mit ihren irregulären Straßen, wiewohl es nicht an vielen schönen öffentlichen und pallastartigen Privatgebäuden fehlt, gewährt nichts weniger, als den Eindruck des Großartigen. Im kleinen Umfang von 10 bis 11,000 Fuß durch Vestungswerke umspannt, drängen sich auf diesem Raum etwa 1400 Häuser zusammen, ohngefähr 30,000 Menschen zu beherbergen. Man mußte die Stadt luftwärts vergrößern, weil erdwärts der Platz dazu fehlte. Die Häuser sind vier, fünf und sieben Stockwerke hoch getrieben, als wären sie, vom Gürtel der Wälle geklemmt, in die Höhe geschossen, wie ein Wald bei zu dichtem Bestande. Selbst die maaslose Menge von Schornsteinen, welche wie Stacheln den Obertheil der Häuserreihen bekleiden, scheinen vom Druck und Drang der allzuvollsäftigen Körpermassen aus den Dächern hervorgetrieben zu seyn.

C. Frommel & H. Winkles sculp.

*GENEVA.* **GENF.** *GENEVE.*

Carlsruhe im Kunst Verlag.

Doch das Alles verliert und vergißt sich eben so schnell, als man's gewahrt, unter dem Zauber erhabner Anmuth, von welchem die ganze Gegend überflossen ist. Südwärts, wo der Gebirgsstrom der Arve, zwischen Hügeln und krausen Gebüschen der Rhone entgegentanzt, schmückt sich ein üppiges Gelände gefallsüchtig mit allen Reizen, welche kleine Weiler und Dörfer, halb versteckt in Obstwäldchen, edle Landhäuser im Schatten lombardischer Pappeln, ferne Städtchen, an Felsen geschmiegte Hütten, alle in lieblicher Vertheilung, zwischen Wiesengründen, Baumgruppen und Hügeln, dem Auge anbieten können. Rechts wird das Bild von den waldigen Halden des Juragebirgs und seinen starren Felsenkämmen umfangen; links von der hohen, farbiggestreiften, langen Bergwand des Saleve. — Hinwieder nordwärts fließt der weite Spiegel des lemanischen Sees aus einander; belebt von 3 oder 4 Dampfschiffen und Barken mit lateinischen Segeln; malerisch umufert von prächtigen Villa's, Rebhügeln, Dörfern, Alleen, Wiesen, Thürmen, Gebüschen und Gärten, die, in lieblichem Gedränge, um die Bewunderung des Zuschauers zu buhlen scheinen. Das Schweizergestade erhebt sich stufenweis, ein ungeheueres Blumengestell, bis zu den letzten Höhen von stattlichen Ortschaften und Landhäusern, zwischen Weinbergen und Wiesen, blühend, die unter sich, wie von Bändern, durch Straßen, zusammengeknüpft sind. Alles verkündet da den Boden, die Frucht und das Glück der Freiheit. Gegen über aber am andern Gestade stehn wild und nackt die Felsen und Eisberge Savoiens, mit dem Haupt über den Wolken; zu ihren Füßen die Armuth unansehnlicher Dörfer.

Kein Wunder, daß Genf und die Ufer des Sees, bis Vevay hinauf, die sommerliche Niederlassung zahlloser Lustwanderer aus Frankreich, Rußland, Deutschland, Polen, England, Amerika und andern entfernten Weltgegenden sind. Der See selbst, größer als das gesammte Landgebiet des Kantons Genf, (man berechnet den Flächenraum von diesem auf 22, von jenem auf 26 Geviertstunden) ermüdet keineswegs durch Einförmigkeit des Schauspiels. Fast täglich ändert er chamäleontisch sein Farbenspiel und die Physiognomie seiner Umgebung. Bald schmücken tändelnd leichte Lüfte sein bläuliches Gewand da und hier mit silbernen, breiten Wellenstreifen; bald schillert er in bunter Färbung dort grün, dort golden, oder blaßroth oder blau, hier dunkler, dort blitzend; zumahl an schönen, sonnigen Tagen, wenn selbst die nahen Riesenberge Savoiens sich nicht erwehren können, ihre Wolkenschleier

abzuwerfen, und, der ernsten Majestät vergessen, ein wenig zu lächeln. Unter Regenschauern, oder wenn sich der ganze Himmel in Gewittern erdwärts senkt, hüllt der Leman sein Bild in düstres Grau; schwarz steht das Gebirg neben ihm. Er erwiedert den Ungestüm des Sturms mit hoch auffahrenden Wogen, und den Blitz mit zurückgeworfnem Flammenlicht.

Aber ich will den vielbeschriebnen und vielbesungnen See nicht von neuem schildern. Wer weiß nicht von einer Pracht, welche selbst Voltaire und Rousseau, Matthison und Byron nur andeuten, nie darstellen konnten? Noch weniger mögt ich seine Naturmerkwürdigkeiten alle aufzählen, nicht die 30 Arten der Fische, die in seinen Tiefen, die 60 Arten Vögel, die 14 Arten Amphibien, die vielen hundert Arten Insecten, welche an seinen Ufern leben. Doch einer Erscheinung, die noch unerklärlich geblieben ist, will ich erwähnen, obwohl sie sich auch auf andern Seen zeigt, nur minder verspürbar, als auf dem Leman. Die Uferbewohner geben ihr den eigenthümlichen Namen der „Seiches“, welchen die französische Sprache sonst nicht kennt; am Bodensee nennt man sie „Ruhs“; so anderswo, anders. Es erhebt sich nämlich, meistens im Sommer, der See bisweilen theilweis plötzlich, besonders in der Nachbarschaft von Genf, um vier und fünf Fuß; bleibt in dieser Höhe einige Stunden lang und läuft dann wieder ab. Die Einen suchen die Ursach davon in einem örtlichen ungleichen Druck der Athmosphäre auf den Spiegel des Sees; die Andern in der electrischen Anziehungskraft der Wolken. Jener hat sich aber, meines Wissens, noch nicht durch barometrische Beobachtungen längs den Ufern erwahrt; diese würde hinwieder doch auch die Wolken vermögen, sich dem schweren Wasser zu nähern, welches Gegenanziehung äußern müßte. Andre wieder schreiben die stellenweisen Anschwellungen der Wassermasse den, durch ungleichen Wärmestand der tiefern Gewässer, erregten, Strömungen über dem Seegrund zu, zumahl dieser Seegrund selbst aus Hügeln, Längen- und Seitenthälern besteht, welche dergleichen Strömungen begünstigen, und an vielen Stellen eine Tiefe von einigen hundert, an andern von mehr, als tausend Fuß zeigt.

---

Die römischen Welteroberer hatten sich auch an dieses Sees Ufern angenistet; vermuthlich aber nicht wegen der Naturschönheiten. Man sieht noch heutiges Tages Ueberbleibsel von ihnen gebauter Kunststraßen an beiden Seiten des Leman, um das

wallisische Octodurum (Martinach), vielleicht auch den Bernhards-paß, mit dem uralten Aventicum (Wiflisburg oder Avanches) und der Stadt der Allobrogen am Engpaß des Jura, den die Rhone dort gebahnt hat, zu verbinden. So war Genf schon seit zwei Jahrtausenden, wenn auch nur durch seine Lage, ein wichtiger Punkt Europa's. Er ists geblieben, während der Strom der Jahrhunderte größere Städte und Staaten mit ihren Pallästen, Denkmalen, Thronen und Ueppigkeiten in den Abgrund des Nichts versenkte. Er ists geblieben durch den lebendigen wunderreich wirkenden Geist seiner Bürger, der von hier aus Lichtstrahlen über den Welttheil bis in die Steppen Rußlands warf.

Von hier aus wirkte Calvin, wenn gleich kein eingebohrner Sohn Genfs, doch durch die Freiheit der Bürger hier mächtiger, denn irgendwo, erschütternd gegen die Allgewalt des römischen Stuhls. Von hier aus kamen Beza, Turretini, auch Franz Jakob Lefort, der an der Seite des großen Czaar Peter die ersten Saaten europäischer Civilisation im moskowitischen Norden streute. Hier war die Heimath jener herrlichen Reihe großer Geister, welche Wissenschaft und Kunst, Gesetzgebung und Gesittung des Welttheils beförderten, wie de Luc, Senebier, Bonnet, Rousseau, die Saussures, und Tronchins, die Say, Mallet, Neckers, die Frau von Stael und viele andre, welche europäische Namen tragen. Hier wohnen und wandeln noch heut Männer unsterblichen Verdienstes, wie, neben andern auch der große Pflanzenkundige Decandolle oder Sismonde-Sismondi, der Geschichtschreiber u. s. w. Genf hat fast keine Straße, in welcher man dem Fremdling nicht die Wohnung eines Bürgers zeigen könnte, dessen Ruhm die Geschichte zur Nachwelt getragen hat. Genf ist heut noch durch kunstreiche Industrie, durch seine Gold- und Juwelenarbeiten, ausgezeichnet. Jährlich werden da bei 70,000 Uhren verfertigt und ins Ausland verkauft. Noch immer geht diese Stadt den übrigen Schweizern mit Beispielen musterhafter Einrichtungen und Anstalten voran. Eisendrahtbrücken, wenn auch nur für Fußgänger, wurden in der Schweiz zuerst hier versucht; hier zuerst Dampfschiffe gebaut, die man nachher auf andern Seen nachbildete. Genf zuerst hatte unter den Schweizerstädten, nach dem Vorgang Nordamerika's, ein verbessertes Correctionshaus für Sträflinge, als Musteranstalt aufgestellt. Von wie vielen weit größern Städten und Residenzen Europens läßt sich Aehnliches melden?

Das ist die goldne Frucht, die Genf vom Baume seiner Frei-

heit erndtete; eine andre, als welche man in den katholischen Hirtenkantonen, unter priesterlicher Obhut, bei persönlicher Ungebundenheit und geistiger Umschränkung, seit Jahrhunderten pflückt. Staatsverfassungen, republikanische oder monarchische, sind eben nur Formen, in denen Nationen, gegliedert zu einer einzigen Gestalt, als selbstständige Wesen gegen einander erscheinen und handeln. Die wilden Indianer an den Quellen des Oronoko und Missisippi haben auch ihren republikanischen Unabhängigkeitsstolz; sie sind frei, aber wild. Wer mögte zu ihnen gehören?

Seit den frühesten Tagen des Mittelalters rang Genf um den Preis eigner Selbstständigkeit, hernach innerer Freiheit. Anfangs war die Stadt mit ihrem Gebiet nur Lehn der Bischöfe. Im Kampf der Kirchenfürsten mit dem weltlichen Adel, erweiterten die Bürger, klug und entschlossen, ihre kärglichen Rechtsame; erhoben schon im elften Jahrhundert ihre Heimath zu einer Reichsstadt, und die Gewalt ihres Rathes über die des Bischofs. Dann im langen und blutigen Hader mit den ländersüchtigen Herzogen von Savoien, schlugen sie diese von ihren Mauern zurück, und vertrieben sie den Bischof selbst, sammt seinen Mönchs- und Priesterschaaren, zur Zeit der großen Kirchenreform. Nach diesen Siegestagen folgten im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, bei äußerer Sicherheit, die Zeiten der Ruhe, des friedlichen Erwerbs, des Aufstrebens in Kunst und Wissenschaft, des wachsenden Reichthums. Daneben aber entwickelte sich, mit dem Stillstand politischer Entfaltung, auch Fäulniß des Gemeinwesens, Vermoderung des alten, edeln republikanischen Zustandes zu aristokratischer Spiesbürgerei. Man sah, auf einem engen Gebiet von zwei geographischen Geviertmeilen, eine kleine Bevölkerung von kaum 35,000 Menschen, in schneidender Ungleichheit ihrer Rechte und Ehren aus einander scheiden und in ein halbes Dutzend wider einander eifersüchtiger Bürgerklassen gerinnen. Am tiefsten standen die Bewohner der Landschaft. Sie waren Unterthanen der Freien. Die Begünstigten der Unterthanen konnten in den Rang der Hintersassen (Domiciliés) emporsteigen, das heißt in der Stadt wohnen und in der Miliz dienen, selbst untere Grade in derselben bekleiden. Aber sie hatten nicht einmahl das, wenn auch beschränkte, Recht, Handel und Gewerb zu treiben. Dies genossen erst die Mitglieder einer höhern Klasse, die in den allgemeinen Namen der Einwohner (Habitants) begriffen waren. Erst Nachkommen derselben, die in der Stadt Eingebornen (Natifs) konnten sich für ihre Industrie ausgedehnterer Rechtsame erfreun,

aber doch nicht alle Arten des Verkehrs treiben. Dies ward allein den eigentlichen Stadtbürgern (Bourgeois) vergönnt, welche jedoch, als solche, noch keine Staatsbürger (citoyens) waren, das heißt keinen Anspruch auf Bekleidung von Staatsämtern, oder auf Stimmrecht in öffentlichen Angelegenheiten machen, oder nicht den Vorzug genießen konnten, weniger Abgaben und Lasten zu tragen, denn alle Uebrigen.

Die privilegirten Klassen der Stadt- und Staatsbürger, welche zusammen kaum sechszehnhundert Mitglieder zählten, wurden im nebenbuhlerischen Hader unter sich, wie mit der Klasse der Eingebornen, bald von der Menge der Letztern bedrängt. Mißvergnügte von jenen vereinigten sich mit diesen. Man strebte wieder nach demokratischerer Gestaltuug der Republik zurück, gegen den Stolz des Senats, der keine allgemeine Bürgerversammlung (Conseil-Général) mehr, wie in frühern Zeiten, berief. Es entstanden wieder Partheien, Zusammenrottungen, Aufläufe. Die Einen (oder Représentans) hießen den Senat unbedingten, alleinigen Repräsentanten des Volks; die andern (Négatifs) verneinten es. Mehrmals drohte Ausbruch blutigen innern Kriegs. Mehrmals mußten die mit Genf verbündeten Eidsgenossen, oder auch Frankreich, vermittelnd einschreiten, bis endlich Alles in den Greueln der Gesetzlosigkeit unterging und Mördereien, Hinrichtungen und Plünderungen, in Nachahmung der französischen Revolutionsgreuel, den Schluß machten. Genf verlor zuletzt sogar sein selbstständiges Daseyn, als es (1798) der französischen Republik einverleibt wurde; aber den Sinn für Freiheit, die Sehnsucht nach dem verlornen Glück, ließ es sich nicht rauben. Die Wiedervereinigung mit der Schweiz, (im J. 1814,) nicht blos wie vorzeiten, als zugewandter, oder verbündeter Ort, sondern als wirklicher Kanton der Eidsgenossenschaft und in seinem kleinen Gebiet um einige Geviertmeilen Landes vergrößert, stellte endlich das tiefgesunkene, halbverloschene Leben mit wunderbarer Schnelligkeit, und glänzender, als je zuvor, her. Der rauhe, von Natur unfruchtbare Boden, hat sich durch Kunst und Fleiß, wie zum Garten verwandelt; und mehr denn 56,000 Bewohner desselben, im Genusse voller Gleichheit ihrer staatsbürgerlichen Rechte, freu'n sich blühenden Wohlstandes. Selbst jene trauervollen Tage der innern Zerrüttungen und Kämpfe, und der Vernichtung des eignen Staatslebens durch Auflösung in das französische Reich, haben zum höhern Glück der Gegenwart und zum reinern Genuß desselben, wohlthätig mitgewirkt; gleichwie man, nach überwundener, schmerz-

voller Krankheit, das Kleinod der Gesundheit inniger zu lieben und umsichtiger zu hüten pflegt. — Dies die Geschichte des Ländchens.

Es ist das Schicksal aller Republiken, von Zeit zu Zeit durch Volkswankelmuth, Ehrgeiz der Partheiführer und bürgerlichen Zwiespalt, im Innersten zerrüttet, dem Untergange entgegen geschleppt zu werden. Der Unterthan der Monarchie steht gegen diese Gefahren geschirmt; er ist hinwieder denjenigen ausgesetzt, welche, bei Erbfolge seiner Fürsten, das Auftreten einer Reihe schwacher oder bösartiger Gebieter an der Stelle großer Regenten und ausgezeichneter Staatsmänner, herbeiführt. So gleicht sich auch da, wie immer, Vorzug und Nachtheil der verschiedenen Regierungsformen aus; nur mit dem Unterschiede, daß dort ein Volk selbstthätig gegen Uebel ankämpft, die es sich selber geschaffen hat, während es hier mit leidender Geduld unverschuldete Uebel trägt, deren Abhülfe es von der Huld des Zufalls erwarten muß.

---

Eine der reizendsten Stellen Genfs ist Rousseaus Insel. Zu allen Zeiten, selbst inmitten der bürgerlichen Unruhen des Freistaates, sorgten die Vorsteher desselben entweder für stärkere Befestigung, oder für Verschönerung der Stadt. Vor wenigen Jahren erst ward eine der Rhoneinseln dem Andenken des unsterblichen Mitbürgers gewidmet.

Schon ehmals führten zwei Brücken von einer Insel, die fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen ist, nach beiden Seiten der letztern. — Jetzt ist eine dritte Brücke da hinzugefügt, wo der See endet und die Rhone, in ihm gebadet und gereinigt, mit grünen, durchsichtigen Wellen aus ihm hervor rinnt. Dieser neue Bau ist großartig und geschmackvoll ausgeführt. Er lehnt sich an den geräumigen Quai des Bergues, dem jenseitigen Theil der Stadt gegenüber, wo, wie die Krone derselben, auf einer Hügelhöhe, die einst schon ein Sonnentempel der Allobrogen schmückte, nun die Peterskirche mit ihrem, der römischen Namensschwester nachgeformten, Peristyle, prangt. Ohnweit der Brücke steigt aus dem Schooße der klaren Flut eine kleine Insel. Sie gleicht einem Blumengarten. In ihrer Mitte erblickt man auf hohem Piedestal die bronzene Bildsäule des Jean Jacques Rousseau, ein Meisterwerk des Künstlers Cresatier zu Paris, desselben, der Napoleons Bildsäule auf dem Vendomeplatz

verfertigt hat. Der Weltweise von Genf, mit seiner melancholisch-gutmüthigen Miene, schaut sinnig vor sich hin; warum nicht mit wehmüthigem Lächeln auf eine Vaterstadt, die ihn einst im Leben unbarmherzig von sich ausstieß? — Doch nein; nicht seine Vaterstadt verstieß ihn. Nicht sie schleuderte das Decret des Fluchs vom 18. Juni 1762 gegen ihn; nicht sie ließ durch Henkershand seinen eben erschienenen „Contract social“ und „Emil“ öffentlich verbrennen; sondern der Zorn einer beleidigten Aristokratie war's und der fromme Ingrimm einer protestantischen Geistlichkeit, deren Fanatismus, wo sie ihm die Zügel schießen lassen darf, dem Fanatismus der katolischen Priesterschaft nicht nachsteht. Bald zwar erklärte sich der Großtheil seiner Mittbürger laut für den Verfolgten. Er aber kehrte nie wieder nach Genf zurück. Im Jahr 1836 ward am 28. Juni von den Genfern das Jahresfest seiner Geburt feierlich begangen. Magdalena Meßmer, 85 Jahre alt, die ihn im Val Travers einst, als seine Magd, in den Tagen der Noth und Dürftigkeit treu besorgt hatte und ihm immer ergeben geblieben war, sagte: Les temps ne sont pas differents, mais les hommes.

Rousseau's Einfluß auf sein Zeitalter und das nachfolgende Jahrhundert war fast nicht minder groß, in Bezug auf die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft, als derjenige der theologischen Reformatoren auf das kirchliche Leben im sechszehnten Jahrhundert gewesen war. Er hatte den Muth des Märtyrers gehabt, die verirrte Menschheit seiner Tage zu den einfachen und ewigen Grundsätzen der Natur und Vernunft zurückzuweisen, während die Völker, zwischen Lastern der Ueppigkeit und Armuth schwankend, den Willkühren des Despotismus und der Aristokratie gedankenlos angehörten, gedankenlos vor den Gebilden stolzen Priesterwahns knieeten, und selbst Wissenschaften und Künste fast nur im Frohndienst eines entnervenden Luxus ihr Leben fristeten.

Aber wahrlich, aller Zauber von Rousseaus Beredsamkeit hätte das Wunder nie, oder nicht sobald verrichtet; seine Schriften wären, wie andre, gelesen, gelobt und vergessen worden, hätte ihm nicht die hochfahrende Unbesonnenheit damaliger Regierungen von Genf, Frankreich und Bern, hätte ihm nicht der Fanatismus oder die erschrockne Dummgläubigkeit der katholischen wie der protestantischen Priesterschaft, und das Gebell literarischer Nachkläffer, kräftig zu seinem guten Werke Beistand geleistet. Alle diese erhoben sich lärmend gegen den Weltweisen von Genf. Sie verfolgten ihn. Das machte Aufsehen; das sein Wort wichtig. Jederman las Rousseau.

Seine Schriften sandten Licht durch Europa. Wie viele ihn verwünschten, so viele vergötterten ihn. Das Uebertriebene und Unhaltbare in seinen Darstellungen flog endlich, wie leichte Spreu, in der Schwinge der Zeit vom Waizen ab; aber der Waizen blieb und trug seine Früchte. Die Verfolger der Wahrheit und Volksaufklärung sind zu allen Zeiten die thätigsten Verbreiter derselben gewesen.

---

Auch Voltaire, der Nebenbuhler von Rousseau's Wirksamkeit und Ruhm, wohnte eine Zeitlang zu Genf, oder vielmehr in dem schön gelegnen Landhause „les Delices“ bei Genf, welches er in den Versen: O maison d'Aristippe, o Jardins d'Epicure! so begeistert besang. Aber auch er ward durch die Intoleranz der damaligen Genfer Geistlichen und ihres Zeloten-Gefolges, bald von da vertrieben, worauf er sich nach Lausanne begab, bis er das arme Ferney mit dessen acht Strohhütten kaufte, und sich im Jahr 1759 daselbst anbaute. Ferney ist nur anderthalb Stunden von Genf entfernt. Durch Voltaire's Geist und Thätigkeit erwuchs das vorher unbedeutende Ferney zum gewerbfleissigen Ort, der, als der große Mann (1779) starb, also nach zwanzig Jahren, schon 80 Wohngebäude und 1200 Einwohner zählte. Gegenwärtig erblickt man da einen artigen Flecken mit beinah anderhalbhundert Häusern, anderthalbtausend Einwohnern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Das ehmalige Kirchlein aber, welches Voltaire gebaut hatte, ist nun zu eng geworden und steht leer. Der Restaurationseifer des Jahrs 1814 riß auch über der Pforte des Kirchleins Voltaire's Deo erexit ab. Aber sein von ihm gebautes Landhaus oder Schloß, wie man's nennt, auf einer leichten Höhe neben dem Ort, steht noch; und das von ihm bewohnt gewesene Zimmer befindet sich in demselban Zustande erhalten, wie es ohngefähr zur Zeit des Dichters war, das heißt, wie es etwa 60 Jahre zu bleiben gestattet haben. Dies Haus, besonders des Dichters Wohnzimmer, wird noch immer fleißig von der reisenden Neugier besucht. Ich bin kein Liebhaber solcher Reliquien; nicht einmahl des Glücks, berühmte Männer in ihrem Leben persönlich kennen zu lernen, weil sie dabei für mich gewöhnlich zuviel einbüßen; allen Heiligenschein, mit welchem sie meine Verehrung umwebt hat. Gestalt, Kleidung, Stimme, Blick, Bewegungsweise, jede Art zu seyn, pflegt ihnen, nach Maasgabe ihrer außerordentlichen Geisteseigenschaften, unsre freigebige

C. Frommel & H. Winkles sculp.

MONTBLANC

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

Phantasie im voraus beizulegen. Es ist dann die widerlichste Empfindung von der Welt, den ungemeinen Mann, im Gegensatz von sich selbst, ganz gemein und statt des Hochmenschlichen das Niedrigmenschliche zu erblicken. Und doch ließ ich mich, guter Gesellschaft zu lieb, verführen, Voltaires Zimmer zu besuchen.

Ich trat in ein geräumiges, aber verwittertes Gemach mit verblichenen Möbeln. Alles im altfranzösischen Styl aus den Modetagen Ludwigs XV. Armsessel mit krummgeschweiften Rückenlehnen und eben so krummen Dachsbeinen; eine bauchigte, glanzlose Commode; ein Bett, mit zerlapptem Teppich bedeckt; darüber, in verschossenen Farben, ein Betthimmel, an Form den ehmaligen Kurfürstenmützen ähnlich, von welchem noch das obere Drittel der ehmaligen Umhänge zerrissen niederflattert. Die zwei übrigen Drittel sind entweder von Mäusen oder Ratten verzehrt, oder, was mir wahrscheinlicher ist, stückweis von Bewundrern des Sängers der Henriade, zum Andenken, in alle Weltgegenden verschleppt. Unter dem Betthimmel oder über dem Bett das Bild Lekains an der Wand; über dem Nachttisch daneben Voltaire's Bild aus jüngern Jahren; das Bild Friedrichs II. von Preußen auf der andern Seite. An einer andern Wand das Kopfbild von Catharina II., gegenüber die Marquise du Chatelet, als Kniestück. Rechts, ohnweit der Marquise, ein breiter, alterthümlicher Kamin; ihm gegenüber links in einer Mauerblende, statt des Ofens, eine steinerne, mit geschmacklosem Gesimswerk umgürtete Pyramide, die eine Art Mausoleum vorstellen soll. Wenigstens wird dies von der Ueberschrift in großen Buchstaben mit den Worten verkündet: „Mes manes sont consolés, puisque mon coeur est au milieu de vous.“ Das Nämliche erzählt auch in der Mitte der Pyramide, unter einer Urne, eine weit über die Seiten des winzigen Denkmals hinausragende Inschrift: „Son esprit est partout, et son coeur est ici.“ Ich ging mit Reue, hineingegangen zu seyn, zum Hause hinaus, und entschädigte mich draußen, auf der Terrasse des Gartens, durch das Schauspiel, welches hier die weite, glänzende Umgegend darstellt — die blauen Gebirgswogen des Jura links, und in duftiger Ferne die Stadt Genf schwebend; dahinter der schimmernde See nur zum Theil sichtbar; rechts aus Eis und Schnee hoch zum Himmel aufgethürmt der Mont Blanc, umringt von den Schaaren der Gletscher Savoyens, — Alles, wie durchsichtig, Alles wie ein zartes Gebilde von farbigen Lüften gemacht.

Der Anblick der ewigwunderbaren, aber sich unbewußten

stummen und von den Fesseln der Nothwendigkeit gebundnen Natur, neben kleinen, staubigen Denkmalen flüchtig erschienener, aber frei und göttlichwirkender Menschengeister, regt in jedem, dem dafür offner Sinn ward, die Gefühle bitterer Demuth neben denen des reinsten Stolzes auf. Mit widerlicher Zwerghaftigkeit richten sich dann jene Denkmale zwischen den riesigen Gestaltungen der Natur und den großen Bewegungen der Geisterwelt auf, welche dieser oder jener Sterbliche, als Zeuge seines Daseyns, den Jahrtausenden hinterließ. Die Obelisken und Pyramiden auch der Pharaonen sind nicht mehr, und nicht größer, als das niedrige, hölzerne Kreuz auf dem Grabe eines Dorfmagnaten; nur einige Spannen länger sind sie. Und, wie der Dorf-Potentat, werden die Länder-Potentaten vergessen, früher, als das letzte ihrer Gebeine Staub ist. Die aber unter den Erdengöttern und Weltverwüstern, deren Namen bis zu uns gelangten, liegen für uns kalt und todt nur im Sarge der Geschichte. Nicht ihre Thaten sinds, die unser Gemüth mit Entzücken oder Abscheu füllen, sondern die Darstellungsweisen ihrer Sänger oder Geschichtschreiber. Ohne diese, wären jene nicht mehr. Ein Alexander von Macedonien, oder ein Weltherr Augustus, können uns heut so gleichgültig seyn, wie Shakespeares Hamlet, oder Wielands Hüon von Bordeaux. Wir haben nichts mehr von ihnen zu empfangen und mit ihnen zu schaffen. Aber wir und die uns folgenden Jahrhunderte haben noch immerwährend von großen Gesetzgebern und Gottoffenbarern, von hohen Denkern und Dichtern zu empfangen. Immer noch wirken lebendig auf uns Moses und Homer ein, Colombus und die Reformatoren, Tacitus und Gibbon, Franklin und Shakespear, und wie die Schaar der ewigen Häupter des Menschengeschlechts Namen tragen mag. Sie bleiben unsre Lehrer, Erzieher und Seelenvertraute; sie sind für unsre Nachwelt wieder dasselbe. Sie bleiben groß, unwandelbar und erregend, gleich der ewigen Natur selbst. Neben den tausendjährigen Thaten Voltaires sind die Thaten Ludwigs XIV. und Karl XII. bunte, spurlos vergangne Seifenblasen; und der ganze Lebenswerth heut schon vergessener Aristokratien Genfs und Berns ist neben dem Wirken des von ihnen verfolgt gewesenen Rousseau, der Lebenswerth lästiger Eintagsfliegen.

---

Es giebt adliche Städte, wie es adliche Familien giebt. Eine lange Reihe berühmter Vorfahren zu besitzen ist unläugbar von sittlicher Wichtigkeit. Die Erinnerung an ihre Tugenden weckt im Gemüth des Urenkels stolzen Wetteifer mit ihnen, oder doch Schaam, ihrer unwürdig zu seyn. Wo dies, da ist lebendiger Adel. Ahnenstolz und nichts weiter, ist nur noch Verwesungsgeruch des Leichnams. Diplome und Stammbäume allein adeln ein Geschlecht so wenig, als hundertjährige Rheinwein-Etiketten auf Wasserflaschen, das Wasser derselben in Rheinwein umwandeln.

In der Schweiz ist, wie Zürich, so Genf, eine adliche Stadt, obgleich hier, wie dort Geschlechtsadel von jeher in keinem hohen Preis stand. Der mehrhundertjährige Einfluß Genfs auf die Civilisation Europens ist bekannt. Die Stadt ist heut noch Nebenbuhlerin ihrer eignen Vorzeit; das Verdienst der Altvordern um Wissenschaft, Künste, Gemeinwohl und Veredlung der menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse blüht von Geschlecht zu Geschlecht ungeschwächt fort. Es wäre nichts leichter, als davon den Beweis zu führen, wenn ich den geduldreichen Leser mit einem weitläuftigen Katalog aller Vereine für Vaterland, Wissenschaft, Wohlthätigkeit, Kunst, oder aller Anstalten für Waisen, Taubstumme, Verbesserung der Sträflinge, oder aller reichen Privatsammlungen und Bibliotheken, behelligen, oder die Namen aller ruhmreichen und ruhmwürdigen Genfer unsrer Zeit anführen wollte, wie, mit Decandolle und Sismondi, den Naturforscher Pictet, den geistvollen, gemeinnützigen Dumont, Benthams Jünger, den Grafen de Sellon, Präsidenten der Friedensgesellschaft und unermündlichen Kämpfer für Menschlichkeit und Abschaffung der Todesstrafe; den Griechenfreund Eynard, Capodistria's Freund, der mit Rath und That und freudig hingeopferten Geldsummen den Hellenen in den schwersten Stunden ihres Kampfes um Unabhängigkeit half; Töpfer, den vielleicht humorreichsten izt lebender französischer „Romanciers"; Prevost, den Physiker u. a. m. Ich ende die Anführungen; sie drohen in ein Namenregister auszuarten.

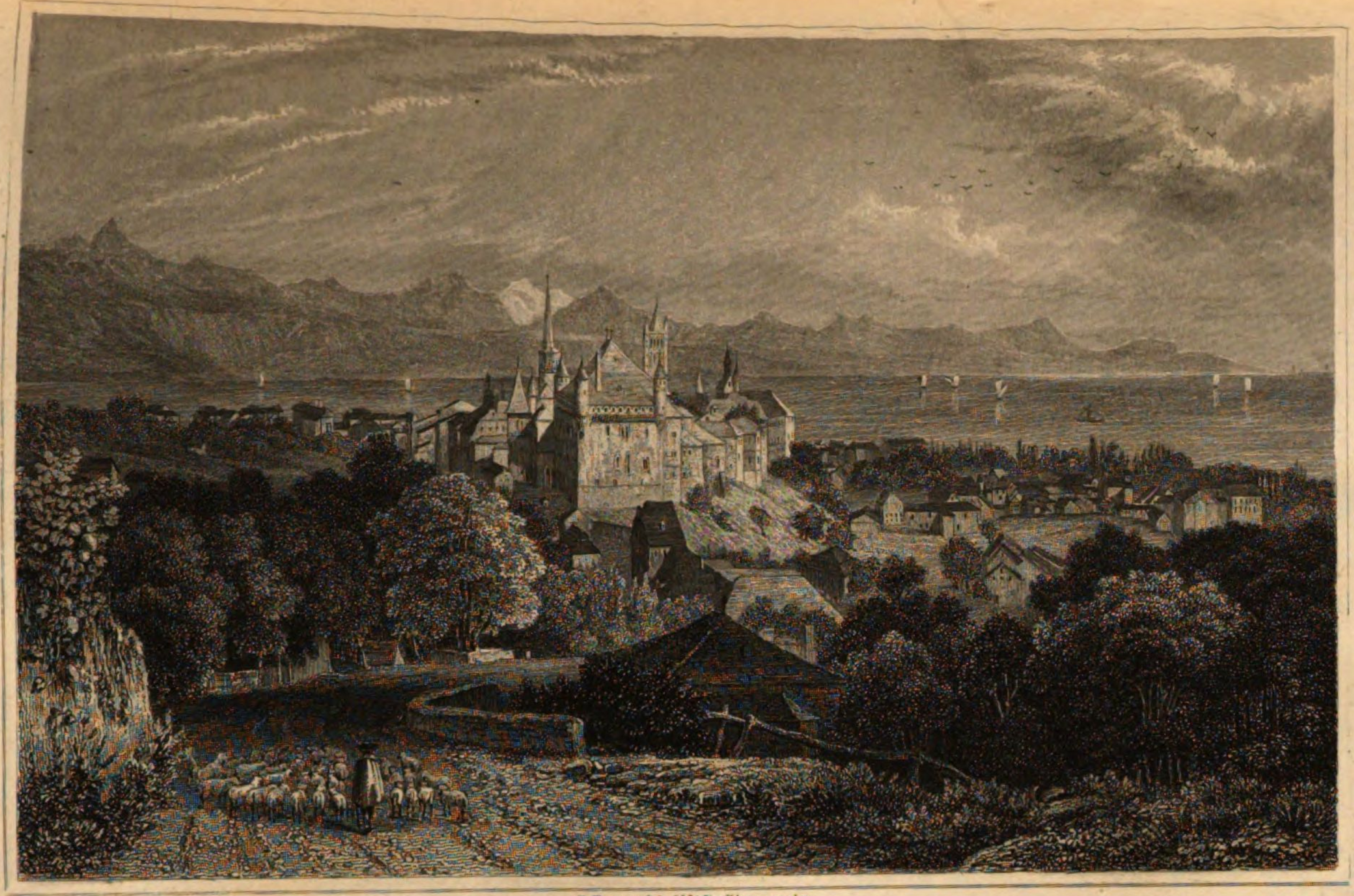
# XVI.

# Kanton Waadt.

## 1. Lausanne.

Am Ufer des Leman, eine Viertelstunde von ihm entfernt, liegt auf drei Hügeln das alterthümliche Lausanne, mit seinen zwölfhundert und mehr Häusern, engen hoch auf und absteigenden Gassen und mehr denn 11,000 Einwohnern. Aber die prachtvollen Umgebungen, die Bilder des freundlichen, rebenreichen Ufers links und rechts, die schimmernde weite Ebne des Sees, die noch 1150 Fuß über dem Meere erhaben liegt; dahinter die aus seiner Fluth gleichsam zum Himmel aufschwebenden Hochgebirge Savoyens; dann in der Stadt der Wohlstand, der natürliche Frohsinn, der gesellige, feine Ton, das wissenschaftliche Leben der Einwohner, machten von jeher Lausanne, wie Genf, zum Lieblingsweiler zahlloser Fremden und Reisenden. Die ganze Landschaft ringsum ist eine Verkettung von reizenden Anlagen, schattigen Lustgängen, Gärten, überraschenden niedlichen Wildnissen der Natur, und Landhäusern im edelsten Geschmack hingestellt. Hier, auf seiner Liebhaberbühne, führte einst Voltaire zuerst seine Zaïre auf; hier legte Gibbon einst die letzte Hand vollendend an sein Meisterwerk vom Verfall und Untergang des Römerreichs.

Die Stadt, jetzt (seit 1798) Hauptort des Kantons Waadt, und eines freien Volks von etwa 178,000 Seelen auf dem fruchtbaren Raum von siebenzig Geviertmeilen verbreitet, war vorher, seit drittehalb Jahrhunderten, Sitz eines Berner Landvogtes, und noch vor ihm der tausendjährige eines Bischofs gewesen. Noch steht auf der Höhe der nördlichen Stadtseite die breite, viereckte Steinmasse des bischöflichen Schlosses seit dem dreizehnten Jahrhundert. Diese alterthümliche Burg, mit Thürmlein an ihren Mauerwinkeln und spätern Angebäuden versehn, bezog nach Entfernung des Bischofes,



C. Frommel & H. Winkles sculp.

LAUSANNE

Carlsruhe im Kunst-Verlag.

der Landvogt Berns; und ist nun den Versammlungen einer republikanischen Regierung geweiht. In der Nachbarschaft erhebt sich mit ehrwürdiger Majestät, aus dem zehnten Jahrhundert, die Kathedralkirche, das bewundernswürdigste Bauwerk gothischen Styls in der gesammten Schweiz. In Kreuzesform, 316 Schuh lang, 120 breit, in der Kuppel des Chors 200 Schuh hoch, wird ihr Inneres vom gebrochnen Licht der hohen, buntfarbigen Fenster und von vier bis fünfhundert Säulen, in wunderbare Dämmerung gehüllt.

Als ich mich an einem Sommerabend, plötzlich vom Anblick der Alpen Savoyens, die wie ein dunkler Vorhang am Himmel niederhangen, und vom zitternden Glanz des großen Wellenspiegels vor mir, und vom blendenden Malachitgrün der Gebüsche und Wiesen, all dem heitern warmen Leben der Außenwelt abwandte, und durch die Pforten des Doms in sein schweigenvolles, kaltes Helldunkel trat, ward mir, als wichen die Jahrhunderte hinter mir zurück, und ich athme die Luft eines andern Weltalters. Die Sage lehrt, bevor sich die graue Pracht dieses Tempels erhob, ward die Stätte, schon im fünften Jahrhundert durch ein Kirchlein der heil. Anna, frommer Wallfahrter Andachtsort. Beinahe ein halbes Jahrtausend früher stand tiefer abwärts gegen den See, das Kastell Tauretunum der kriegerischen Römer. Ehe diese noch hieher gekommen waren, soll schon, näher dem Ufer, als das heutige Lausanne, eine der zwölf Städte, das alte Lausodunum, gestanden seyn, welche von den Helvetiern selbst verbrannt wurden, da sie mit Divico nach Gallien auswanderten. Und vor den Tagen Lausodunums, wer weiß von den Niederlassungen der wilden Galen oder Walen zu sagen, von denen Wallis und Waadtland (pagus Waldensis, pays de Vaulx) noch jetzt die Namensspur tragen? Und früher? Wer waren die ersten Ansiedler am Leman und im Hochgebirg, ehe die Galen erschienen?

Rom ist jung neben Tyrus und Sidon. Aber Tyrus und Sidon kannten die Alpen schon aus den Erzählungen ihrer Seefahrer, und nannten deren Bewohner Titanen. Sollte wirklich der Oberst Pereira, in einem alten Schranke des portugiesischen Klosters Merinhao, des Philo von Biblos griechischen Auszug der Bücher Sanchuniathons entdeckt haben, so wäre der ältesten schriftlichen Urkunde des Menschengeschlechts, nächst den mosaischen Büchern, uns neues Licht über die Erdkunde des Alterthums aufgegangen. Lange vor Sanchuniathons Tagen, der ein Zeitgenosse des Propheten Ezechiel gewesen seyn mag, wären dann die Phönicier schon, wie gen Ophir

(Ceylan) und zu den Imyrchakinen (den canarischen Inseln), so auch zur Küste von Ligurien, am Fuß der Alpen, geschifft. Diese Gegend nannten sie Aereszaphan oder Ersiphonia (Nordland); das Alpengebirg aber Libanon (oder Schneeberg). Hier war's, wo nach dem uralten Mythos, welchen Sanchuniathon, als Knabe, in den heiligen Gesängen zu Tyrus vernahm, der Entdecker unbekannter Länder, der vergötterte Melikertes (Griechenlands späterer Herkules) Schiffbruch litt, als er auf der abentheuervollen Fahrt zum Lande der Tarteffer, dem letzten auf Erden, begriffen war.

Als er hier, so lautete die Melikertes-Sage, vernahm, ein heiliges Gebirg sey es, und der Götter Sitz, sandte er seine Gefährten fort, längs der Küste. Er allein bestieg den heiligen Berg, um zu opfern und anzubeten. Vierzig Tage lang (wie Moses auf dem Sinai) verweilte er droben im vertrauten Umgang mit den Gottheiten und dann kehrte er zu den Genossen seiner Irrfahrten zurück. So ist er der Einzige gewesen, welcher die hohen unwegsamen Zinnen des Gebirgs erstiegen hat, wo, mit den Schrecknissen einer wilden Natur, sich andere Gefahren verbinden, den Sterblichen zurück zu scheuchen. „In den Sümpfen und Seen am Fuße des Berges leben Drachen von ungeheurer Größe, welche jeden der sich nähert, zu verschlingen drohn; und in den Wäldern sieht man schreckliche Gestalten unter den Bäumen. Die Mitte des Berges ist von Nebeln und Wolken eingehüllt; über die Wolken aber ragen die höchsten Zinnen hinaus, umstarrt vom ewigen Schnee. Und dort, über den Wolken, und jedem Sterblichen unzugänglich, ist der Göttersitz.“ *)

Dies also die erste schriftliche Ueberlieferung einer Kunde und Vorstellung des Alterthums von den Alpen. Vielleicht steht der Gedankensprung vom gothischen Lausanner-Tempel zu den Sagen der Phönizier etwas sonderbar da. Mags immerhin seyn. Aber sind es nicht eben diese Gegenden Helvetiens, welche zuerst, unter allen andern der Schweiz, in Sage und Geschichte, aus dem ursprünglichen Dunkel, ans Licht traten? Gegenden des Waadtlandes sind es, welche selbst in den Liedern des Nordens erscheinen. In der, durch Karl v. Bonstetten bekannt gemachten, schönen Lodbrok's-Saga Skanziens wird z. B. der Heldenzug der nordischen

*) Sanchuniathons Urgeschichte der Phönicier, mit Bemerkungen von Fr. Wagenfeld und Dr. G. F. Grotefend. Hannover 1836. S. 34. Beim Lesen regt sich gegen die Aechtheit des Ganzen mancher Argwohn, und doch wäre der Aufwand von Gelahrtheit und Grotefends Name für eine Mystification zuviel.

Krieger, längs dem Rhein gen Gallien und Italien, überliefert. Es sind zurückgebliebne Erinnerungen vom Zuge und Kampfe der furchtbaren Kymern und Theutischen gen Rom. Auf ihrem Wege zerstörten sie alle Vesten. Sie vernahmen von der großen und mannreichen Stadt Wifilsburg. Noch steht dies Wifilsburg, heut ein unbedeutendes Städtlein, südwärts dem Murtnersee. Sie lagerten sich davor. Es war mehr denn hundert Jahr vor unsrer Zeitrechnung. Als sie nicht eindringen konnten, schlugen sie, lehrt die Saga, einen Wald ab, legten ihn um die Stadtmauern, zündeten ihn an, verbrannten den Ort und wanderten weiter bis gen Luna, einer alten, hetruscischen Seestadt, deren Livius einigemale gedenkt. Hier, auf dem Zuge nach Rom, begegneten sie einem Greise. Er trug eiserne Schuhe. Sie fragten ihn, wie weit es noch sey bis Rom? Der Greis zeigte ihnen die eisernen Sohlen; sie waren abgelaufen und dünn, wie ein Mohnblatt. Da verstanden sie, der Weg sey gar weit. Erschrocken kehrten sie um. Der Greis der Nordlandssage, war er nicht das mythische Bild vom Marius?

Am lemanischen See geschah es, daß 107 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, zum erstenmal die Helvetier den römischen Welteroberern begegneten, und der Kriegsmann Divico, vom Gau der Tigurer, den Consul L. Cassius schlug, und, wie die von den Römern selbst bewahrte Sage spricht, dessen Legionen unter das Joch gehen ließ. Ein vergeblicher Sieg. Fünfzig Jahr später ward ganz Helvetien römisch, und Wiflisburg, dann Aventicum geheißen (französisch jetzt Avenches) eine von des Landes Hauptstädten.*) Zu Wiflisburg verlebte wahrscheinlich Kaiser Vesspasian, dessen Vater daselbst wohnte, die schönen Tage seiner Kindheit. Alle Lebensbequemlichkeiten und Ueppigkeiten des cäsarischen Roms waren hier vereint, Tempel, Säulenhallen, Bäder, Palläste, Theater. Die Wellen des Murtnersees bespülten die Ringmauern, an deren Ueberbleibseln man noch in unsern Tagen die Eisenringe sah, woran die Schiffe befestigt worden waren. Heut aber füllt das Städtlein kaum noch den zehnten Theil vom weiten Raum des ehmaligen Aventicums aus. Man sieht noch in den Wiesen Reste der vierzehn Schuh dicken Stadtmauern und Thürme. Man findet noch Säulenstücke, zerbrochene Capiteele, Trümmer von Amphitheatern und Wasserleitungen, Standbildern, Inschriften

*) Caput Helveticorum heißt sie Tacitus.

und Grabmälern;*) viele in Bürgerhäusern, statt andrer Steine, zum Mauerwerk verbraucht. Im Boden der Gärten und Felder weit umher werden noch immer von Zeit zu Zeit Bruchstücke von Säulengesimsen, Altären, Bas-Reliefs, Statuen, auch Fußböden von mosaischer Arbeit, Münzen u. s. w. ausgegraben. Von den Allemannen erst, dann von Attila's Hunnen, ward Aventicum zerstört, welches früh schon christlicher Bischöfe Sitz geworden war, die sich damals nach Lausanne retteten. Jetzt ist dies Wiflisburg Hauptort eines waadtländischen Bezirks; ein Landstädtchen, das nur aus einer Straße besteht und etwa tausend Einwohner zählt.

Das von Allemannen, Hunnen und andern wandernden Völkern verwüstete Land genas erst wieder unter der Herrschaft der menschlichen Burigunden (oder Bourguignons) und der mervingischen Frankenkönige. Unter ihnen ward Orbe die Hauptstadt des Landes und mit roher Pracht verschönert. Südwärts dem Neuenburgersee ist sie auf einem Hügel inmitten einer weiten Thalgegend am Fuße des Jura gelegen. Hier stand die Königsburg. Hieher floh die schöne, aber im Alter grausame Frankenkönigin Brunehildis zu ihrer Enkelin Theudelane, von der Rache des Adels verfolgt. Sie ward von ihm hier ergriffen und zum märtervollen Tode geschleppt. Hier zuerst verhandelten die kaiserlichen Söhne Ludwigs des Milden, die Enkel Karls des Großen, über Theilung des weitläuftigen, großväterlichen Reiches. Hier feierte Kaiser Karl der Dicke manch prachtvolles Ritterspiel, bis er alle Kronen Karls des Großen verspielt hatte. Dann schuf Rudolf von Strätlingen, mit dem Schwert in der Faust, aus dem Waadtlande, der Freigrafschaft Burgund und Savoyen, sein Königreich Kleinburgund. Auch dann noch blieb die hohe Burg von Orbe im alten Glanz. In ihrer Nachbarschaft baute zu Peterlingen die gute Königin Bertha ein Benediktinerkloster, wo sie auch begraben seyn wollte. Sie verdiente wohl den Namen der Guten. „Sie baute

---

*) Mag auch hier noch einmal die schon oft von Andern angeführte rührende Grabschrift der jungen Julia Alpinula stehn, von der Lord Byron sagte: „Ich kenne kein rührenders Wort des Meissels, als dieses.“ Julia Alpinula hic jacet, infelicis patris infelix proles, deæ Aventiæ sacerdos. Exorare patris necem non potui; male mori in fatis illi erat. Vixi annos XXIII. (Hier eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Julia Alpinula, der Göttin Aventia Priesterin, ruh' ich. Des Vaters Leben erfleh'n konnt' ich nicht. Trauriger Tod ward ihm vom Schicksal. Ich habe 23 Jahr gelebt.) Der Grabstein ist nach England verkauft worden!

Kirchen; sie befestigte Burgen;" sagt der, auf ihrem, erst im Jahr 1817, nach vielen Jahrhunderten wieder entdeckten Grabe, liegende Marmorstein: "sie baute das Land und nährte die Armen." Noch lebt ihr Name im Gedächtniß des Volks und im Sprüchwort: "Zur Zeit, da Königin Bertha spann!" — Denn, mit dem Glück ihres Landes beschäftigt, reisete sie umher, zu Pferd, Alles mit eignen Augen zu schauen und, unterwegs, nach einfacher Sitte des Zeitalters, spann sie Flachs und Hanf mit ihren Begleiterinnen. Noch zeigt man zu Payerne oder Peterlingen, Bertha's Sattel und das Loch darin, wohinein sie ihren Spinnrocken steckte. Mit dem Leben ihres unwürdigen Enkels verging das Leben des kleinburgundischen Königreichs; es lösete sich auf ins heilige römische Reich, bis auch dieses in der Anarchie des Mittelalters zerfiel und die Waadt großentheils der Herzoge von Savoyen Gut ward. Unter der milden Herrschaft derselben blühte jedoch das schöne Land fast dreihundert Jahre lang, reich an Freiheiten und Privilegien. Bündnisse nnd Friedensschlüsse, Abgaben und Aufgebot des Kriegsvolkes geschahen nicht ohne Einwilligung der versammelten Landstände. Aber diese Freiheiten, welche den Fürsten einen langen Zeitraum hindurch heilig geblieben waren, gingen unter der stolzen Eifersucht des republikanischen Berns zu Grunde, als diese Stadt (im J. 1536) den savoyischen Herzogen, mit den Waffen in der Faust, das Land entrissen hatte. Früher schon war die Königsburg von Orbe durch die Berner im burgundischen Kriege zerstört. Ihre Trümmer werden noch gesehn, und daneben, auf der erhabnen, breiten Fläche des Schloßhügels, die beiden einsamen Thürme, entfernt von einander stehend, und von wunderlicher Bauart des Alterthums. Sie geben dem heutigen Lustplatz droben, mit seinen Schattengängen und weiten Aussichten, einen fremdartigen, feierlich-ernsten Geist, der dem Wandrer vielleicht aus keiner andern Ruine im Schweizerlande so ergreifend entgegen tritt. Drittehalbhundert Jahre blieb die Waadt unter Berns Hoheit und Gewalt. Alljährlich flossen von hier 1,200,000 Franken in die Hauptstadt, welche davon nur 24,000 zum öffentlichen Unterricht, oder zwei Fünftel zu den Kosten des Bau's und der Unterhaltung von Straßen, welche nach Bern führten, dem Lande zurückgab. Das Jahr 1798 endete die Zeiten der langen Unterthanenschaft. Der Kanton Waadt kaufte sich mit einem Aufwand von achtehalb Millionen Franken vom Druck der Feudallasten und fremden Herrschaft los.

Nun steht der junge Freistaat, einer der glücklichsten und wohlgeordnetsten, im Kreise der Eidsgenossen. Zum Schutz seiner Unabhängigkeit sind 30,000 Bürger unter Waffen bereit. Weise Verwaltung, strenge Gerechtigkeitspflege, vorzügliche öffentliche Einrichtungen sichern Freiheit, Frieden und Wohlstand des Volks.

---

## 2. Vevay

Das alte Vibiscum in Antonia's Itinerarium, an der Straße der Römerlegionen nach Italien gelegen, das Vivesium des Mittelalters, (heut noch von der deutschen Schweiz Vivis geheißen) ist gegenwärtig eine der niedlichsten, gefälligsten Städte des Waatlandes. In nachläßiger Schönheit streckt sie sich am Fuß des Jorat, am Rande des Sees, mit ihren mehr als vierhundert meist zierlichen Wohngebäuden, Kirchen, breiten Straßen, großen öffentlichen Plätzen, Lustörtern, Gärten und Pavillons aus. Die weite Wasserfläche des Leman zieht sich hier enger zusammen, um das Gebirgsbild gegen über deutlicher sehen zu lassen in seiner ganzen schwermüthigen Pracht, und seitwärts den finstern Schooß der wallisischen Riesenalpen, die da verworren durch einander drängen, ihre Häupter in ewigen Winter verhüllt. Nicht umsonst wählte Rousseau dies Paradies zur Bühne Wolmars und Heloisens, und ihrer Leidenschaften und Verirrungen. Hier in der Nachbarschaft Clarens, malerisch an den Felsen gelehnt, und auf der heitern Höhe, Rousseau's Pavillon; drüben am südlichen Seeufer, hoch über dessen Wellenspiel, Meillerie, mit dem darüber ragenden schwarzen Kuppen der Dents d'Oche! Dichtkunst und Natur haben diese Stellen klassischer gemacht, als es je Schlacht- und Siegesfelder halbvergessener Eroberer durch das Heldenblut ihrer kunst- und kriegsgerechten Schaaren von Menschen-Schlächtern werden konnten.

Vevay, mit seiner freundlichen Bevölkerung von mehr denn 4000 Seelen, giebt Alles, was eine Stadt so mäßigen Umfangs irgend zur Veranmuthigung des Lebens, durch Geselligkeit und wissenschaftliche Genüsse, neben allen Reizen der Natur, anbieten kann. Auch manche alterthümliche Denkwürdigkeit zeigt es noch dem Fremdling. Bekanntlich lebte hier, verbannt als Königsmörder, einer von den Richtern Karls I von England, Edmund Ludlow, vierzig Jahre lang, in seinem ihm von der Schweiz gewährten Asyl.

C. Frommel & H. Winkles, sculp.

VEVAY

Carlsruhe, im Kunst Verlag.

König Karl II hatte vergebens einen Preis von 300 Pf. Sterl. auf Ludlows Kopf gesetzt; vergebens seine Auslieferung begehrt. Er ließ ihn zu Vevay mit unköniglicher Rachsucht durch feile Banditen verfolgen, so daß dieser unbeugsame Gegner aller absoluten Gewalt gezwungen war, sein Haus gegen Ueberfälle zu befestigen. Ward doch zu Lausanne in derselben Zeit ein andrer Königsmörder, wie er aus der Kirche kam, durch einen Pistolenschuß von einem Unbekannten getödtet, der dann schnell verschwand und auf einer am Ufer bereit gehaltnen Barke über den See entfloh. Ludlow setzte über die Pforte seines Hauses die Worte: „Omne solum forti patria quia patris." (Dem Tapfern ist jeder Boden Vaterland, weil des Vaters.) Sein Grabmal ist in der St. Martinskirche zu sehen; da auch das des Admirals Andr. Brougthon, dessen Grabschrift rühmt, er habe dem Karl I. das Todesurtheil vorgelesen.

Fröhlicher, als diese, ist eine Alterthümlichkeit andrer Art, die Feier des Winzerfestes von Vevay, dessen Ursprung wahrscheinlich aus den Tagen der Römer stammt, die hier an den Berghängen die ersten Reben gepflanzt haben mögen. Denn noch in unsern Tagen fand man beim Städtlein Cully, (Collium), zwischen Vevay und Lausanne, Trümmer ihres dem Bacchus geweihten Tempels und die Inschrift eines Steins: Libero patri Colliensi, (dem Vater Liber von Cully). Ohne Zweifel behagte den frommen Mönchen des Mittelalters der Wein des Ryfthals (oder Lavaux, wie diese Küste zwischen Vevay und Lausanne genannt wird,) nicht weniger, *) als vorher den heidnischen Kehlen der Römer. Denn die Zellenbewohner der nun in Schutt liegenden Cisterzienser-Abtei Haut Chrest trugen durchaus kein Bedenken, auch das alte Bacchusfest, von ihren christlichen Winzern und Leibeignen, lustig fortsetzen zu lassen, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie den Prunkzügen und Cerimonien des Heidenthums einen billigen Zusatz von Christenthum beimischten. So sah man in den Prozessionen, wie sie bis auf uns gekommen sind, Bacchus mit Faunen und Thyrsusschwingern und einem hochwürdigen Abt einherschreiten; Ceres auf den Korngarben eines Wagens thronend und die Arche Noä; Silen auf seinem Esel, und die Traube Kanaans von Josua und Caleb getragen; schmunzelnde Mönche,

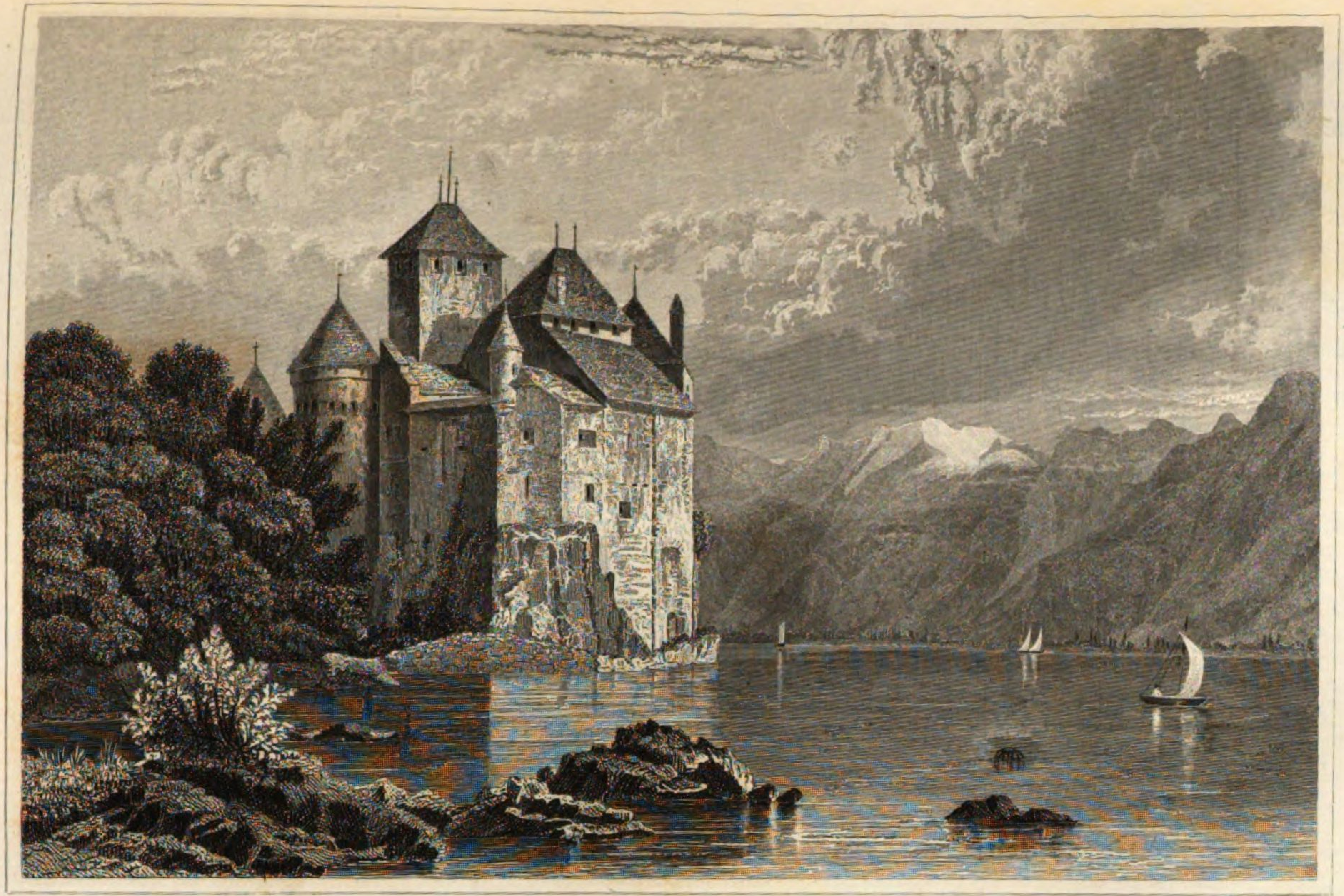
*) Noch itzt wetteifert der Ryfwein siegend mit dem hochgepriesenen La Cote-Wein. La Cote heißt das Seegestade von Nyon bis Aubonne.

muthwillige Winzerinnen, und Opferthiere mit vergoldeten Hörnern und Blumenkränzen geschmückt. Noch itzt versammeln die Gutsbesitzer der ganzen Landschaft ihre Reb- und Ackerleute, sie gastlich bewirthend, zum Freudentag. Die Winzergilde (abbaye des vignerons) hat überdies ihr eignes gesellschaftliches Capital. Aber statt, wie ehmahls alljährlich, geht, wegen des dabei gewachsenen Aufwandes und der allseitig herzuströmenden Mengen lust- und schaubegierigen Volkes, die Prozession nur alle sechs Jahre durch die Stadt Vevay. Auch die Anordnung der Feierlichkeiten ist geschmackvoller, denn vormals; und den ausgezeichnetsten Rebleuten werden aus den Zinsen einer eignen Kasse, Preise ertheilt.

Ich sage nichts von Vevay's Umgegend, den prachtreichen Aussichten auf den Stufen des Berg-Amphitheaters, über welches ein Teppich von Kastanienwäldern, Weinreben, Wiesen und Gärten gebreitet ist, hin und wieder durch einen Giesbach zerrissen, an dessen Ufern Lorbeern, Granaten und Feigen im Freien reifen. Doch nicht immer, was zu offner Schau steht, ist das Schönste. Das Reizendste idyllischer Scenerien liegt oft in kleinen Seitenschluchten und Thälchen, gleichsam in den Falten des weiten, grünen Gebirgsmantels versteckt, wie das Veilchen im Grase. Auch das Schloß Chillon ruht da in der Nähe, nur zwo Stunden von Vevay.

Diese sechshundertjährige Burg, regellos, nach dem Geschmack oder Bedürfniß verschiedener Zeitalter zusammengebaut, steigt aus dem Abgrund der Seewellen mit ihren düstern, felsenstarken Mauern, Schießscharten, kleinen und großen Thürmen, hervor, ohnweit dem Ufer, wie ein Ungeheuer der Gewässer. Es ist ein großartiges Bild, dies gothische finstre Bauwerk mit seinem Hintergrunde steiler Senkungen und fantastischer Umrisse des savoyischen Hochgebirgs. Der Mensch scheint hier, der Furchtbarkeit der Natur, seine eigne moralische Fürchterlichkeit entgegengestellt zu haben. Wie vielen Jammers und wie manches qualvollen Todes Zeugen waren die dumpfen Kerkermauern und Verließe drunten, in der Tiefe der Fluten! Byron, um das Elend eines hier verlassenen und vergessenen Gefangenen darzustellen, wählte dazu ein Geschöpf seiner Einbildungskraft Ihm war der arme Prior von St. Victor unbekannt.

Es war dies Franz de Bonnivard, Herr von Lunes, der im ersten Jahrzehend des sechszehnten Jahrhunderts die Genfer Priorei St. Victor empfing; ein starkmüthiger, edelherziger, mit den großen Geistern des Alterthums wohlvertrauter Mann, der,



Winkles sculp.

THE CASTLE OF CHILLON. SCHLOSS CHILLON. LE CHÂTEAU DE CHILLON.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

gleich ihnen, Freiheit und republikanische Tugenden über Alles ehrte. Darum ergriff er die Sache des Rechts für Genf, im Zwist mit dem Herzog von Savoyen. Der Muth, die Kenntnisse, die thätige und gewandte Feder des Priors wurden dem herzoglichen Hofe furchtbarer, als Genfs Waffen. Man stellte ihm nach. Er gerieth schon 1518 in Gefahr, zu Turin gefangen gehalten zu werden. Er entkam noch glücklich, wurde aber folgendes Jahr, auf einer Reise durchs Waatland, von zween falschen Freunden verrathen, ausgeliefert; erst nach Gex, dann nach la Grolée geschleppt, und auf Befehl des Fürsten zwei Jahr gefangen gehalten. Einer der Verräther gegen ihn war der Abt von Montheron gewesen; und dieser entriß ihm auch die Priorei St. Victor. Doch empfing er endlich sie und die Freiheit wieder durch Theilnahme des Genfer Bischofs Pierre de la Baume. Was Bonnivard gelitten, hatte seine Grundsätze nicht erschüttert, aber seinen Eifer geschärft. Savoyens Rache verfolgte ihn daher wieder mit verdoppelter Anstrengung. Als eines Tags, im J. 1530, der Prior im Begriff war, seine betagte kranke Mutter in Seyssel, einem französischen Städtchen an der daselbst schiffbar werdenden Rhone, zu besuchen, ward er, obgleich ihm der Herzog von Savoyen sichres Geleit gewährt hatte, im Juragebirg überfallen, und gefangen ins Schloß Chillon geführt. Anfangs genoß er erträgliche Behandlung. Nach zwei Jahren aber wurde er in den tiefsten der Kerker gestoßen, wo er nichts, als das dumpfe Toben der Wellen zu seiner Seite vernahm, wenn sie im Sturm brandend gegen die Grundmauern stießen. Hier, in Finsterniß vergraben und vergessen, schmachtete er, bis die Berner im J. 1536 das Waatland eroberten und das Felsenschloß des Sees mit Sturm nahmen. Als dem unglücklichen Bonnivard, ihm, wie Andern, welche wegen Anhänglichkeit an kirchlicher und bürgerlicher Freiheit Genfs, hier geduldet hatten, die Kerkerpforten geöffnet wurden, sah er Genf frei von Savoyen, und die Kirchenverbesserung siegreich. Die Stadt empfing ihn mit Jubel; gab ihm ihr Bürgerrecht; lohnte ihn mit anständigem Jahrgehalt und wählte ihn in den Rath der Zweihundert, wo er, als Gesetzgeber, gegen den Fanatismus der Reformatoren die heilige Sache christlicher Toleranz und Milde vertheidigte. Er starb hochbetagt und geehrt, vier und siebenzig Jahr alt, im J. 1570. Zur Erbin seiner Güter setzte er dankbar die Republik ein, deren öffentliche Bibliothek seine, meist die Schicksale Genfs betreffenden, geschichtlichen Arbeiten in Handschrift bewahrt.

Vielleicht hätt' ich nicht so lange von dem edeln Bonnivard sprechen sollen. Aber ist der standhafte Heldensinn eines Dulders für Wahrheit und Recht, gegenüber brutaler Gewalt, nicht mehr werth, als das Schloß Chillon selbst? Eine lange Reihe alterthümlicher Burgen und Schlösser des Waatlandes, noch gegenwärtig bewohnt, ließe sich aufzählen. Aber was läßt sich von ihnen Wichtigers melden, als ihre innere Ausschmückung, oder ihre reizende Umgebung und Aussicht? — Tavernier, der berühmte Reisende des siebenzehnten Jahrhunderts, welcher die Herrlichkeit des halben Orients gesehen hatte, rief, als er das Schloß von Aubonne, das weitschauende, erkauft hatte, mit Entzücken: „Vierzigtausend Meilen macht' ich zu Land und zu Wasser; aber außer den Gegenden von Schiras und Stambul, fand ich Schöneres nicht in der Welt denn hier!" Viel hängt vom Geschmack ab. Auch der Pallast von Coppet, zwischen Nion und Genf, ruht anmuthsvoll in seinen zierlichen Gartenanlagen, am See: und doch gab die Frau von Staël, der Bac-Gasse in Paris den Vorzug. Als sie in ihrem herrlichen Eigenthum hier, von Napoleon aus Paris verbannt, wohnte, rief sie, wenn man ihr mit Begeisterung von diesem zauberischen Aufenthalt sprach: „Ah! rendez-moi la rue du Bac!" — Die Dame wollte lieber Bewunderung erndten, als Bewunderung zollen. Witzspiele der Salons, Kunstglanz des Hofes sagten ihrem Gemüth unendlich mehr zu, als die ewige Majestät der Natur im täglichen Prachtwechsel. Schon der berühmte Bayle lebte einst zwei Jahr (1672 — 1674) in diesem Schlosse. Aber auch ihn plagte bald Langeweile; und vertrieb ihn. Dem Philosophen war das großartige Schauspiel der Erde und des Himmels umher nur eine bunte Tapete. Er sehnte sich nach alten Büchern und bändereichen Bibliotheken, wie Frau von Staël nach Beifall der Schöngeister. Doch das Schloß Coppet hat eine andre Merkwürdigkeit. Wenn man sich durch die breiten, langen Schattengänge der Gärten in den dunkeln Hain des Hintergrundes verliert, steht man unerwartet vor einem Grabmahl. Hier ruht die Asche Neckers. Zurückgezogen aus den Stürmen der französischen Staatsumwälzung, wohnte der ehmahlige Finanzminister des unglücklichen Ludwigs XVI in der prachtvollen Einsamkeit, seit 1790 bis zu seinem Todesjahr 1804. Er schien neu aufzuleben und sich unter der Wunderkraft der landschaftlichen Reize zu verjüngen. Der Mann der Rechnungen dichtete hier, noch in seinem siebenzigsten Jahre, einen Roman.

Winkles sculp.

GRANDSON.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

Hab' ich nun Coppets gedacht, so darf ich auch wohl Prangins erwähnen, das unweit davon, zwischen Nyon und Rolle, seine gewaltigen Mauern malerisch erhebt. Diese Burg alter Barone ward, nach mancherlei Schicksalswechseln endlich das Asyl eines Mannes, der, mit einem ihm geschenkten Zepter, erst zwei Jahr den schönen Boden Neapels, dann fünf Jahre das spanische Reich, als König, beherrscht hatte. Nicht lange verweilte Joseph Napoleon in Prangin, da sein Bruder das Exil von Elba verließ. Aber der Bluttag von Waterloo ließ ihn Prangin, Europa und alle königlichen Hoffnungen vergessen. Er floh, als Graf von Survilliers, in den Frieden der nordamerikanischen Freiheit. Schönere Erinnerungen, denn diese, umschweben indessen noch das unschöne, gothisch aufgethürmte Schloß von Nyon. Hier lebte einst der gute Landvogt, der weise Karl von Bonstetten, der Geliebte des Volks. Er verwandelte den alten Rittersitz in einen freundlichen Tempel der Musen. Hier lebten Salis, Friedrike Brun und die Weisen Genfs mit ihm glückliche Tage. Hier begann Johannes Müller sein unsterbliches Geschichtwerk, und sang Matthison sein Lied an den Genfersee.

---

## 3. Grandson.

Den berühmtesten Namen unter allen Burgställen des Pays des Vaud trägt Grandson, auf einem Hügel am südwestlichen Ende des Neuenburger Sees. Die schwerfällige Masse des Schlosses selbst, sein hohes finstres und weitläuftiges Gemäuer, mit kleinen runden, von Spitzdächern bedekten Thürmlein, die Walter Scott mit Pfefferbüchsen verglichen haben würde, stellet sich zwar, neben dem ruhigen See, ungemein romantisch dar, zeigt jedoch keine andre Merkwürdigkeit. Eben so unbedeutend, oder noch unbedeutender, ist dabei das ärmliche Städtlein. Allein der Name Grandson mahnt an einen der schönsten Tage der Schweizergeschichte. Vor diesem Schlosse brach bekanntlich Karl der Kühne, Herzog von Burgund, sein fürstliches Wort gegen die tapfre Besatzung der Eidsgenossen, als sie sich, nach zehntägigem Widerstande, seinen Waffen übergeben hatte. Ihrer Hunderte ließ er an den Bäumen aufhenken; ihrer Hunderte an Seilen im Wasser des Sees umherzerren, bis sie ertranken. Aber noch in der Nähe dieses Schlosses ereilte ihn die Rache der Eidsgenossen. Zwischen Gebirg und See

schlugen sie eine ihrer blutigsten Freiheitsschlachten (1476.) Mit 20,000 Mann vernichteten sie des stolzen Eroberers Heer, der ihnen 50,000 Mann entgegengestellt hatte, und machten sie eine unermeßliche Beute, deren Werth der Einfachheit der Gebirgsmänner fremd und unbekannt war; jene großen Diamanten, welche heut in den Kronen Frankreichs, Oestreichs und der Nachfolger des heil. Apostels Petrus prangen. Einen dieser edeln Steine, welchen ein Schweizerkrieger um ein paar Gulden weggab, erkaufte nachher Papst Julius II. „der Knecht der Knechte Gottes", um 20,000 Ducaten.

Aber warum das Vielbekannte wiederholen? — Der Spaziergang von einer Stunde längs dem See, im Schatten hoher Bäume, führt von Grandson zu einer nahen, freundlichen Stadt, die, eine der ältesten des helvetischen Landes, der Römer Ebrodunum, auch noch in unsern Tagen einen geachteten Namen führt. Ich spreche von Yverdon, oder Iferten, nächst Lausanne und Vevay, das gewerbigste und ansehnlichste Städtchen des Waatlandes, obgleich von kaum 3000 Einwohnern bevölkert. Hier lebte uud lehrte, in dem von den alten Herzogen von Zähringen erbauten Schlosse, Heinrich Pestalozzi zwanzig Jahre lang und machte die Stadt eben so lange zum Wallfahrtsort und zur Schule der Pädagogen Europens und Amerika's. Noch itzt bestehn da aus jener Zeit mehrere namhafte Privat-Erziehungsanstalten für Knaben, Mädchen und für Taubstumme. Am berühmtesten unter diesen ist itzt noch die Niedererſche Mädchenerziehungsanstalt, welche von Zöglingen, nicht aus der Schweiz nur, sondern aus den meisten europäischen Ländern besucht ist. Der geistvolle Niederer war einer von Pestalozzi's Jüngern und Mitarbeitern.

Es ist eine merkwürdige Sonderbarkeit, die aber gar keine Seltenheit ist, daß im Dienst unbedeutende Militärpersonen wesentliche Verbesserungen im Kriegswesen erfunden haben; daß zu Grunde gerichtete Landökonomen vortrefflich über Vervollkommnung des Ackerbau's und der Viehzucht schrieben; daß bankerote Kaufleute die größten Ansichten im Finanzfach lieferten, oder doch die zwekmäßigsten Handelsinstitute errichteten, und daß Männer, die weder Erziehung hatten, noch selbst Erziehung geben konnten, die größten Reformen im Fach der Pädagogik schufen. Rousseau, der Bürger von Genf, schrieb seinen Emil, über Erziehung des Kindes von den ersten Lebensaugenblicken desselben an; er selber aber erzog seine Kinder nicht, sondern übergab sie dem Findelhause. Er hätte sie nicht erziehen können. Eben so wenig war Pestalozzi

dazu geeignet; er, der scharfblickende Weise, der zärtlichste Kinderfreund, der edle, reine Mensch, liebenswürdig und gutmüthig, wie ein Kind. Er war kein Mann der Welt, sonden ein Mann der Ideen. Andre mußten seine Entwürfe in die Wirklichkeit hinaus gestalten: seine Ideen gleichsam verkörpern. Unter ihnen waren Hermann Krüsi, Niederer u. s. w. ausgezeichnet. Er selber konnt' es nicht. In Frankreich, Deutschland, Preußen, Rußland, Neapel, Spanien, Nordamerika u. s. w. wurden Schulen und Bildungsanstalten nach seinen Grundsätzen gestiftet; in der damaligen Schweiz, (denn sie ist gegenwärtig doch in Vielem eine andere und hellere geworden) folgte man dem von ihm aufgestellten Beispiel nur selten. Und seine Lieblingsidee, die er bis zur letzten Lebensstunde, und immer vergebens, verfolgte, Kinder nämlich der Aermsten im Volk zu bilden, sie vom lebenslänglichen Elend, Bettelstab, vom Zuchthaus und Schaffot zu erretten, konnte nur erst ein praktischer Mann, von Geist und Gemüth, wie der edle Fellenberg realisiren.

Ich mögte hier das Bild Pestalozzi's zeichnen, ganz wie ich ihn selbst, manches Jahrzehend lang, und in den verschiedensten Lagen seines Lebens, kannte. Ich kann es kaum anders, als wie ich es, in meinen Erinnerungen an ihn, schon anderswo that.

Er lebte, wie gesagt, nur in seinen Ideen und nur für sie. Er gehörte nur durch sie der Welt an. Veredlung, oder wenigstens doch Entthierung der ärmern, verwahrloseten, größern Volksmasse durch Unterricht war sein ewiges Ziel. Ein Mann von so seltner Geisteskraft und sich selbst hinopfernder Tugend mußte groß auf sein Zeitalter einwirken. Er hat in Europa, auch wo sein Name nicht dabei genannt wird, unstreitig die mächtigste Anregung zur Verbesserung des Volksschulwesens gegeben. Dies Verdienst um die Menschheit wird ihm die europäische Menschheit dankbar immer zugestehen. Sein Name ward im gesammten Welttheil, wie in Amerika mit Ehrfurcht oder Neid genannt. Nur in der Schweiz erkannte man den Außerordentlichen am wenigsten. Da sah man nur den schlichten Schulmeister, der weder Lebensart, noch Lebensklugheit, besaß und weder seinen Anzug, noch sein Hauswesen in Ordnung zu bringen verstand. Hier wurden selbst seine Tugenden lächerlich, und er hatte sich glücklich zu schätzen, wenn man ihn nur für einen etwas überspannten Kopf, nicht für einen gutmüthigen Halbnarren erklärte. Man erzählte sich mancherlei Anecdoten von ihm, um sich von ganzem Herzen über ihn zu belustigen, z. B. wie er einmahl, auf dem Weg von

Solothurn nach Basel, eine arme Familie im bittersten Elend fand; helfen wollte, nicht konnte; keinen Heller Geld bei sich hatte; aber von seinen Schuhen die silbernen Schnallen lösete, sie hingab, fortrannte, die Schuhe mit Stroh festband und so zum Gelächter der Gassenbuben in die Straßen der reichen Handelsstadt einzog.

Mit durchdringendem Scharfsinn und Alles vergegenwärtigender Einbildungskraft, sah er jede Schwäche, jede Stärke des Herzens. Er kannte den Menschen durch und durch; aber er kannte die Leute nicht. Kindlichgut, war er leichtgläubig, wie ein Kind. Oft von Andern, weit öfter noch durch sich selbst getäuscht, ward seine Leichtgläubigkeit eben so häufig zum unverdienten Vertrauen, als zum unverdienten, hartnäckigen Argwohn; und, bei der Reizbarkeit und Lebhaftigkelt seiner Gefühle, ging er eben so schnell zur Liebe, wie zum Hasse, über. Er wußte sich im Allgemeinen verkannt. Die Ungerechtigkeit der Welt gegen ihn zerriß sein Herz; um so leichter gewann ihn jeder, der seine Eigenliebe schmeichelte, und ihn lenken wollte. Dies und seine unverhehlten freisinnigen Grundsätze in des Vaterlandes öffentlichen Angelegenheiten, wodurch er der Patrizier- und Geld-Aristokratie und deren dienstbeflissenen Anhängern verhaßt blieb, waren die Ursachen, daß nie gedieh, was er selber schaffen wollte, um seine Ideale in der Wirklichkeit zur Anschauung aufzustellen.

Noch wenige Wochen vor seinem Tode trat der hochwürdige Greis in mein Zimmer. Bei aller Hinfälligkeit des Körpers erschien die Kraft seines Geistes ungebrochen. Mit jugendlicher Lebhaftigkeit entwickelte er mir seiner neuen Ideen eine, über Vereinfachung des Unterrichtens in todten Sprachen. Er wollte darüber noch ein Werk schreiben. Da kehrte sein Genius die Lebensfackel um.

eng. by Winkles

FREIBURG. FRIBOURG.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag.

# XVII.

# Kanton Freiburg.

## 1. Freiburg.

Dies Ländchen, in welchem etwa 86 bis 87,000 Menschen auf einem Raum von 26 bis 27 geographischen Geviertmeilen in 6 kleinen Städten, mehr denn 200 Dörfern, 300 Weilern, zerstreuten Wohnungen und Höfen, beisammen wohnen, bietet dem Beobachter eine so große Mannigfaltigkeit der Landschaftsbilder, der Sprachen, Sitten, Gesetze, Kleidertrachten, Gewohnheiten, der geschichtlichen und politischen Merkwürdigkeiten und Sonderbarkeiten zur Schau, als irgend ein andrer Schweizerkanton. Aber dem großen Haufen der Reisenden ist das Ländchen nicht namhaft genug; er kennt es nur, als Durchgangspunkt von Bern zum Genfersee. Er staunt etwa die wunderliche Bauart der Hauptstadt an, wo hier Gebäude und Kapellen am Rande hoher, senkrechter Sandfelsen über dem wilden Strom der Saane schweben, dort sich in Bergschluchten verkriechen; hier der stolze Pallast des Jesuiten-Collegiums auf der Berghöhe die fromme Stadt dominirt; dort in der Luft, wie Fäden eines Spinngewebes, die neue Drathbrücke, 925 Fuß lang, von Berg zu Berg, über Strom und Thal, über Kirchen, Häuser und Thürme, 160 Fuß hoch, hinzieht. Vom Uebrigen sieht und kennt er wenig. Eben von diesem Uebrigen mögt' ich erzählen.

Das ganze Land liegt hoch, doch fruchtbar; der tiefste Punkt noch mehr denn 1300 Fuß, der höchste noch mehr denn 7000 Fuß über dem Meere (der Dent de Brenleyre 7353 Fuß.) So viele Gießbäche und Waldströme von den Alpen und Jorat-Höhen niederstürzen, so viele Thäler lassen sich zählen. Ueberall verwandelt

da die Natur ihre Gestalt und Stimme. Sie spricht immitten des Hochgebirgs, über schauerlichen Abgründen, zwischen Wolken und unerklimmbaren Felsgipfeln, unter dem Donner der Wasserfälle und dem Geläut der Heerdenglocken, die Sprache des Epos; zwischen den Hügeln, Gebüschen, Dörfern, Seeufern, Kapellen und romantischen Burgen der Thalwelt die Sprache der Idylle, und in den öden Mooren jenseits des Murten-Sees, die der Ibis, der schwarzgemäntelte Strandläufer und andres Sumpfgeflügel belebt, die ruhigste Prosa.

Hier ist die Gränzscheide, wo sich die Nachkommen und Sprachen zweier Nationen, der Allemannen und Burgunden, berühren, ohne sich in einander aufzulösen. Die Linie der Sprachentrennung zieht sich von Südost über Freiburg nach Nordwest, fast quer durch den Kanton. In der Stadt Freiburg selbst sprechen einige Straßen deutsch, und die andern französisch. Das Deutsche unterscheidet sich in verschiednen Gegenden des Landes wieder nach verschiednen Mundarten; das Welsche zerfällt in noch weit mehr Dialecte. Doch im Letztern sondert sich am schärfsten das Gruverin-Welsch der Landschaft Gruyeres, das Broyar am Neuenburgersee und das Guntzo in des Landes mittlern Theil von einander.

Eben so verschieden sind die bürgerlichen Gesetze dieser Landschaften. Sie entstammen den Bräuchen und Uebungen des hohen Alterthums, die nach und nach in Schrift aufgefaßt und nach den Bedürfnissen der Zeit, mit Zusätzen und Veränderungen, ausgestattet wurden. Das älteste schriftliche Gesetzbuch ist die sogenannte „Handfeste“ aus dem J. 1249. Daneben bestehn in den 13 Bezirken des Landes über ein halbes Dutzend besondrer örtlicher Gesetzbücher, oder Coutumiers und Ordnungen; alle unter sich abweichend; alle nur noch in Handschriften; und die Abschriften eines und desselben Buchs wieder unter sich ohne Uebereinstimmung. Erst seit 1821 hat man angefangen, ein allgemeines Civilgesetzbuch zu entwerfen; aber auch nur angefangen. Karls V „Halsgerichtsordnung“, etwas gemildert, verrichtet noch den Dienst des Criminalcoderes.

Ehe (am 7. Dezember 1830) die staatsbürgerliche Rechtsgleichheit im Staatsgrundgesetz anerkannt wurde, gab es in dem Ländchen auch, wie in andern Kantonen, eine lange, erbliche, von Geschlecht zu Geschlecht übergehende, Stufenfolge mannigfacher bürgerlicher Stände und ihrer Rechte und Unrechte und Vorrechte, wodurch die Menge der Gegensätze auf diesem Erdenfleck noch mehr vergrößert ward Oben an standen die Bürger der Stadt, das heißt der Hauptstadt. Denn wie in allen Aristokratien, trug diese allein,

vor allen übrigen Städten des Landes, den Namen der Stadt (urbs). Aber auch die Stadtbürgerschaft bildete in sich selbst wieder drei Kasten, die des Adels, die der Patricier, denen zu öffentlichen Aemtern ausschließliches Recht gehört, und der Bürger von Stadt und „alter Landschaft", welche außer dem Mitgenuß an gewissen Gemeingütern, auch das Recht zu gewissen Wahlen hatten. — Unter den Adlichen und Patriciern aber waren auch nicht alle, sondern nur bestimmte Familien berechtigt, in die obern Landesbehörden einzutreten, sondern nur diejenigen, welche zur Zahl der „regimentsfähigen Familien", oder der „heimlichen Bürger" gehörten. Auch diese unterschieden sich wieder durch Titel und Benennungen, bis im Jahr 1782 diese Lächerlichkeit, welche man aber nichts weniger als lächerlich fand, aufgehoben und volle Rangesgleichheit wenigstens unter den heimlichen Bürgern eingeführt hat. — In andern Städten des Landes fanden ähnliche Rangordnungen statt, aber nirgends die gleichen. Da gab es unter den Bürgern Patricierartige und Gemeine; ferner blos Angehörige des Orts, zu denen auch die Unehlichgebornen zählten; ja, selbst endlich Pfarrgenossen, die zu keiner Ortschaft, sondern nur zum Kirchsprengel, gehörten. Das Bauervolk, versteht sich, war am dürftigsten mit Rechten ausgestattet; als Unterthan zum Beten, Arbeiten und Bezahlen geboren. Aber die eigentlichen Pariah's des Landes waren denn doch, wie in der ganzen Schweiz, auch hier, die „Heimathlosen"; Menschen ohne Vaterland, die von allen Gemeinden ausgestoßen, sich nirgends ansiedeln konnten, nirgends bürgerliche Rechte besassen, kaum auf ihr Menschenrecht Anspruch machen durften.

Die Anzahl dieser Unglücklichen in der Schweiz war groß. Sie stammten theils von verarmten Familien, die sich in ihrer Heimath nicht erhalten konnten, als Landstreicher bettelnd umherzogen, in rechtmäßigen, oder wilden Ehen sich vermehrten und zuletzt nicht mehr wußten von wannen ihre Voreltern gekommen seyn mogten; — theils von Familien ausländischer, deutscher, französischer oder italiänischer Strolche, denen die Gastfreundlichkeit und fromme Milde der Schweizer, neben schlechter Polizei in ihren vielerlei Gebieten, wohl behagte; — theils von Nachkömmlingen derer, die zur Zeit der Reformation den Glauben verändert, und damit das Bürgerrecht in ihrer Gemeinde und ihrem Kanton auf immer verwirkt hatten; — theils von Personen, die aus ihrem Kanton, andrer Verbrechen willen, auf ewig verbannt worden waren; — theils von Nachkömmlingen derjenigen Schweizer, oder

Fremden, die in Schweizerregimentern des Auslandes Söldnerdienst getrieben, sich verheirathet hatten und in die Schweiz kommend, nirgends anerkannt wurden. Sie Alle, von allen Seiten zurückgestoßen, gezwungen, ein Vagabundenleben zu führen, scheu vor der Polizei der Nachbarstaaten der Schweiz, schwärmten nun einzeln oder familienweis, als Bettler, Kesselflicker, Knopfschneider, Korbmacher und dergleichen herum; paarten und trennten sich nach Belieben, ohne Ordnung, ohne Gesetz, ohne Religion; schliefen in Wäldern und Ställen, wahrsagten, stahlen und gefährdeten auf mancherlei Weise, doch selten und gemeinlich nur aus Verzweiflung, die öffentliche Sicherheit. Sie wurden in der Schweiz, was die Zigeuner in andern Ländern sind. Sie bildeten im Staatenbündel der ältern Eidsgenossenschaft einen eignen Freistaat; sie kannten sich unter einander; trafen ihre Verabredungen; und verweilten selten lange Zeit in einer und derselben Gegend, sondern machten, oft ganz regelmäßig, einen Umzug durch alle Kantone, den sie in zwei, drei Jahren vollendeten.

Dem Unwesen ward erst nach Auflösung der alten Eidsgenossenschaft, im ersten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts, ein Ende gesetzt, als an die Stelle der faulen Aristokratien bessere Ordnung der Dinge trat. Doch nur zum Theil ward dem Uebel ganz abgeholfen. Die Kantone vertheilten die Familien der Heimathlosen unter sich. So wurden diese Verstoßnen wenigstens Angehörige eines Kantons, der sie beaufsichtigte, bevogtete und im Nothfall vom Hungertode rettete. Allein schwerer ward es, sie in besondre Gemeinden heimathlich, und als Mitnutznießer des örtlichen Gemeingutes, einzubürgern. Theils schreckte ihre eingerostete Entsittlichung, theils ihre Anzahl ab. Dem Kanton Freiburg allein sind bei 500 solcher heimathlosen Familien zugefallen. Man berechnt, daß der Staat zu ihrer nothdürftigsten Unterstützung binnen 20 Jahren an 100,000 Fr. verwendet hat. Aber unsinnig, weil widernatürlich, ists, ihnen gesetzliche Heirathen zu verbieten, um ihre Vermehrung zu verhüten.

---

Nichts romantischer, als der Anblick der Hauptstadt Freiburg, deren tausend Häuser mit einer Menge von Kirchen, Klöstern und Kapellen, hoch und niedrig, über steilen Felsen, tiefen Schlünden, Halbinseln und Berghängen wunderlich zusammen gedrängt liegen. Tritt man hinein, so wandelt man im Mittelalter unsrer Zeitrechnung; mit einem Anflug neuer Art und Kunst überhaucht, und Rom selbst

hat kein frömmeres Ansehn. Selten eine Straße, in welcher wir nicht daß Kreuz, oder Häuser mit Heiligenbildern bemalt erblicken; wenig Leben darin, außer an Festtagen. Die geringe Bevölkerung von kaum 8000 Seelen verliert sich in der Menge der Gebäude, welche vorzeiten, als die Gerbereien allein bei 2000 Arbeiter beschäftigten, für eine größere Zahl der Bewohner berechnet war; ein andrer Theil ihrer Bevölkerung aber lebt in Zellen der Klöster verschlossen. Auf den stillen Gassen wandeln, von Morgens bis Abends, fast zu allen Stunden des Tages, Andächtige, besonders weiblichen Geschlechts, welche vom feierlichen Klang der Glocken zum Gebet und Gottesdienst, bald nach dieser, bald nach jener Kirche, gerufen werden. Nur an Feier- und Markttagen erschallen, neben der Andacht in den Tempeln, 50 bis 60 Wirthshäuser, Wein- und Bierschenken oder die Kaffeehäuser vom fröhlichen Leben. Die Stadt allein zählt, außer fünf Mönchs- und vier Nonnenklöstern nebst einem Priesterhause, zwölf Kirchen und neun Kapellen. Unter den Kirchen ragt die dem heil. Nicolaus geweihte vor allen hervor. Sie stammt aus dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert ~~und ist~~ im gothischen Styl erbaut; ihr Thurm, mit dem prachtvollen Geläute, dritthalb hundert Fuß hoch. In der Vorhalle am Haupteingang erblicken wir von Stein, in erhabner Arbeit, durch die Kunst der alten Meister, das Weltgericht dargestellt, eine blutige Satyre auf die Gewaltigen jener Zeit, auf die Herrscher vom Thron und Altar. Die Teufel zeigen sich rührig, die Verdammten in das höllische Feuer zu schleppen. Man sieht sie gebeugt unter der Last von Kaisern, Königen, Fürsten und Herrn, von Päbsten, Kardinälen, Bischöfen und dickwanstigen Priestern und Mönchen, die sie in Tragkörben zum Abgrund der Flammen bringen.

Victor Hugo, unter Frankreichs neuern Dichtern der genialste in Erfindung und Ausführung ekelhafter Zerrbilder und das sittliche Gefühl empörender Verknüpfungen der Charactere und Schicksale, hat in seinem Roman „Notre Dame von Paris" einen eigenthümlichen Gedanken, der mehr, als das ganze Werk werth ist. Ich kann mich nicht enthalten ihn zu wiederholen; denn er ist schön, weil er nicht ohne Wahrheit ist. Bis zum sechszehnten Jahrhundert, sagt er, war die Architectur das Buch der Menschheit, worin sie den Nachkommen ihre Gedanken und Gefühle überlieferte. Die ersten Denkmale waren Felsstücke, von keinem Eisen berührt; aufrechte Steine, deren jeder ein Buchstabe, eine Hieroglyphe galt. Wir finden diese steinerne Sprache noch im Norden Asiens und Europens, wie in den Pampa's Amerika's. Später schuf man

Worte; legte Stein auf Stein; verknüpfte Sylben von Granit. Das Dolmen und Kromlech der Celten, der hetrurische Tumulus, der hebräische Galgal sind Worte. Der ungeheure Steinhaufen von Kernak ist schon eine Phrase. Die Architektur entfaltete sich zugleich mit dem Reich menschlicher Gedanken; sie ward riesenhaft, tausendköpfig, tausendarmig und versteinerte in sichtbarer, ewiger Form den hin- und herschwebenden Symbolismus. Der Pfeiler ward zum Buchstaben, die Arkade zur Sylbe, die Pyramide zum Wort, der Tempel zum Buch, wie die Pagode von Eklinga, das Rhamseion Aegyptens. Der Tempel Salomons ward nicht blos eines heiligen Buches Hülle, sondern das heilige Buch selbst; alles daran und darin Geschichte und Psalm. So war in den ersten 6000 Jahren der Welt, von der ältesten Pagode Indiens bis zur Kathedrale von Köln, die Baukunst eine Schriftkunst des Menschengeschlechts.

Am nächsten und uns am verständlichsten liegt den heutigen Tagen noch das Mittelalter. Im ersten Zeitraum desselben, als der Vatican aus den Trümmern des alten welterobernden Roms ein neues, die große europäische Theokratie, erbaute, spricht sich der Geist der Jahrhunderte symbolisch in der geheimnißvollen, romanischen Baukunst, Schwester der Architekturen Indiens und Aegyptens, aus. Jeglicher Gedanke der Zeit ist in diesem düstern romanischen Styl niedergeschrieben. Ueberall sieht man die unveränderliche Hieroglyphe päbstlicher Einheit, Unumschränktheit, Unerforschlichkeit und Macht; überall den Priester, die Kaste; nie den Menschen, das Volk. — Dann aber bringen die Kreuzzüge einen neuen Geist in die Abendlande. Der Feudalisums will mit der Theokratie theilen. Der Adel durchbricht das Priesterthum; hin und wieder die Gemeinde den Adel. Die Hieroglyphe der Architektur schmückt auch die hochgethürmten Felsenburgen. Unter den hohen Spitzbögen der Kathedralen spricht das Priesterthum nicht allein; auch der freiere Geist des erwachenden Volks durch seine Dichter. Diese Dichter sind Baumeister und Steinhauer in den wissenschaftlichern Maurergilden. Größer, als ihr Jahrhundert, verewigen sie ihren Spott über dasselbe. Kapiteele und Hallen der Kirchen zeigen in ihren Schnörkeln die Tyrannei der Großen, die Sittenlosigkeit der Priester; Könige im Rachen des Satans; Nonnen und Pfaffen schaamlos verkuppelt. Ein bacchischer Mönch mit Eselsohren, und den Weinbecher in der Hand, lacht der Gemeinde ins Gesicht. Nur in dieser Art war damals der Gedanke frei; er hatte in der Architektur ein Privilegium, das unsrer heutigen Preßfreiheit

gleicht. Hätte sich der Gedanke in einem geschriebenen Buche gezeigt, das Buch wäre mit dem Autor durch Henkershand auf öffentlichem Markte verbrannt worden. So war bis auf Guttenberg die Architektur die allgemeine Hauptschrift. Das Mittelalter schrieb die letzte Seite dieses im Orient begonnenen, im griechischen und römischen Alter fortgesetzten Granitbuches. — Die allgemeinen Kennzeichen jeder priesterherrschaftlichen Sculptur sind: Unveränderlichkeit, Abscheu vor Fortschritten, Erhaltung der überlieferten Linien, Weihe der ursprünglichen Typen; eine stehende Form des Menschen und der Natur. Dies ist das starre Gepräge der ägyptischen, der indischen, der romanischen Kunst. — Der architektonische Charakter des Feudaladels ist sein schmuckloser hartherziger Kriegerstolz, der sich in den durch's Land weit schauenden Wartthürmen, in den gewaltigen Burgställen vom Harnisch der Ringmauern umschlossen, auf ihren Felshöhen, in den unterirdischen Burgverließen, selbst in den engen Fensterlöchern offenbart, die, wie Augen des bösen Gewissens, mehr zum Lauern gemacht sind, als das finstre Geheimniß des Innern errathen zu lassen. Reicher, aber minder heilig, minder hochmüthig, ist die Architektur des Volks. In der phönicischen sieht man den Kaufmann, in der griechischen den Republikaner, in der gothischen den Bürger.

---

Der Kanton Freiburg zeichnet sich unter den übrigen der Schweiz noch durch eine Eigenthümlichkeit aus, die bemerkenswerth ist. Seiner bürgerlichen Verfassung nach gehört er zu den demokratischen Republiken, mit Stellvertretung des Volks, mit Gleichheit der politischen Rechte für alle Bürger, sogar mit Preßfreiheit, also, daß niemals weder die Censur, noch irgend eine andre vorgreifende Maßregel eingeführt werden kann. Bei dem Allen besteht jedoch dieser kleine Staat zugleich in seinem Innern, als ein, wenn auch nicht gesetzlich ausgesprochener, doch thatsächlich lebender Priesterstand, dessen moralische Macht die weltliche Obrigkeit vielmals überflügelt und beherrscht, wie sehr sie sich auch zuweilen dagegen sträubt.

Die Hauptstadt ist zugleich Sitz eines Bischofs, der zwar noch den Titel eines Bischofs von Lausanne führt, aber seit der Reformation den größten Theil seines Sprengels verloren hat. Außer dem Kanton Freiburg, stehn nur noch die wenigen katholischen Geistlichen unter ihm, die sich in den Kantonen Waadt,

Genf und Neuenburg befinden. Desto zahlreicher ist die Priesterschaft im Lande, welches er bewohnt; und er freut sich dabei einer um so größern Unabhängigkeit, weil ihn, nicht mehr wie vorzeiten das Domkapitel, sondern unmittelbar der Papst erwählt. Nach einer Zählung vom Jahr 1827 betrug die Anzahl der Weltgeistlichen 190; der Mönche 200; der Nonnen 204; so daß unter etwa 150 Einwohnern, immer wenigstens einer, geistlichen Standes ist. Schon daraus läßt sich der Einfluß ermessen, welchen die Priesterschaft auf das Volk haben kann, wenn sie ihn verlangt; und selten lehnt sie ihn ab. Um ihn zu erwerben oder zu behaupten, liegt es im Interesse der Hierarchie, die Masse des Volks in frommer Unwissenheit und im Gehorsam des Glaubens zu bewahren. Gleiches Interesse hatte aber auch die ehemalige Aristokratie, ihrer Natur gemäß. Zwar noch im fünfzehnten Jahrhundert trug die Verfassung, wenigstens der Hauptstadt und der sogenannten „alten Landschaft“, eine demokratische Form. Aber diese ging allmählich in voller Aristokratie und auch diese endlich in wahrer Oligarchie unter. Ein blutiger Aufstand des Volks unter Anführung des Nikolaus Chenaux, im Jahr 1781, suchte die verlornen Rechte gegen Willkühr und Eigennutz der Herrscherfamilien zu retten; ward jedoch, mit Hülfe Berns, bald gedämpft und führte nur wenig Milderungen herbei.

Die geistliche und weltliche Gewalt unterstützten sich gegenseitig in ihrem wohlverstandenen Interesse, wenn auch nicht ohne Eifersucht einer gegen die andre. Der aristokratische Stolz der Patricierregierung gestattete der geistlichen Nebenbuhlerin keinen Vorrang; und mehr denn einmal fühlten die Bischöfe und übrigen Priester die Uebermacht des landesherrlichen Arms.

Unter den französischen Bajoneten, in der Revolution von 1798, verschwand aber die freiburgische Aristokratie; der Clerus hingegen blieb in angestammter Hoheit. Napoleons Mediation stellte jene nicht wieder her, und ließ diesen unangetastet. So konnte die geistliche Gewalt ungestört, durch Einfluß im Volk, ihr frommes Reich befestigen und erweitern. Als sich im Jahr 1814, im Jahr der Reactionen, die Aristokratie von Freiburg wieder, wenn gleich mit einigen demokratischen Flittern geschmückt, herstellte (im großen Rath der Republik mußten 108 Mitglieder aus der patricischen Bürgerschaft Sitz haben, und nur 36 von den übrigen Städten und Dörfern), erschien sie nicht mehr als ehemalige stolze Nebenbuhlerin der Hierarchie, sondern als eine Hülfsbedürftige, welche Unterstützung von dieser suchen mußte, um sich in der gewaltsam angemaßten Würde

zu behaupten. Dies gab dem Priesterthum mit dem deutlichern Bewußtseyn eigener Ueberlegenheit, Zuversicht, die weltliche Hoheit selber in eine Dienerin verwandeln zu können, wenigstens von ihr nicht mehr den Widerstand zu befürchten, welchen sonst die alte Aristokratie von Zeit zu Zeit bewiesen hatte. Dies mußte um so tröstlicher in Tagen seyn, da sich, selbst in Freiburg, von ganz andrer Seite her, ein Gegner der priesterlichen Herrschaft zeigte, der furchtbarer drohte, als alle Macht eines eifersüchtigen Patriciats.

Die sieben Revolutionsjahre der Schweiz hatten nämlich den morschen Formenbau des Alterthums gebrochen. Er, den man für unvergänglich gehalten, war beim ersten Berühren aschenhaft, wie ein mehrhundertjähriger Leichnam in sich zusammen gefallen. Eine Menge neuer politischer Staatseinrichtungen kam und verschwand vor den staunenden Augen des Volks, wie auf den Brettern einer Schaubühne deren wechselnde Decoration, die stets eine andre Welt hinstellt. Unter diesem unaufhörlichen Wandel der Dinge, worin eine Revolution die andre verzehrte, alte Gewohnheiten zerrissen, alte Vorurtheile verflogen, war, mit außerordentlichen Erfahrungen, eine Menge neuer Kenntnisse, Begriffe und Bedürfnisse in die Völkerschaften eingedrungen. Erleuchtete Männer, welchen bisher Aristokratie und Priesterschaft Schweigen geboten hatte, weihten ihre Kraft einer bessern Belehrung und Bildung der lange verwahrloseten Volksmasse. Selbst einzelne Geistliche, selbst einzelne Mönche widmeten sich dem menschenfreundlichen und heiligen Geschäft. Die Franziskaner und Augustiner von Freiburg übernahmen den öffentlichen Unterricht der Jugend in den Primar- und Secundarschulen. Wie in den protestantischen Kantonen Pestalozzi und Fellenberg, erwarb sich in den katholischen Gegenden der Schweiz, besonders in Freiburg, der Franziskaner, Pater Gregor Girard, unvergeßliches Verdienst um Verbesserung des Volksschulwesens. Dies Alles hatte bessern Aufschwung im Jahr 1804 begonnen. Bis dahin konnte man in den Dörfern selten lesen und schreiben. Es hielt oft schwer, nur einen Viehinspektor zu finden, der die Register des Viehstandes führen und die Gesundheitsscheine ausfertigen konnte. Traf der Bauer jemanden lesend, so war seine gewöhnliche Anrede: „Gelobt sey Jesus Christ! Ihr seyd in der Andacht.“ Dem Pfarrer gehörte in den meisten Haushaltungen der Gemeinde das schwere Denkamt selbst in bürgerlichen Angelegenheiten.

Dieser lautgewordene Eifer für Volksbildung war nun der

neue, der furchtbare Gegner, der sich wider die Hierarchie erhob und mit unsichtbaren Geisteswaffen die Gewaltherrschaft angriff, welche der römischgesinnte Clerus im Namen der Religion, mit ihren Schrecken und Hoffnungen bewaffnet, über ein unwissendes Volk, über Hohe und Niedre, bisher ausgeübt hatte. Wie emsig die geistlichen Behörden, die Bischöfe Odet und Guisolan, immerhin auch zur Vertheidigung ihrer alten Domäne thätig waren, konnten sie doch die Fortschritte der edlern Volksbildung nicht ganz hindern. Erst mit Restauration der Aristokratie im Jahr 1814 gewannen sie an ihr einen dienstfertigen Bundesgenossen. Zuerst ward (1816) den Augustinern, nachher (1823) den Franziskanern der öffentliche Unterricht entzogen; die vom Pater Girard eingeführte Methode des gegenseitigen Unterrichts abgeschafft, und zum Hauptgegenstand der Schulen nur die Belehrung der Kinder im katholischen Glauben gesetzlich gemacht. Der Bischof allein hatte die Schulbücher zu bezeichnen. In der Mitte des patricischen großen Rathes erinnerte man sich schon im Jahr 1818 wieder der ehmaligen Verdienste des Jesuitenordens um die Schulen des Landes. (Er hatte hier einen Absenker, schon seit 1581 bis zu seiner Aufhebung, durch Clemens XIV. im Jahr 1773 gehabt). Durch einen Beschluß des großen Rathes der Republik (obgleich von 117 Mitgliedern nur 69 dafür stimmten) wurden die Väter der Gesellschaft Jesu, vier Jahre nach Wiederherstellung ihres Ordens, in Freiburg wieder eingeführt. — Der edle Pater Girard wandte sich traurig von seiner Heimath ab und suchte in Luzern seinen freiern und friedlichern Wirkungskreis.

Indessen war in die Hütten des Volks doch schon zu viel des Lichts gedrungen. In der Hauptstadt selbst lebten schon zu viel kenntnißvolle und selbstdenkende Männer. Die Vermehrung und Verbesserung der Schulen ließ sich nicht mehr plötzlich und ganz hemmen. Die weisern und freiern Männer in den ersten Behörden des Staats, wie die gebildetern Bürger im Lande, rangen unermüdet vorwärts. Im Jahre 1829 zählte der Kanton schon 225 Primarschulen, von mehr denn 12,000 Kindern besucht. Die Hierarchie erkannte, daß die wieder auferstandene Aristotratie von 1814, welche dem Volke ohnehin verhaßt geblieben war, ihr nur geringere Dienste leisten konnte, als sie erwartet hatte. Sie sah daher den Sturz des Patriciats ohne besondere Betrübniß, als sich das Volk desselben im Jahr 1830 entledigte und die Demokratie verjüngte. Das Priesterthum konnte nicht ohne Grund

hoffen, dabei mehr, als je vorher zu gewinnen. Die katholischen Demokratien im Gebirg, wie Wallis, Uri, Schwyz, Unterwalden, Tessin und Appenzell-Inner-Rhoden stellten angenehme Beispiele auf, daß ein unwissender, frommgläubiger Souverän durch niemanden leichter, als durch den Beichtvater geleitet werden könne. Die Priesterschaft, in allen Gemeinden zahlreich verbreitet, in die Geheimnisse der Haushaltungen eingeweiht, deren männliche und weibliche Genossen mit den Fesseln des Gewissens an Altar und Kirche geknüpft sind, konnte sich, durch den Grundsatz der Volkssouveränetät, als Souverän des Souveräns betrachten, ohne den Namen zu tragen; konnte den Wahlmännern die zu wählenden Gesetzgeber, Richter und Obrigkeiten bezeichnen, welche der Kirche am meisten ergeben zu seyn schienen; konnte vor Andern, die zu fürchten waren, als vor Aufklärern, lutherischen Irrgläubigen, Freimaurern und dergleichen im „Namen der Religion" warnen; konnte durch ihre Begünstigten im großen Rath auf die Gesetzgebung, und durch ihre Getreuen im Staatsrath auf die Vollziehung einwirken. So ward die Demokratie zum eigentlichen Priesterstaat, worin die weltlichen Obrigkeiten, nach den Eingebungen des kirchlichen Interesses, zu handeln und zu wandeln hätten.

Wirklich stellte sich das freiburgische Gemeinwesen seit 1830 schon ziemlich in dieser Gestalt dar. Der Stamm des souveränen Volks, vom Epheu des Clerus umflochten und durchsponnen und von tausend kleinen Wurzeln desselben durchdrungen, gab von seiner Kraft und seinem Leben diesem Frische und Höhe. Am reichlichsten gediehen dabei die Väter der Gesellschaft Jesu. Freiburg ward die wahre Hauptstadt und Pflanzschule des erneuten Jesuitenordens für Europa. Imposant, wie die Gebäude und Palläste des Jesuitencollegiums, des Pensionats und Seminariums in Freiburg, ist die Zahl der Jünger Loyola's und der unter ihrer Leitung stehenden 1200 Zöglinge, nicht aus der Schweiz nur, sondern aus beinah allen katholischen Staaten Europens. Vom freiburgischen Mutterstamm werden Absenker in andre Länder verlegt. Der erste grünte schon im Jahr 1836 im demokratischen Schwyz, wo ein neues Collegium errichtet ward; mit entferntern Reichen wird unterhandelt, und Hoffnung lebt, die Riesengestalt desjenigen Ordens wieder erscheinen zu sehn, der am Tage seiner Auflösung durch Ganganelli, die Welt in 40 Provinzen getheilt, darin 1,538 Collegien gegründet hatte, und 22,589 Mitglieder zählte, von denen 11,293 priesterliche Würde trugen.

Denkt man aber an die schon vorhandne Masse unabhängiger, dabei freisinniger und gebildeter Männer des Landes Freiburg, an die, wenn auch langsamen und erschwerten, Fortschritte des öffentlichen Unterrichts; an die vorhandne Preßfreiheit und vermehrte Neigung des Volkes zum Lesen, an den wachsenden Verkehr mit den protestantischen Nachbarkantonen, welche Freiburg allseits umschließen: so mögte man kaum auf langes Leben des Priesterstaates inmitten der Republik eine Wette wagen.

---

## 2. Gruyere.

Für mich war und blieb die Gegend von Gruyere, oder Greyerz, besonders wenn man von Bulle her (dem gewerbigsten Städtchen des Kantons) in dieselbe eintritt, eine der anmuthigsten und lachendsten der Schweiz, und die anziehendste des Kantons Freiburg. Die heitern Wiesenebnen des Thals, mit einzelnen umbüschten Hütten durchsprengt, zeigen in der Ferne die wild her und hin durcheinander taumelnden Hochgebirge, und lassen sich in der Nähe nur von weich anschwellenden Hügeln schmeichelnd umfassen. Links, auf dem Gipfel eines derselben, schwebt zum Himmel aufgehoben, wie die Krone der Landschaft, die hochgethürmte Burg der alten Greyerzer Grafen; und den Berg hinunter hängt, wie eine Schleppe desselben, malerisch, fantastisch, das Städtlein gleiches Namens.

Durchs Mikroskop betrachtet wird auch die schönste Mädchenwange, aus „Rosenglut und Lielienschnee gewoben" ekelhaft; und um die antike Pracht des Hügels schön zu finden, muß man sie nicht in der Nähe schaun. Denn das Städtlein, zum Theil halbvermodert, zeigt uns kaum 50 Häuser, und daneben die fromme Trägheit und Armuth der wenigen Einwohner, von denen eine gute Anzahl aus den Einkünften des reichen Spitals seine Tage bequemlich fristet. Das finstre, riesige Schloß, mit seinen vielen Wart- und Wohnthürmen und Wachtthürmlein, vierzehn Schuh dicken Mauern, Brustwehren, Zwingern, Schießscharten und anderm Zubehör der Nothwehr, trägt in der That eine ganz vandalische Physiognomie. Die Sage wenigstens geht noch itzt, der Häuptling einer Vandalenhorde habe im fünften Jahrhundert unsrer Zeitrechnung dies Land von seinem König Gundarich empfangen und sich hier angenistet. Auch das Innere des ungeschlachten Bau's entspricht dem Aeußern. Das Tageslicht sieht nur schüchtern durch

C. Frommel & H. Winkles sc.

GRUYÈRE.

Carlsruhe im Kunst-Verlag.

die engen Gitterfenster in die gewölbten Hallen, oder in die weiten, von steinernen, drei Schuh hohen Bänken umfaßten, Säle herein, um etwa noch ein ungeheures Kamin zu beleuchten, worin ein ganzer Ochs Platz fand, gebraten zu werden, während der Rauch der brennenden Holzscheiter mühsam durch den thurmartigen Schornstein in die Höhe stieg. Ein bekannter, geistvoller Schriftsteller, Hr. Franz Kuenlin von Freiburg, hat sich durch vaterländische Vorliebe bewegen lassen, die Geschichte der Grafen von Gruyere zu erzählen. Mir scheint darin nichts merkwürdiger, als daß der letzte der Dynasten, im sechzehnten Jahrhundert, schuldenhalber sein Habe verlassen und in der Fremde sterben mußte, er, dessen vandalische Altvordern weit umher im Gebirg herrschten, auch im Charmey-Thale und dessen Alpen, welche die gepriesenen feinen Gruyere-Käse noch heut zu den Tafeln europäischer und amerikanischer Gaumseligen senden.

Nicht wegen seiner Käse allein, oder wegen seiner herrlichen Alpen allein, verdient das erwähnte abgelegene lieblich-wilde Charmethal gesehn zu werden. Es verbirgt manche andre Merkwürdigkeit. Hier leben noch wunderbare Sagen der Vorwelt; hier noch Töne und Worte im Munde des Volks, die celtischer oder vandalischen Ursprungs seyn mögen und in andern Sprachen längst ausgestorben sind; hier noch Bräuche, die man nirgends sonst kennt. Entstand sonst unter der faustfertigen Jugend des Landes, aus der man vorzugsweis gern die durch ihre treuen Herzen und durstigen Kehlen wohlbekannten „Hundert-Schweizer" des allerchristlichsten Königs recrutirte, Schlägerei an einem öffentlichen Orte, so stellte sich der Friede plötzlich her, wenn einer der Zuschauer sein Messer in die Wand oder in die niedrige Zimmerdecke stieß, und, mit der Hand am Griff, rief: „Im Namen Gottes und der gnädigen Herrn und Obern gebiet' ich Frieden!" Das Messer war vorzeiten das Sinnbild des freien Mannes, welches der Lehnsherr dem Leibeignen gab, wenn er ihn freisprach. Seiner Aufforderung mußte man gehorchen.

Die alte Karthause Valsainte, aus dem dreizehnten Jahrhundert, liegt, wenige Stunden von da, im entgegengesetzten Thal, in melancholischer Einsamkeit des Gebirgs, am nördlichen Fuß des prächtigen Moleson, der das Kreuz seines Gipfels 6180 F. ü. M. erhebt. Zwar hob Pius VI die Karthause 1778 auf, und die Mönche zogen aus, unter des Volks, besonders der Weiber, lautem Wehklagen, wovon, wie der Abt vom Hauterive meldet, Felsen und Wälder wiederhallten. Aber schon im Jahr 1791 bevölkerten

sich die weitläuftigen Gebäude wieder mit Mönchen aus dem Orden der Trappisten, die Frankreich verlassen hatten, und auch hier nur sieben Jahre lang Zuflucht fanden. Denn beim Ausbruch der schweizerischen Revolution zogen sie sich bis in die Einöden Rußlands zurück; kamen jedoch, sobald der erste Consul Bonaparte die Ruhe hergestellt hatte, wieder in ihr „heiliges Thal" heim. Man kennt die herbe Regel dieses Ordens, dessen Glieder in stummer Weltentsagung, in elfstündigen Gebeten und Gesängen, bei kärglicher Nahrung, harter Feldarbeit, nur Buße und Tod, unter ihrem „Memento-Mori-Gruß" denken sollen. Indessen hinderte das Alles doch den Pater Augustin, Abt von Val Sainte, nicht, der feinste Weltmann zu seyn, und sogar für einen Spion Bonaparte's gehalten zu werden.

Marschall Ney, damals Großbotschafter Frankreichs in der Schweiz, hatte mit diesem geheimnißvollen Büßer ein Begegniß eigner Art. Dem Marschall war nämlich einer seiner Grenadiere entlaufen, der inner den heiligen Mauern des Val Sainte Zuflucht gefunden hatte. Ney beschied den Abt vor sich und stellte ihn zur Rede. Pater Augustin ließ sich durch den General nicht einschüchtern, der in der Hitze des Wortwechsels aufsprang und schrie: „Unverschämter Mensch, ich lasse Sie zur Thür hinauswerfen!" Der Abt, mit unerschütterlicher Ruhe, verbeugte sich tief und sagte: „In dem Fall zieh' ich mich zurück, um Ihnen die Schande zu ersparen." Und er ging. — Doch acht oder zehn Tage nach diesem Auftritt befand sich der Marschall eben beim Landammann d'Affry in Freiburg, als ein französischer Courier mit Depeschen von Bonaparte für den Großbotschafter ankam. Dieser bat um Erlaubniß, einen Blick hineinzuwerfen und hatte es kaum gethan, als er in helles Lachen ausbrach. „General, sagte der Landammann: Sie haben ohne Zweifel angenehme Nachrichten aus Paris? — „Ja", antwortete der Marschall: „Sie wissen, ich hatte neulich da mit dem Pfaffen von Val Sainte eine Geschichte; jetzt zieht mir die vom ersten Consul einen derben Wischer zu. Weiß der Teufel, was dahinter steckt!"

Der hochwürdige Abt, der auch mit der Regierung zu Freiburg von Jahr zu Jahr Händel hatte, besaß Vermögen genug, die Grundstücke seines Klosters beträchtlich auszudehnen; sogar in seiner Nachbarschaft ein Kloster von Trappistinnen anzulegen, denen er seine Schwester zur Vorsteherin gab; und sich endlich mit einer Colonie von geistlichen Brüdern und Zöglingen zu umringen, deren Zahl über 100 betrug, ungerechnet die erwähnten 48 geistlichen

Schwestern im benachbarten „Klein-Riedera." Der ehrwürdige Büßer, wer hätte es glauben sollen? der dem großen Napoleon gute Dienste geleistet haben mogte, diente aber auch, mit heiliger Schlangenklugheit, zugleich gegen ihn als Spion der Bourbonen. Das wurde verrathen. Napoleon verlangte am 21. August 1811 seine Auslieferung von der Regierung von Freiburg, wegen eines an Frankreich begangnen Staatsverbrechens. Abt Augustin indessen hatte schon den Tag vorher durch eine Staffette aus Paris Nachricht von dem erhalten, was bevorstehe, und verschwand, niemand wußte, wohin? Die Regierung hob noch in demselben Jahr das Kloster von Val Sainte auf. Das Haus der Trappistinnen zu Riedera hatte dann im May 1812, das nämliche Schicksal.

Allein kaum war Napoleon gestürzt und, im Jahr der Restaurationen, die Aristokratie von Freiburg so gut, als möglich, wieder hergestellt, erschien auch der unermüdliche Trappisten-Abt, im März 1815 abermals, um von neuem Besitz von Val Sainte zu ergreifen. Seine Mühe blieb jedoch eitel, weil es an Geld gebrach. Vermuthlich ging er nach Frankreich. — Man sieht, heutiges Tages verstehn die Heiligen noch so gut, als jemals im Mittelalter, Romane zu spielen.

Dergleichen Geschichtchen aber, selbst wenn sie auch häufiger wären, was sie jedoch, zur Ehre der Geistlichkeit sey es gesagt, keineswegs sind, vermindern nicht die angestammte Vorliebe und Ehrfurcht, welche die gutmüthigen und glaubensreichen Bewohner des freiburgischen Landes für Alles hegen, was priesterlich ist. Für sie ist der kirchliche Ritus und dessen unverstandnes Geheimniß, so wie die Gottverwandtheit des Priesterthums, die Religion selber. Und wenn ihnen im Licht des verbesserten öffentlichen Unterrichts Vieles anders erscheinen, ja, wenn die Geistlichkeit selber wagen würde, ihnen hellere Begriffe zu geben: sie würden in diesen nur Ketzereien, in jenem nur Verblendungen der gottlosen Vernunft wahrnehmen. Es gehören Menschenalter dazu, Völkerschaften vom Ueberlieferten abwendig zu machen. Die Gewohnheit des Irrthums ist mächtiger, als die Erkentniß desselben, selbst bei gebildetern Personen. Und wenn man noch heut da und hier eine mit dem Teufel vermälte Hexe verbrennen wollte, zweifle niemand, die fromme Menge würde heut noch dem Auto da Fé mit der nämlichen Andacht zuschaun, wie im J. 1634, als man die unglückliche Mia Varmy, welcher der Landvogt zu Rue das Geständniß ihrer Zaubereien abgefoltert hatte, lebendig auf dem Scheiterhaufen

verbrannte. Noch vor etwa zehn Jahren konnte sich ein fröhlicher Bauchredner glücklich preisen, daß er den Bauern entwischen konnte, die ihn wegen seiner scherzhaften Kunst in den glühenden Backofen schieben wollten.

Im Ganzen hängt das weibliche Geschlecht dem Altherkömmlichen viel treuer an, als das männliche, selbst im Herkommen der Kleidertracht. Und überzeugt von den Eroberungen, welche die Altmütter in ihrem Putz gemacht haben, versuchen es auch deren Urenkelinnen in demselben Costume, und nicht ohne Glück. Man muß übrigens gestehn, die buntfarbigen Gewänder, Bänder, Verzierungen, selbst die ungeheuren Wulsten falscher, ausgestopfter Haarflechten, die sich um den Scheitel zusammenringeln, lassen den jungen schlanken, frischen, großaugigen Schönen gar nicht übel, wenn sie auch den ältern selten zierlich stehn. Rühmlicher, als der Geschmack in Putzsachen, ist aber die noch herrschende Sittenreinheit der ländlichen Schönen, ungeachtet hier, wie in der übrigen Schweiz die nächtlichen Besuche und Kiltgänge der Liebenden bei den Geliebten keineswegs aus der Mode gekommen sind. Unter 100 ehelichen Geburten zählt man indessen doch jährlich auch wohl 15 — 16 uneheliche; freilich noch nicht soviel, wie in Frankreich, wo das neunte, oder gar in Paris, wo das dritte Kind illegitim ist.

Bei der treuen Vorliebe für Art und Weise der alten guten Zeit (bon vieux tems) der Väter, ist im Ganzen der Wohlstand des Volks sehr mäßig. Großgewerbe wurzeln schwerlich an, wie in andern, zumal protestantischen, Kantonen. Doch hat sich in Semsales eine Glasfabrik aufgethan, die bei 150 Menschen beschäftigt; und die zarten Arbeiten des Strohgeflechts, dem sich ein großer Theil, besonders der weiblichen Bevölkerung, widmete, warfen dem Lande, ehe ringsum die Einfuhrzölle der Nachbarstaaten den Absatz um ein Drittel schwächten, einen jährlichen Gewinn von etwa 340,000 Fr. ab. Wiesenbau und Alpenwirthschaft verloren durch jene nachbarlichen Zollerhöhungen nicht minder. Ehe sie erschienen, führte man jährlich bei 40,000 Centner Käse nach Frankreich und Piemont aus; seit dem kaum viel über die Hälfte. So in vielem Andern. Selbst die ehmalige Industrie der Patrizier-Familien trägt nichts mehr ein, nämlich die Leiber ihrer Söhne in fremden Kriegsdienst zu vermiethen. Noth wird endlich erfinderisch machen. Den Verkehr zu erleichtern werden wenigstens schon gute Landstraßen durch den Kanton gezogen. Man wird endlich andern Gegenden der Schweiz nachahmen, weil es nichts weniger, als angenehm ist, die Verse des Volksliedes (Coraoulé)

C. Frommel & H. Winkles sculp.

MURTEN.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

singen zu müssen, die man an schönen Sommerabenden zuweilen von der Jugend des Städtchens Stäfis (Estavayer) hört, und in ihrem Patois lauten:

Qan lé-s autrou mezéron, no voitrin;
Qan lé-s autrou riretron, no pliorerin.

(Wenn die andern essen, werden wir zuschauen; wenn die andern lachen, werden wir weinen.)

---

Die fleißigste Benutzung des Bodens zum Acker-, Wein- und Wiesenbau im Kanton, überhaupt eine sorgfältigere Landwirthschaft, als in andern Gegenden des Landes, bemerkt der Reisende, sobald er in den Bezirk von Murten (Morat) eintritt. Hier beginnt auch plötzlich andre Tracht, andre Bauart, andre Sitte, andre Mundart, andre Religion. Die Bevölkerung des Bezirks gehört zum reformirten Glaubensbekenntniß. Das alte Städtlein, von welchem der angränzende See und der ganze Bezirk den Namen lieh, ist aus den frühern Freiheitskriegen der Schweiz, man könnte sagen, weltkundig. Es ist an sich klein und eng; und mit seinen dumpfen, verfinsternden Arkaden oder Bogenhallen längs den Häuserreihen der Gassen, unschön. Der Anblick des düstern Schlosses und seiner gothischen Mauer- und Thurmmassen aus dem achten Jahrhundert, versetzt uns in die Zeiten Karls des Kühnen zurück. Die Chroniken erwähnen hier schon im elften Jahrhundert eines Castells Murvalta. Der benachbarte „Heidenweg", oder die Römerstraße, die vom See (bei Montillier) gen Solothurn zieht, erinnert daran, daß auch hier vor 2000 Jahren die lateinischen Welteroberer gehaust haben. Aber das mag uns heut ziemlich gleichgültig seyn. Durch die Ueberbleibsel und Bruchstücke der barbarischen Zeiträume dringt auch hier das Licht edlerer Gesittung. Das Städtchen verjüngt sich unter der Gewerbthätigkeit und dem Wohlstand seiner anderthalbtausend Einwohner sichtbar. Schönere Gebäude erheben sich im Innern; zierliche Anlagen und Schattengänge schmücken die Außenseite. Während andre Städtchen des Kantons mit zahlreichen Kapellen, Kirchen, Klöstern prangen und die Früchte ihres Fleißes den Altären opfern, weiht Murten die seinigen mit gleicher Frömmigkeit gemeinnützigen Anstalten. Hier findet man, neben guten Schulen, eine öffentliche Bibliothek gegründet; neben einem neuerbauten Waisenhause und Spital, zur Abwehr der Verarmung, eine Ersparnißkasse. Die Lage der Stadt an ihrem See ist lieblich. Der See selbst

ist klein, nur drittehalb Stunden lang, mit der Breite von einer Stunde; er zeigt nicht das Großartige vieler Andern, aber auch nicht ihre Gefährlichkeiten in Stürmen. In stiller Freundlichkeit will er den Bewohnern seiner fruchtbaren Ufer nur Augenlust, oder nützlichen Dienst für Nahrung und leichtern Verkehr gewähren. Auch eine Naturmerkwürdigkeit bietet er dar. Zuweilen färben sich seine längs den Ufern spielenden Wellen blutroth. „Der See blüht!“ sagt dann der Schiffer. Die Erscheinung dauert einige Zeit und verschwindet. Sie ist die Wirkung von röthlichen, faden = förmigen Aftermoosen, aus der Gattung der Oscillatorien *), welche, besonders wenn sie der Nordostwind in den bewegten Tiefen des Wassers losreißt, emporsteigen.

Bekanntlich ist das Beinhaus, worin die von den Feldern gesammelten Gebeine der Murtner-Schlacht (vom J. 1476) bewahrt wurden, im J. 1798 von den Franzosen zerstört worden. Die Musikanten der 75 Halbbrigade, Burgunder von Geburt, wollten die Trophäe mit den Ueberbleibseln ihrer Landesleute nicht länger dulden. Jetzt aber erhebt sich, bei Murten, an der Stelle des zerstörten Denkmals, ein hoher Obelisk, welchen die Regierung von Freiburg im Jahre 1822 zum Gedächtniß der großen Freiheitsschlacht errichten ließ, in welcher Tausende der Feinde in den Feldern erschlagen, Tausende in den See gesprengt wurden und umkamen.

Napoleon Bonaparte, da er im J. 1797 durch Murten kam, um sich an den Rastadter Congreß zu begeben, stieg in der Nähe des Beinhauses aus dem Wagen und ließ sich das berühmte Schlachtfeld zeigen. Als ihm Alles erklärt worden, wandte er sich zu einem Officier der ihm gegebnen Ehrenwacht und sagte: „Mein junger Hauptmann, wenn wir jemahls in dieser Gegend eine Schlacht liefern, so seyn Sie überzeugt, mir nehmen unsern Rückzug nicht gegen den See.“

---

Die ganze Gränzgegend an der Nordseite des Kantons Freiburg ist durch Schlachtfelder merkwürdig geworden, wie in alter Zeit Murten, und nicht weit davon Laupen (im J. 1339), so in jüngrer Zeit (1798) Neuenegg, wo der Berner Oberst Grafenried den französischen General Pigeon schlug. Die Schlachten des Alterthums sind unzähligemahl beschrieben und

---

*) Oscillatoria filis, cylindricis, tenuissimis, fusco-rubescentibus confestissime annulatis, bezeichnet sie Decandolle.

vielbekannt. Ich mag das Vielerzählte nicht wieder geben. Aber einige Angaben über das Treffen bei Neuenegg, wie ich sie aus Mund und Feder meines verstorbenen Freundes Grafenried empfing, mögen vielleicht Manchem nicht ganz ohne Interesse seyn. Zwar liegt Neuenegg kaum eine Stunde von Laupen entfernt, auf Berner Grund, wird aber nur durch den schmalen Sensestrom vom Boden des Kantons Freiburg geschieden; und auch letzterer gab seinen Theil zum blutigen Wahlplatz.

Beim völkerrechtsmörderischen Ueberfall der Schweiz durch die Franzosen, unter dem Oberbefehlshaber Brune, hatte der General Pigeon am 2. März 1798 die Stadt Freiburg besetzt. Zwei Tage später stand er, mit 6000 Mann, auf dem Zuge gegen Bern, am linken Senseufer, während drei Berner-Bataillons mit 12 Stück Geschütz und einigen Scharfschützen-Compagnien die Höhe des rechten Ufers besetzt hielten, so wie das kleine, in der Tiefe, am Strom gelegene Dorf Neuenegg, durch welches die große Landstraße von Bern nach Freiburg über eine steinerne Brücke führt.

Die damaligen Berner Milizen, in Eil zusammengezogen, waren ohne erforderliche Waffenübung und Kriegszucht; zwar voll wilder Begeisterung gegen die Feinde des Vaterlandes, aber auch voll Mißtrauens gegen ihre eigenen Anführer; die Anführer hinwieder unter sich selbst ohne engere Verbindung, und durch Befehle und Gegenbefehle irre. Ihr Zaudern und unentschlossenes Handeln steigerte den Argwohn des gemeinen Mannes. Zween Oberste, Stettler und Rychner, wurden von den Milizen selbst, des Verraths verdächtigt, niedergeschossen. Statt ihrer mußte der Oberst Grafenried, welcher die Truppen bei der Stadt Büren, an der Solothurner Gränze, befehligte, nach Neuenegg eilen, Ordnung herzustellen. Er kam Abends an und fand Alles in größter Verwirrung; nirgends Befehl; nirgends Gehorsam; die Meisten, von Wein und Branntewein berauscht, unter einander umherschwärmend. Kaum gelang ihm noch, drei eben erst angekommene Compagnien zur Bewachung der Sensenbrücke im Dorfe anzuwenden. Finsterniß und Schlaf stellten endlich im Lager Ruhe her, während der Oberst in der Nacht Kriegsrath hielt, um des andern Morgens die feindliche Stellung anzugreifen. Dieser aber grauete kaum, als der Donner des französischen Geschützes schon die Schweizer aus dem Schlaf weckte und Stückkugeln durchs Dorf sandte. Hartnäckig vertheidigten die drei Compagnien an der Brücke deren Uebergang, bis ihnen links und rechts feindliche Seitenkolonnen, die

durch den Sensestrom gegangen waren, sie abzuschneiden drohten. Ihr Rückzug, und die von vorn und auf beiden Flügeln andrängende Uebermacht der Franzosen, bewirkte die Flucht der Berner Milizen. Ihrer waren ohnehin nur kaum 2000 Mann. Viele, aus benachbarten Dörfern, flohn in ihre Heimathen zurück; Viele waren schon am Abend vorher dahin schlafen gegangen, selbst Offiziere. In dieser Verwirrung strebte Grafenried vergebens die Ordnung zu erneuern. Nur mit einigen hundert Tapfern, einer Scharfschützen-Compagnie und zwei Feldstücken, deckte er den Rückzug, begünstigt von Wäldern, Gebüschen und Gehägen. Langsam, in ununterbrochenem Kampf, wich er eine Stunde Wegs zurück, bis ihm um 9 Uhr Vormittags ein frisches Regiment, nebst einem Bataillon Milizen, eine Jäger-Compagnie, zween Scharfschützen-Compagnien und drei Kanonen zur Hülfe kamen. Sofort verfuhr er wieder angriffsweis. Die Masse der Scharfschützen, in die Gehölze vertheilt, richtete eine furchtbare Niederlage an, während die Angriffskolonnen mit Bajonnet und Gewehrkolben die feindlichen Reihen durchbrachen und sprengten. Kriegsgewandt ordneten sich aber die Geschlagenen eben so schnell wieder zum erneuten Kampf, der, Schritt um Schritt, von Feld zu Feld, von Gebüsch zu Gebüsch fortgesetzt wurde, bis die zurückgedrängten französischen Schlachthaufen sich vor Neuenegg auf eben jenen waldreichen Höhen festsetzten, auf welchen die Berner zuvor ihren nächtlichen Lagerplatz gehabt hatten. Von da herab donnerte die französische zahlreiche Artillerie den Schweizern entgegen. Die feindlichen Bataillone, mit frischen Truppen verstärkt, in vierfacher Schlachtlinie, auf beiden Flügeln Reiterei, schienen wieder vorwärts dringen zu wollen. Grafenried, der ebenfalls seine Reserven an sich gezogen hatte, bildete auf seinen Flanken Haken, um nicht von den Seiten durch die Reiterei gefährdet zu werden, und schritt mit gefälltem Bajonnet aufwärts im Sturmmarsch. Uneingeschüchtert durch Artillerie- und Gewehrfeuer, und die Mehrzahl des Gegners, der um ein Drittel stärker an Mannschaft war, stürzten die Schweizer in dessen Schlachthaufen hinein. Tapferkeit rang mit Tapferkeit um den Vorzug. Es entstand Faustkampf und allgemeines Gemetzel, welches mit Niederlage und Flucht der Franzosen endete. Vergebens wollten sich diese drunten noch einmal im Dorfe Neuenegg und längs dem Strome halten. Die Schweizer-Milizen forderten gänzliche Vernichtung des Feindes. In furchtbarer Unordnung ward dieser in den Strom und über die Brücke geworfen, mit Zurücklassung

von 18 Kanonen, unter denen sich auch einige wiederfanden, welche die Berner beim ersten nächtlichen Gefecht im Stich gelassen hatten. Gefangne wurden wenige oder keine gemacht. Die Berner zählten unter den ihrigen, nebst vielen Verwundeten, 173 Getödtete. Den Verlust der Franzosen erfuhr man nie. Aber groß muß er gewesen seyn; denn ihre zahlreichen Leichname lagen oft doppelt über einander umher, und am folgenden Tage über tausend Verwundete in den Spitälern.

Es war drei Uhr Nachmittags, das Volk noch immer schlachtlustig. Grafenried rüstete also einen neuen Angriff Pigeon's, der denselben auf den Anhöhen jenseits Neuenegg erwartete. Schon waren die Schweizer im Begriff, sich vorwärts zu bewegen und das blutige Tagewerk in der Vertilgung des Feindes zu beenden. Da überbrachte ein Eilbote aus Bern die Nachricht von der Capitulation dieser Stadt, und den Befehl, sogleich jede Feindseligkeit einzustellen. Unwillig gehorchte der Sieger dem Gebot. Das Kanonenfeuer schwieg auf beiden Seiten. — „Aber unsägliche Mühe kostete es nun," schrieb Grafenried, „meine Wehrmänner zu besänftigen. Ungläubig umringten mich ihre zornigen Haufen. Sie schalten mich bald Verräther, bald beklagten sie mich, wie sich; bald mußt' ich ihnen den eingelaufenen Befehl noch einmal vorlesen, inzwischen andre mit Bajonnet und gespanntem Hahn drohten."

Dies war der Tag bei Neuenegg, und diese kleine Darstellung lehrt hell genug, wie die alte Eidsgenossenschaft, durch eigne Schuld, durch gänzliche Vernachläßigung ihres Militärwesens damals, bei aller Volkstapferkeit, dem eindringenden Sieger, nach planloser Gegenwehr, so bald zur Beute werden konnte.

# XVIII.

# Kanton Bern.

## 1. Bern.

Wer lediglich des Berufs ist, bei einigen hübschen Schweizerbildern,* als Erklärer zu dienen, muß in keine geringe Verlegenheit gerathen, von einem Kanton, der unter allen, und in allen Richtungen, am meisten von europäischen und amerikanischen „Touristen" durchstreift wird, Neues, oder von dem größten Freistaat der Eidsgenossenschaft, im engen Rahmen eines Miniaturgemäldes, das Wesentlichste der vielen Merkwürdigkeiten zur Schau zu bringen. Denn von den vergletscherten Kulmen der höchsten Alpen herab, bis zur Nordseite des Juragebirgs, dehnt sich sein Flächenraum mit 173 geographischen Geviertmeilen aus. Eine Bevölkerung von mehr als 400,000 Seelen belebt ihn, von welcher der achte Theil französisch spricht und meistens zur katholischen Kirche gehört, während die sieben übrigen Achtel deutscher Zunge und evangelischen Bekenntnisses sind. Der einzige Kanton begreift also beinahe ein Fünftel vom gesammten Umfang der Schweiz und ihrer ganzen Volkszahl in sich (jenen zu 875 Geviertmeilen, diese zu mehr als zwei Millionen gerechnet).

Die erst ein halbes Jahrtausend alte Hauptstadt des Landes, beinah in dessen Mitte gelegen, ist unter den übrigen Städten der Schweiz am zierlichsten, wenigstens am regelmäßigsten, auf ihrer von der Aare umgebnen Landzunge gebaut, aber schon so vielfach beschrieben, daß ich von ihren Alterthümern, Denkmalen, öffentlichen Gebäuden, Bibliotheken, gemeinnützigen Anstalten, Stiftungen für Kunst und Wissenschaft, prachtvollen Aussichten auf den Silberkranz der Alpen, Spaziergängen u. s. w. billig schweigen

C. Frommel & H. Winkles sculp.

BERN

Carlsruhe im Kunst-Verlag

darf, ohne Furcht eines Tadels. Sie ist, oder vielmehr war, das „Venedig der Alpen“, wie Venedig mit gleichem Recht das „Bern der Lagunen“ genannt werden konnte. Indessen ist sie itzt, als Hauptort einer Demokratie, und Wohnsitz der bei der Eidsgenossenschaft beglaubigten Gesandten fremder Mächte, regsamer, gewerbiger und (mit 22,760 Einwohnern) bevölkerter, als sie jemals in den Zeiten der Aristokratie gewesen war.

Statt also Vielgeschildertes wieder zu schildern, mag mir erlaubt seyn, ihre fünfhundertjährige nicht uninteressante Lebensgeschichte etwa in hundert Zeilen zusammenzudrängen.

Man denke sich ins zwölfte oder dreizehnte Jahrhundert, in die finstern Tage des Faustrechts, zurück. Felsenburgen und Kirchen ragten herrschend im Lande über die Hütten und Höfe der Leibeignen und wehrlosen Freien hinaus. Ritter, Grafen und Herzoge lebten und glänzten vom Raube, welchen einer vom andern durch sein gesegnetes Schwert gewann. Die Herzoge von Zähringen, Reichsstatthalter im allemannischen und burgundischen Helvetien, kaum im Stande, das Land bei ewigen Fehden gegen die Freigrafen und den räuberischen Adel von Hochburgund und deren Anhang in Helvetien zu schirmen, befestigten Städte, legten neue **Volksburgen** an. So auch Bern. Auf der langen, schmalen Erdzunge, welche der Aarstrom umfließt, konnte es leicht durch Mauer und Graben gegen die offne Landseite gedeckt werden. So erhob sich die Stadt (1191) mit hölzernen Häusern auf ungepflasterten Straßen und den Schutzwehren. Ritter und Edle aus der Umgegend bestritten die Baukosten. Hieher brachten Landleute und Handwerker das Ihrige in Sicherheit, und Alles trug Waffen. Der benachbarte Adel fühlte bald den Werth dieser Kriegergemeinde und verbürgerte sich in ihr. Das vermehrte in ihr Leben, Wohlstand und Stärke, obgleich ihr Gut, anfangs außer den Thoren, nur in einer Weide und zween Forsten bestand.

Kaum dreißig Jahre nach ihrer Erbauung gab ihr der Kaiser Reichsfreiheit. Schultheiß und Rath führten die Verwaltung; über Frieden und Krieg, neue Auflagen und Gesetze entschied die versammelte Gemeinde aller Bürger. An die Spitze der Kriegs- und Friedensgeschäfte setzte man die Tapfersten oder Weisesten, auf Dauer einiger Jahre. So erblühte der kleine Freistaat schnell, der sich in den Fehden der Nachbarschaft bald durch Muth und Glück seiner Wehrmänner Namen machte. Kaum ein Jahrhundert alt geworden, hatte er sein Gebiet um die Stadt schon, einige Stunden weit, in einer rauhen, waldigen Gegend, ausgedehnt und den

umliegenden Adel und einzelne Landschaften zu Mitbürgern oder Bundesgenossen.

Die Vergrößerung der Gemeinde und die zu wenig beschränkte Macht des Raths trieben die Bevölkerung der Stadt, die Mängel der Verfassung zu bessern. Die gesammte Bürgerschaft wählte also aus ihrer Mitte einen Ausschuß von zweihundert angesehenen Männern; der sollte ihr Stellvertreter seyn (im Jahr 1293). Mit dieser Repräsentation entwickelte sich aber der erste Keim einander widerstreitender Elemente von Demokratie und Aristokratie im Gemeinwesen. Doch die bürgerlichen Zwiste tödteten darum den Gemeingeist nicht, wenn es darauf ankam, den zahlreichen und mächtigen Feinden der Stadt kühn entgegen zu ziehn, oder das Gebiet durch Eroberungen oder Ankäufe nach allen Seiten zu erweitern, und, im Bunde mit Freiburg, Solothurn, den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden und andern, der furchtbaren Macht des eroberungslustigen Hauses Habsburg zu widerstehn.

Jene zweihundert Stellvertreter der Stadtgemeinde wußten sich indessen bald so ungemessne Herrschaft anzueignen, wie sie die Freiheitsliebe der kriegerischen Bürgerschaft nicht lange ertragen mogte. Es kam (im Jahr 1384) zum vollen Aufstand. Es ward festgestellt, daß jährlich der Rath wenigstens zur Hälfte abgeändert, und jährlich, der ganzen Gemeinde zur Bestätigung, zweihundert ehrbare Männer aus den Handwerken vorgeschlagen werden sollten, die den gemeinen großen Rath bilden könnten. Zwar in den fortdauernden Fehden und Kriegen, in welchen Bern seine Herrschaft auch noch über die Alpenthäler bis zu den wallisischen Gränzen und über den größten Theil des habsburgischen Aargau's verbreitete, wurden die besondern demokratischen Einrichtungen nach und nach wieder vergessen. Aber die Gemeinde gab darum ihre souveräne Gewalt nicht auf. Noch im Jahr 1536 mußte sie versammelt werden, um über den Krieg gegen Savoyen zu entscheiden, den sie beschloß und mit der Eroberung des schönen Waadtlandes endete.

Doch von da an, sobald mit der Größe der Republik die höhern Aemter und Stellen einträglicher zu werden anfingen, entfaltete sich allmählig die Aristokratie siegreicher gegen die Demokratie; nicht durch Gewalt, sondern durch weises Handeln, milde Staatsklugheit und unbestechliche Gerechtigkeitspflege der Regierenden. Der Rath der Zweihundert, oder der große Rath, zog eins um's andre die gesetzgebende und höchste richterliche Gewalt an sich; bemächtigte sich des Rechts, sich selber zu ergänzen, und

ebenso aus seiner Mitte den kleinen Rath, als höchste vollziehende Gewalt, zu besetzen. Die Bürgerschaft fügte sich zufrieden. Sie brachte den Talenten und Tugenden ihrer Vorsteher den Tribut unbedingten Vertrauens. Auch schien sie die Verwandlung von den innern Verhältnissen der Staatseinrichtung kaum wahrzunehmen, so vorsichtig, so leise, Stück um Stück, gestaltete sich das Ganze im Laufe von zweihundert Jahren, um. Es blieb unbekannt, zu welcher Zeit diese oder jene Neuerung begann? Zuletzt, als man, unter weiser Verwaltung, den Verlust der politischen Freiheit gewohnt geworden war, glaubte man in vollem Ernst, es sey von den ältesten Zeiten her nie anders gewesen. Und die Regierenden betheuerten es den Regierten.

Im achtzehnten Jahrhundert war diese Aristokratie aber schon zur vollendetsten Oligarchie ausgebildet. Zwar hießen noch alle ältere Bürgergeschlechter (die es vor 1635 gewesen waren) regimentsfähig; aber nur eine kleine Zahl (im Jahr 1785 nur noch 69) derselben blieb wirklich die regierende. Diese Regierenden oder Patrizier im großen und kleinen Rath ergänzten sich und besetzten alle einträglichern, angesehenern Stellen aus ihren eignen Familien. So häufte sich bei ihnen alles Ansehn, aller Einfluß, aller Reichthum. Man zählte über tausend bürgerliche Aemter. Die siebenundsechzig verschiednen Statthalterschaften oder Landvogteien trugen ihren Inhabern jährlich allein schon bei 700,000 Franken ein. Den Söhnen der Patrizier fielen die obern Offizierstellen der Schweizer-Regimenter in auswärtigen Diensten zu. Geringere Stellen überließ man den übrigen Bürgern, welche nur Gewerbe, Handel und Handwerke trieben. Zu ihren Gunsten beschränkte man die Aufnahme neuer Bürger. Hingegen das Recht, ewige Einwohner von Bern zu werden und Gewerbe jeder Art zu treiben, ward leichter gestattet, damit die Bevölkerung der Hauptstadt nicht mit dem Aussterben der bürgerlichen Familien allzu schwach werde. Doch diese ewigen Einwohner, wie alle Einwohner des Landes, in Städten und Dörfern, waren und blieben Unterthanen der Stadt Bern, oder vielmehr der patrizischen Familien zu Bern.

Die Begierden des Eigennutzes und Stolzes hatten die Oligarchie geschaffen. Sie konnte sich nur durch Gerechtigkeit, Mäßigung und staasskluge Leitung der öffentlichen Geschäfte behaupten. Sie hatte nichts zu fürchten, als ihr eignes inneres Verderbniß, und anderseits ein Uebergewicht der Talente, Einsichten und Reichthümer in den Familien der Unterthanen. Das innere Verderben

riß bald unaufhaltbar ein, als die patrizische Jugend, ihrer künftigen Versorgungen und Ehren, kraft der Geburt, versichert, sich lieber müßigem Wohlleben, als dem Ernst der Wissenschaften hingab; als nun nicht dem Würdigsten immer das Amt ertheilt ward, sondern dem, welchem die Einflußreichsten gewogen waren; als gegenseitige Eifersucht die Patrizier unter einander selbst trennte und ihr Stolz die Ueberlegenheit irgend eines Talentes in ihrer eignen Mitte fürchtete. Der große Albrecht von Haller mußte erst die Bewunderung des ganzen Welttheils, die Beweise der Hochachtung von Kaisern und Königen gewonnen haben, eh' man ihn in den großen Rath von Bern aufnahm, der, ohne eigne Entwürdigung, ihn nicht länger zurücksetzen konnte.

Der Unterthanen ehrgeiziges Aufstreben gegen die Oligarchie zu lähmen, wurde vor Allem Viehzucht und Landbau befördert, welche blos mäßigen Wohlstand gewähren können. Schnell bereicherndes Großgewerb und Fabrikwesen ward hingegen ungern gesehn und ohne Gunst gelassen. Man baute Kunststraßen durch den Kanton, aber nicht sowohl zur Erleichterung des Handels und Verkehrs, als zur Bequemlichkeit und Zierde der Hauptstadt, von der sie ausgingen, ohne die oft nah gelegnen, gewerblustigen Munizipalstädte zu berühren. Man legte die Ersparnisse der öffentlichen Einkünfte nicht im Lande zur Vermehrung des allgemeinen Wohlseyns und Nationalvermögens an, sondern in die Banken Englands, oder als todtes Kapital dem Umlauf entzogen, in die eignen Schatzkammern. Die Volksschulen blieben verwahrlost; Bildung und Kenntnisse der Unterthanen fanden weder Ermunterung noch einen Wirkungskreis. Nur die Jugend der Patrizier und Bürger der Hauptstadt sah sich mit zweckmäßigen Lehranstalten bedacht, zu welchen auch Jünglinge von Munizipalstädten Zutritt erhielten, die sich dem Prediger- oder Lehramt widmen durften. Man scheute die Freiheit der Presse in der Gewalt der Gebildetern, Waffen und Kriegsgewandtheit bei den Unterthanen, selbst Theilnahme der Bürger von Bern an jenen patriotischen Verbindungen und Gesellschaften, welche andre Eidsgenossen zur Bewahrung freien Schweizersinns unter sich gestiftet hatten.

Diese und andre Kunstmittel, welche man in allen Aristokratien wiederfindet, waren zu ohnmächtig, neben dem Wachsthum der innern Gebrechen der Oligarchie, das Wachsthum jener allgemeinen Bildung im Volke zu verhindern, welche das Zeitalter herbeiführte. Wenn es auch gelang, inmitten der Bürgerschaft von Bern die Bitte Mehrerer zur Wiederherstellung der alten Rechte gegen das

Patriziat, oder eines Theils derselben (im J. 1744) durch Kerker und Verbannung zu unterdrücken, und späterhin (1748) die Verschwörung Henzi's durch Henkers Faust zu vergelten: konnte fünfzig Jahr später dennoch die Aristokratie ihrem Untergang nicht entrinnen, als, unterstützt vom Mißvergnügen vieler angesehenen Unterthanen, besonders des Waadtlandes, Frankreichs Gewalt das morsche Gebäu der ganzen Eidsgenossenschaft zusammenstürzte. Erst beim Herannahen des Todes gab (5. Febr. 1798) der große Rath von Bern den freigelassnen Unterthanen politische Rechtsgleichheit mit der Stadt, um Alle zu gemeinsamem Widerstand zu begeistern. Schon war's zu spät. Die fruchtlos aufgehäuften Waffen- und Geldschätze wurden fremder Sieger Raub.

Nach den siebenjährigen Wirren der helvetischen Revolution empfing der Kanton Bern, in demokratisch-repräsentativer Form, eine neue eigenthümliche und feste Gestalt durch Napoleons Vermittlungsurkunde. Die ehemaligen Patrizier saßen, mit den Gebildetern ihrer ehemaligen Unterthanen, in Behörden und Aemtern friedlich beisammen. Das Volk war allerdings zufrieden; nicht aber das Patriziat. Als Napoleon stürzte, als, unter Mitwirkung des hochverrätherischen „Comite's zu Waldshut“ ein österreichisches Heer, in seinem Zuge gegen Frankreich, einen Theil der Schweiz bedeckte (1814), versuchte das Patriziat seine Wiederherstellung. Es vergaß die dem Volke gegebenen Versprechen; zerriß die Vermittlungsurkunde; verdrängte gewaltsam die Regierung und nahm deren Stelle ein, sich mit dem Schutz der großen Mächte brüstend. Das Volk schwieg; aber nicht lange. Im Jahr 1830 brach es sein Schweigen; stellte sein Recht her und die Aristokratie verschwand, mehr verachtet als gehaßt. Konnte sie nun auch weder ihre Wiederauferstehung durch den Volkswillen bewirken, noch, wenn sie durch fremde Waffengewalt hergestellt wäre, an ihr dauerhaftes Daseyn glauben: mogte sie doch den Genuß der Rache oder Schadenfreude, selbst vielleicht nicht die süßen Selbsttäuschungen einer, wenn auch eiteln Hoffnung, so leicht aufgeben. Sie gestaltete sich, begünstigt durch die freien Institutionen des Landes, nicht nur zu einer Meinungspartei, sondern zu einer werkthätigen Faction gegen die bestehende Ordnung. Zwar eine angezettelte Verschwörung in der Hauptstadt, wo man schon Waffenvorräthe bestellt, 20,000 Patronen an verborgenen Orten aufgehäuft und geld- und gewissenloses Gesindel geworben hatte, wurde (im August 1832) verrathen und vernichtet. Die Rädelsführer entflohn. Zwar die Hoffnung einer blutigen Reaction durch Bürgerkrieg,

beim Landfriedensbruch der Schwyzer und Basler (im Aug. 1833) ward durch den Unwillen alles Schweizervolks und das entschlossene Einschreiten der versammelten Tagsatzung, schnell vereitelt. Aber schon die damit gestifteten Bewegungen und Unruhen glichen einer Art Gewinns. Man wollte den neuen Staatseinrichtungen keine Zeit zum Festwurzeln, den neuen Obrigkeiten keinen Frieden gestatten, Alles in der Erwartung, das Volk werde der immerbewegten Zustände müde, sich nach der alten Aristokratie heimsehnen. Man gebrauchte die Freiheit der Presse, um die öffentlichen Behörden durch besoldete Zeitungsschreiber lächerlich oder verhaßt zu machen. Man verdächtigte die Magistrate. Man stellte dem Auslande in deutschen und französischen Journalen die Schweiz, wie in Anarchie versunken, zur Schau. Man umringte die in Bern wohnhaften Gesandten fremder Mächte mit falschen Vorspiegelungen und suchte, wo irgend ein Mißvergnügter im Lande war, ihn für sich zu gewinnen.

Es kann aber in keinem Freistaat eine politische Parthei aufsteigen, ohne daß mit ihr zugleich ihre Gegnerin hervorgeht, und Troz und Wildheit der einen den Ungestüm einer andern in noch größerm Maaße erzeugt. Während in der ganzen Schweiz Friede, Frohsinn und Mäßigung zurückgekehrt war, haderten daher in Bern Ultraaristokraten und Ultraliberale fort. Die Regierung, fort und fort von jenen angefallen, denen dazu noch der Fanatismus einer Priesterparthei Hülfe bot, sah lange Zeit in den Radicalen ihre Vorfechter. Als die letztern aber in der Hitze des Kampfs die Gränzen der Mäßigung überschritten; als die Regierung dem Haß derselben gegen die Aristokratie nicht Genüge that, wandten sich die Radicalen selber feindselig gegen die Regierung. So ward der Aristokratie die Freude, sogar Helfershelfer an ihren eignen unversöhnlichen, aber unbesonnenen Gegnern zu finden. Die Regierung, zwischen beiden und gegen beide, wider eignen Willen, mußte selber Parthei werden; in Ansichten oft schwankend, in Maßregeln oft übereilt wählend, bald zu weit voranschreitend, bald, dessen reuig, wieder zurückschreitend seyn.

Das Uebel zu vergrößern, traten noch Zerwürfnisse mit dem Auslande dazu, welche von jenen Partheien, und von jeder nach ihrer Art, ausgebeutet wurden. Bekanntlich warfen sich einige hundert vaterlandslose Polen, aus Frankreich, bei Nacht und Nebel in den Kanton Bern. Frankreich verschloß hinter ihnen sogleich den Rückweg; die übrige Schweiz wies die Eingedrungnen von sich ab. Bern mußte sie behalten. Zusammengedrängt, müßig,

revolutionslustig oder um jeden Preis ein andres Loos suchend, brüteten sie den bewaffneten Einfall in Savoyen aus, der durch die Kantone Genf und Waadt aber vereitelt wurde. Nun Vorwürfe von sämmtlichen Nachbarmächten über etwas, das nicht zu verhüten gewesen war. Hatte doch die französische Regierung selber, trotz ihrer stehenden Heere und thätigen Polizeien, nicht einmal den gleichzeitigen Zug der Polen unter dem General Romarino, auf französischer Seite, nach Savoyen verhindern können!

Die Schweizerkantone, mit ihnen auch Bern, hatten ferner mehrern verfolgten politischen Flüchtlingen der angrenzenden Länder Asyl bewilligt. Die Aufgenommenen waren undankbar genug, es zu revolutionären Verbindungen und Verschwörungen gegen deutsche Grenzstaaten zu mißbrauchen. Obgleich die Schweizerregierungen, nach Entdeckung der verbrecherischen Anschläge, mit Strenge gegen die Fehlbaren einschritten, wurden jene von deutschen Fürsten mit Vorwürfen und Drohungen überhäuft, den Unfug nicht früher verhütet zu haben. Und doch hatten diese Fürsten selber, trotz ihrer Polizeien und stehenden Truppen, weder revolutionäre Verbindungen, noch Hambacher Feste, noch den Aufruhrversuch in Frankfurt am Main verhüten können.

Bekanntlich machte sich das französische Ministerium zum Fürsprecher der klagenden Nachbarmächte, man weiß nicht, aus welchem Grunde? Denn jene Flüchtlinge hatten gegen Frankreich keine Pläne gebrütet. Der Gesandte dieses Reichs zu Bern, Herzog v. Montebello, im geselligen Verkehr mit aristokratischen Familien, von ihnen und nach ihren Ansichten über die Zustände der Schweiz belehrt, berichtete vermuthlich seinem Hof in gleichem Sinne. Gestützt auf die vom Ministerium Thiers empfangnen Weisungen, erließ der junge Diplomat die von Frankreich und ganz Europa mißbilligten Noten, in welchen, mit gebieterischem Stolz und Drohen, wie sich Napoleon selber nie gegen die Schweiz erlaubte, aller Selbstständigkeit eines Staats, allem Völkerrecht, allem Ehrgefühl einer Nation Hohn geboten ward. Ein Schrei tiefer Entrüstung gegen Frankreich durchlief alle Gauen des Landes, von den Alpen bis zum Jura. Würdevoll, mit Aufstellung schlagender Thatsachen, antwortete die Tagsatzung im Namen der Eidsgenossen. Das Ministerium Thiers trat aber von der Bühne ab, und das doctrinäre Ministerium Molé übernahm, noch eh' es die Lage der Dinge nur durchschaut hatte, die Verantwortlichkeit für die Mißgriffe seines Vorgängers. Den Knoten des politischen Drama's noch enger zu schürzen, spielte sich in den Ernst des Schauspiels ein komisches

Intermezzo ein. Ein gewisser Conseil nämlich, dessen Verhaftung und Auslieferung der Herzog von Montebello, Namens seiner Regierung, verlangt hatte, ward von der bernischen Polizei eingefangen. Es ergab sich, — der Kerl sey ein französischer Spion, bestimmt nach England, gleich andern politischen Flüchtlingen, deportirt zu werden, um diese desto unverdächtiger auch dort beobachten zu können. Es ergab sich sogar, daß die französische Gesandtschaft selbst, mit Ertheilung von Geld und falschen Pässen zur Ausrüstung des Spions geholfen zu haben, mehr, als verdächtig da stand. Das Ministerium Molé, durch das Gelächter des Welttheils verwundet, und um die Ehre seines Gesandten zu retten, läugnete Alles ohne allen Beweis; forderte Genugthuung von der Schweiz, und verhängte gegen sie, ohne weitere Erklärungen derselben abzuwarten, sogleich feindselig die berühmte „luftdichte Sperre" gegen Uhren, die Käse und Reisenden, welche aus der Schweiz nach Frankreich verlangten.

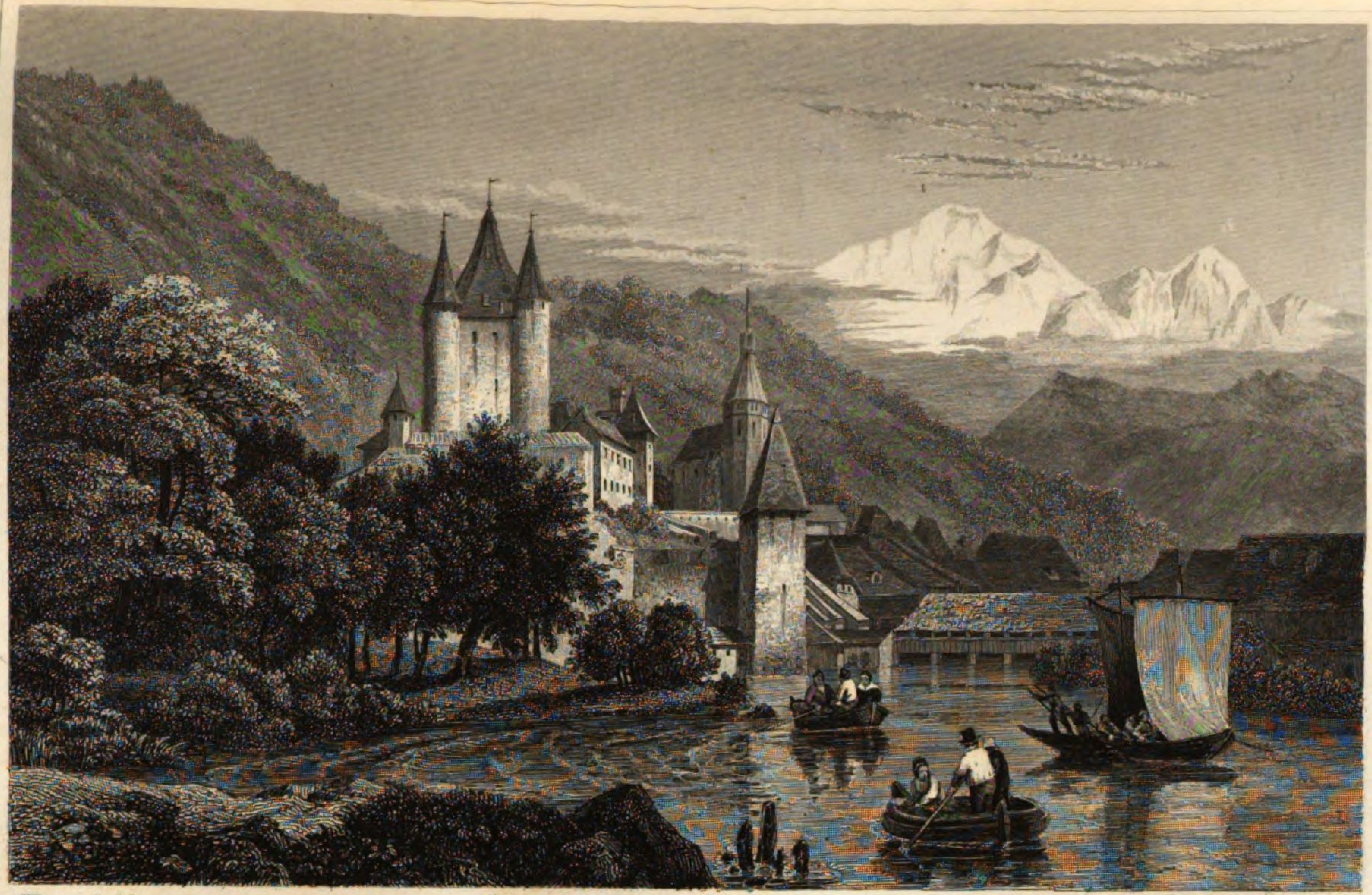
Aber ich breche ab; sonst schwillt mir die kurze Notiz vom politischen Lebenslauf der Republik Bern unter den Händen zum Buch an.

---

## 2. Thun.

Am Fuß des nahen Alpengebirgs, an den Ufern seines schönen See's, steigt das Städtlein Thun, wie aus den Wellen hervor, und umringt mit seinen Gärten und Gebäuden malerisch eine siebenhundertjährige hochgethürmte Grafenburg. Gigantische Bergreihen, die einen die andern in allerlei Gestalten übergipfelnd, schweben wie Duft, links und rechts, und am Hintergrunde des See's, um sich in dessen hellem Spiegel zu sehn. Voran steht die Felsenpyramide des mehr denn 7000 Fuß erhabnen Niesen, und unfern demselben stellt sich das zerklüftete Stokhorn, düster und mürrisch, der glänzenden Schaar der Gletscher- und Alpenkulmen voraus.

Dem Wandrer, welcher an das von ihm gesehene Thun zurückdenkt, wird in der Erinnerung die ganze Pracht des bernischen Hochlandes oder „Oberlandes" wieder lebendig. Er übersieht sie da mit einem einzigen Blick, aber nur wie den zusammengedrängten Hauptinhalt im Register eines Buchs. Die himmelwärtsstrebenden Zinken der Groß- und der Breit-, der Alt- und Weiß-, der Dolden- und Gelten-, der Jungfrau-, Eiger-, Schreck-



C.Frommel del. — Attelier von C.Frommel und H.Winkles

THUN

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

Ed. Schuler del.

C. Frommel & H. Winkles sculp.

JUNGFRAU.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

und Wetterhörner, und welche Namen sie alle führen mögen, stehn gleichsam nur als Zahlen da, die Seiten des großen Natur-Buches zu bezeichnen.

Das ist der eigenthümliche Reiz, mit welchem die Natur, vor andern Gebirgsländern, die Schweiz schmückt, daß sie, mit sinnreicher Laune, ihre wollustathmenden Zaubergärten unmittelbar an den Rand grausenvoller Gebirgswüsten legt, und mit dem buntesten Farbenschmelz der Alpenflora den ewigen Schnee des Gletscherwinters umkränzt. So lagert sich, dicht vor den düstern Schlünden, durch welche der Eingang zu den oberländischen Hochthälern und zu den stummen Einöden der Eiswelt ist, das kleine Paradies von Unterseen oder Interlaken; — ein ebnes, idyllisches Thal, zwischen zwei geräumigen Seen, dem von Thun und Brienz; umarmt von ungeheuern Bergen, die hier aber ihre schreckhafte Größe mit Anmuth umhüllen. Der junge Strom der Aar rinnt von einem See zum andern durch das Gelände, welches mit seinen Gebüschen, ländlichen Hütten, Gärten, Prachtgebäuden und Wiesen, bei jedem Schritt ein neues Bild herzaubert. Trümmer der Burg Unspunnen strecken seitwärts aus verwildertem Gesträuch ihren grauen Thurm hervor, der, wie ein abgeschiedner Geist der Vorzeit, in das Leben des fröhlichen Thals fremd hineinschaut. Während der Sommerzeit sind die zwei kleinen Städte dieser Landenge von Reisenden aller Nationen übervölkert, sey es zum Genuß der Molkenkuren, oder von hier aus die Wunder des Hochgebirgs zu suchen.

Wollt' ich die lange Reihe der letztern aufführen, würd' ich diese Blätter zu einem dürren Katalog machen müssen. Hier ist die betretenste Heerstraße aller Lustwandrer, die das Oberland sehen wollen. Durch das Thal von Lauterbrunnen, von dessen Felsenwänden zwanzig Wasserfälle herabflattern, unter ihnen 900 Schuh hoch der vielgepriesene Staubbach, geht der gewöhnliche Zug der Gebirgswallfahrer zur Wengern-Alp. Denn dort, wo sie in öder Höhe ein wirkliches Haus empfängt, steigt, ihnen gegenüber, aus schrecklichen Abgründen, die Jungfrau empor in ihrem Eis-Talar, 12,852 Fuß hoch über dem Meer. Man steht jedoch von ihr durch eine gewaltige Schlucht geschieden, und sieht gefahrlos darin jene Lauinen verschwinden, welche die Sonnenwärme fast täglich von ihren weiten, blendenden Firnen löst. Das Murmeln eines fernen Donners verkündet den Fall der mächtigen Massen, die dem Auge wie stäubende Schneebälle erscheinen, welche von beschneiten Dächern rollen. Vom Anblick des

außerordentlichen Schauspiels wendet sich der Zug der Bergpilger zu dem der Zwillingsgletscher, welche drunten im fruchtbaren Thal von Grindelwald zwischen zerrissenen und eisbelasteten Felswänden hervorzuquellen scheinen. Noch vor kaum dreihundert Jahren führte dort ein offner Paß mehrere Stunden wegs über das Gebirg ins Wallis, von wannen selbst Kindtaufen und Hochzeitsleute zur Kirche von Grindelwald kamen. Heut ist Alles von unvergänglichen Eislagern verrammelt, deren überfrorne, tückische Spalten das Grab des Kühnsten werden können. Nicht jeder kann vom Glück reden, wie der Grindelwalder Wirth Christian Bohren, im Jahre 1787, der, als er zum Gletscher zwischen dem Wetterhorn und Mettenberg hinaufging, das Eis unter seinen Füßen weichen fühlte, und in eine Spalte, 64 Fuß tief, hinunterstürzte. Mit gebrochnem Arm lag er unter dem ungeheuren Eisgewölbe am Boden, ein Lebendigbegrabner. Nur das abfließende Wasser zeigte ihm in der Finsterniß einen Weg der Rettung. Er folgte dem Lauf desselben, auf Bauch und Knieen, unter Todesangst und Schmerzen sich fortschleppend, und erblickte mit Entzücken das Tageslicht wieder.

Das Thal von Grindelwald, mit seinen Hütten von Kirschbäumen beschattet, mit seinen dunkelgrünen Wiesen, da und hier von kleinen Beeten unterbrochen, die mit Roggen und Gerste besäet sind, mit der erhabnen Wildheit der Felsenberge und Firnen die sich in den Wolken des Himmels verirren, macht alle Schönheit des gefeierten Chamounythals vergessen. Mancherlei Fußwege führen hinauf in die höchsten der Alpen, auch zu der höchsten aller menschlichen Wohnungen unsers Welttheils. Bisher hatte dafür das Hospiz auf dem St. Bernhardsberge (7680 Fuß über dem Meer) gegolten; seit dem Jahr 1832 aber nicht mehr. Denn 8140 Fuß erhaben über dem Meer, am Gipfel des Faulhorn's, liegt auf verebnetem Platze, ein drei Stock hohes Gasthaus, mit allen Bequemlichkeiten für Reisende ausgestattet. Nordwärts verdämmert ihnen da in der Tiefe alles Land weit umher; südwärts, wohin die Fenster der Zimmer, des Gesellschafts- und Speisesaals, gerichtet sind, hat es das Auge nur mit Eismeeren und einsamen Felsgipfeln der höchsten Berge zu thun. Man sieht die aus dem Abgrund der Urmeere hervorgebrochnen, durch unbekannte Gewalten himmelwärts gehobnen Eingeweide des Erdballs, wie sie in schauerlicher Zerstörung erstarrt und leblos daliegen. Der Mensch verschwindet auf diesen Weltruinen, neben

C. Frommel & H. Winkles sculp

WETTERHORN.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

Ed. Schuler del. Frommel & Winkles sc.

REICHENBACH AND WELLHORN REICHENBACH UND DAS WELLHORN REICHENBACH ET WELLHORN

Bei Rosenlaui

Carlsruhe im Kunst-Verlag

welchen drunten der Lämmergeier in den Lüften, wie ein verlorner Käfer, schwärmt.

Ein andrer Fußweg, und gewöhnlich schlagen ihn die Lustwandrer ein, leitet über die Alpen der großen Scheidegg, neben dem gewaltigen Gebirgsstock des Wellhorns vorüber, welches in seiner blendenden Eisschaale fast zehntausend Fuß hoch ragt. Der Roselauigletscher, zackig und zerrissen, hängt zwischen ihm, dem Stelli- und Engelhorn, vom Kamm des Gebirgs herunter. Seitwärts, in wilder Waldschlucht verloren, rinnt eine Schwefelquelle neben einigen hölzernen Gebäuden, dem Badeort benachbarter Landleute. Jenseits der Scheidegg gelangt man, auf rauhem, oft jähem, bald von Giesbächen zerrißenem, bald von Bergfällen überschüttetem Pfade, zum Anblick des lachenden Haslithales und seines majestätischen Wasserfalls. Dieser verbreitet seinen dumpfen Donner weit über das stille Gelände. Der Reichenbach stürzt in dreifachen Absätzen von Felsenbecken zu Felsenbecken. Den Abgrund, in welchen er sich schäumend verliert, umschweben ewige Gewölke.

Der Haufe der Reisenden eilt mit flüchtigem Blick, die er den wilden Herrlichkeiten des Haslilandes gönnt, vorüber. Hier aber, wie irgendwo im Schweizerlande, wär' es der Mühe werth, zu verweilen und die einsamen Hütten und Dörfer des Gebirgs zwischen ihren Schneegebieten zu besuchen, so wie die Bergschlünde und die Stromstürze, die Irrgarten der Felsen, wo Alles den Wandrer ein schönes Grausen anhaucht. Man lebt da unter den Nachkömmlingen der alten Einwandrer aus fernem Norden, einem biedern, schönen Volksschlag. Zwar die alten Sagen und Sänge des kalten Skanziens sind längst in diesem „Weißlande" verklungen; aber die Poesie des Volkes ist darum nicht ganz erloschen. Mit schauerlichem Glauben wird noch dort und hier von Wesen wunderbarer Art gemeldet, welche über den Firnen-Wüsten wandeln, oder in den Heimlichkeiten der Felsenschatten schleichen. Dort erscheint zuweilen noch dem Senn am Eisgewölbe des Gauligletscher-Doms das tückische Gauliweibchen, von einem schwarzen Hündlein begleitet. Dort lokt noch zuweilen ein überirdisches, reizendes Geismädchen, auf dem Grath des Hasliberges, den jungen Hirten mit ihrer Liebe. Aber seit einer der Jünglinge unter dem Saum ihres Gewandes statt der Füße, dünne Ziegenbeine erblickte, muß sie ungeliebt verschmachten. Dort wandelt im Hintergrund des hohen Gentelthals schwermüthig das holde Engst-

lenfräulein. Es ruht ein Fluch auf ihm; wer ihn zu lösen wüßte, wär ein glücklicher Sterblicher.

Die Mythologie der Alpen hat ihren eigenthümlichen Zauber. Aus den einfachen Lebensverhältnissen der Jäger und Hirten des Gebirgs hervorgetreten, athmet sie deren Gemüthlichkeit, Frommsinn, kindliche Einfalt und Schalkheit. In den Ländern der Ebne mögen sich Riesen gestalten; aber neben tausend Klafter hohen Felswänden und Eiskolossen würden die Gewaltigsten der Riesen kleinlich erscheinen. In den Bergen wohnen nur Elfen, oder weibliche Wichtlein, deren Tänze im Mondschein der Frühlingsnächte fruchtbare Jahrgänge, deren Wehklagen und Trauern Stürme, dürftige Erndten oder Unglück von Bergfällen und Lauinen verkünden. Ihre zarte, kleine Gestalt verhüllen sie in lange nachschleppende Mäntel, daß kein Sterblicher darunter ihre Gänsfüßchen entdecke. Die Bergmännlein oder „Schrätteli“ sind winzige Zwerge, die sich gern mit Hirtenfamilien zu schaffen machen. Bald necken sie schadenfroh, bald leisten sie unerwartete Hülfe. Sie führen die Gemsen zur Weide, deren Milch ist ihre Nahrung; der Krystall der Höhlen ihr Schmuck. Ihr geheimes Treiben lassen sie ungern belauschen, und nie bleibt es ungestraft, wenn man ihre Gutmüthigkeit durch Muthwillen überlistet. Furchtbarer aber denn Alles, ist Elternfluch oder Verwünschung des Landes. Der Fluch reißt Felsen von den Berggipfeln und begräbt mit ewigen Gletschern, Gefilde der Alpen, die sonst den Rinderheerden reiche Weide gaben. In abgelegnen Klüften brütet wüstes Gewürm. Da fährt der geflügelte Drache aus nach Beute, und reißt bei seinem Ausbruch Quellen auf, die, als Waldströme, Bäume und Steine in die Thäler niederreißen. Da nistet unterirdisch das schlangenartige Unthier, „Stollwurm“ genannt, mit dickem, wenige Schuh langem Schlangenleib und rundem Katzenkopf, vorn mit zwei kurzen Klumpfüßen versehn. Zuweilen trägt der Scheitel ein kronenartiges Gewächs. Nur in trocknen Sommern erscheint der Stollwurm; lagert sich auf das Heu der Alpenställe, oder sonnet sich auf Steinblöcken. Und nicht nur in den Alpen, sondern auch im entgegengesetzten Gebirg des Jura, und zwar nur in dessen höhern Regionen, wird er von Zeit zu Zeit gesehn. Merkwürdig ists, von dort, wie von hier, sind die Beschreibungen des fabelhaften Thiers so übereinstimmend, daß selbst Naturforscher fast in Versuchung geriethen, an das Daseyn einer unbekannten Thierart des Hochgebirgs, an eine Art gigantischer Eidechsen zu glauben, die nur selten hervorschleiche. Indessen hat man vergebens beträchtliche Preise

Ed. Schuler del. — engr. by Winkles

MAYRINGEN

Carlsruhe im Kunst-Verlag

schon für den ausgeboten, der einen Stollwurm todt oder lebendig herbeischaffen könne.

Des Hasli's Hauptort, Mayringen, in reinster, milder Luft, bei 2000 Fuß über dem Meere, in fruchtbarer, geräumiger Thalebne, zwischen Gärten, Fruchtfeldern und Wiesen und Wäldern und Wasserfällen der Bergabhänge gelegen, verdient durch seine Anmuth Sommersitz des wandernden Gebirgsmalers, Sittenbeobachters, Naturforschers, oder auch nur des Liebhabers der Seltsamkeiten und Herrlichkeiten des Alpenreichs zu seyn. Hier wohnt er dem ungeheuern Gebirgsknoten nahe, den der Gotthardsberg, von Granit, geschürzt hat, und von welchem, nach allen vier Weltgegenden, lange Bergketten ausstrahlen, die sich erst in Frankreich, Ungarn und Italien niedersenken. Hier ist der Mittelpunkt von acht bis zehn Fahr-, Reit- und Fußwegen, welche zu den umliegenden Kantonen und den merkwürdigsten Erscheinungen der Alpen führen. Am meisten wird die Grimselstraße bewandert und gepriesen. Darum will ich nicht den neben ihr gelegnen Aarfall bei der Sennhütte Handek von neuem schildern, der da seine Wasserfälle in einen finstern, mehr denn hundert Schuh tiefen Abgruud stürzt. Was ihn eigentlich wunderschön vor ähnlichen Katarakten auszeichnet, ist nicht seine Tiefe, oder sein erschütternder Donner, nicht das Gewoge und Gebrodel des Abgrundes und die Wildheit seiner Umgebung. Wie gefahrlos man auch das große Schauspiel betrachten kann, sey es von oben, wo es beginnt, oder drunten, wo es zermalmend endet, — ohne Schauer des Schwindelns und Entsetzens sieht man es nicht. Aber einzig ist der Anblick, wie in den blitzenden Schaumbogen des Aarstroms ein zweiter Wasserfall, vom Aerlibach gebildet, seitwärts hereinfällt, und sich mitten in der Luft mit ihm zusammenschließt. Und beleuchtet die Mittagssonne das Spiel der schwebenden Wellen und der Wasserstaub-Wolken: so bilden die gebrochnen Strahlen des himmlischen Lichtes ein Feuerwerk von allen Farben des Prisma's brennend. Es züngeln purpurne, grüne und blaue Flammen an den verwitterten, schwarzen Klippen und zitternden Gesträuchen umher; es fallen Feuerflocken, erlöschen und sind wieder da.

Von dieser Stelle sind's nur noch zwei Wegstunden bis zum Grimselhospiz, welches, gleich allen ähnlichen Gasthäusern der höchsten Alpenpässe, mit seinen kleinen Fenstern und dem steinbelasteten Dache, zwischen kahlen Klippen, frostiges Ansehn gewährt; aber dorum eine nicht minder angenehme Zuflucht gegen Sturm, ~~und~~ Nebel, und Schneegestöber dieser Regionen bleibt. Wirthshaus,

Stallung und Waarenniederlage (denn Sommers zählt man oft wöchentlich einige hundert durchgehende Saumrosse mit ihren Führern von oder nach Italien) erheben sich an einem kleinen See, der die düstern, zerklüfteten Felsenthürme ringsum noch dunkler wiederspiegelt, als sie sind. Einzelne Schneeflecken und Schneefelder, die der Sonnenstrahl selten oder nie in ihren Felsenwinkeln sieht, bringen allein noch Mannigfaltigkeit in das todte Gemälde. Aus der Ferne glänzt das Finster-Aarhorn, dessen äußerste Spitze (13,234 Fuß über dem Meer) weit über die höchsten Kulmen aller Berneralpen hinausherrscht. Auch sie ward schon im Sommer des Jahrs 1812 durch Rudolf Meyer von Aarau erklettert, begleitet von drei verwegnen Bergbewohnern der Nachbarschaft. Jeder seiner Schritte war eine Lebensgefahr; und außer der Ehre, seinen Fuß dahingesetzt zu haben, wo noch kein Sterblicher seit Erschaffung des Menschen stand, blieb das große Wagniß ohne Gewinn für die Wissenschaft. Denn nur wenige Minuten verweilte er in der grauenvollen Höhe, wo die Spitze der schroffen Granitpyramide, wie sie aus dem meilenweiten Gletschermeer hervorgewachsen ist, kaum fünf bis sechs Personen Raum anbietet. Sie ist von einer mehrere Klafter dicken Eisdecke belegt. Der reine Himmel schien ein finstres Indigoblau. Aber wohl nicht allein die Reinheit der Luft in diesen ist es, die das klare Blau des Himmels verfinstert, sondern auch, wenn sich der Blick vom weißblendenden Schnee zum Aetherraum erhebt, der Farbengegensatz, Schwarz gegen Weiß, welcher sich subjektiv in den Sehnerven erzeugt. Mir ward auf den Firnen des Griesgletschers die Bläue des Firmamentes allzeit heller, wenn ich, statt des Schnees, eine Weile das schwarze Seidentuch angeschaut hatte, welches ich bei mir trug. Unter sich sah Rudolf Meyer, wie er mir erzählte, über ein Lanzenheer zahlloser Bergkuppen hinweg, die Länder der Tiefe, wie ein nächtliches Meer, hin und wieder zu Hügeln aufwallend, ununterscheidbar in Einzelheiten. Von jenen Bangigkeiten und Uebelkeiten empfand er nichts, über welche Andre klagten, welche zu solchen Höhen aufgestiegen waren. Dergleichen unbehagliche Empfindungen, so wie die schnelle Ermüdung und schnelle Wiederkehr der Kräfte, können allerdings Wirkungen der dünnen Gletscherluft seyn, durch welche sich die Poren, Blutgefäße und Muskeln des Leibes ausdehnen; vielleicht auch Wirkungen irgend einer dem Lebensprozeß minder zusagenden Gasart, die sich im Schnee entwickeln mag. Aber durch langsames Bewegen des Leibes beim Steigen und öfteres Ruhen desselben, wird der unbehagliche Zu-

stand ganz verhütet oder gemildert, der beim Niedersteigen von denselben Bergen kaum spürbar ist.

Noch wären über das geheime Leben und Weben der Naturkräfte in den hohen Regionen der Eiswelt viele Entdeckungen zu machen. Wie selten und wie flüchtig ist dort der Besuch unerschrockner und geübter Beobachter! Kleine Nebelgestalten, welche plötzlich auf den Flächen der Schneewüste hervortreten, gespensterhaft darüber hinschleichen, und eben so plötzlich wieder unsichtbar werden, lassen sich aus der örtlichen, ungleichen Kälte der Eistiefen erklären, worin sich die Dünste bald zur Sehbarkeit verdichten, bald auflösen. Doch schwieriger ist der Stillstand jener Wolken zu enträthseln, die sich zuweilen aus einem Berg hervor zu spinnen scheinen, am Felsen festkleben und vom Winde nicht entführt werden, der unter und über ihnen den Schnee, wie leichten Staub davon weht.

Ohne Vergleich mit allen andern Alpengletschern ist der Vorder-Aargletscher, zur Anstellung naturforscherischer Versuche der gelegenste, sicherste und ausgedehnteste. Links und rechts sich verzweigend, läuft er zwischen den Hörnern der Alpenkette fast eine Tagreise weit hin. Sein Gebilde zeigt auf der Oberfläche all die wunderbaren Erscheinungen, die man auf andern Gletschern anstaunt; jene großen, kreisförmigen, mit Wasser gefüllten Poren oder Kessel; jene Spitzsäulen und hohen Eispfeiler, welche Felsblöcke tragen; die blaugrünen Risse und Schründe geborstener Firnen, die Bewegung der gefrornen Massen, die seltsamen Phänomene der Luft in den Hochgegenden. Vom Grimselhospiz gelangt man in zwei Stunden, fast ebnen Bodens, zu diesem Eismeer, an dessen Gränze die Natur, mit stiller Thätigkeit fortwährend ihre eignen Schöpfungen immer zerstört und immer wiederbildet; Felsblöcke von verwitterten Bergkulmen herabschleudert und sie wieder mit fruchtbarer Erde, Moosen, Gräsern und Kräutern überkleidet. Ist man einmal durch die mit Bergtrümmern bedeckte Fläche gedrungen, und die vorliegende Eishalde hinaufgeklettert, so breitet sich dann die einförmige, weite Winterwüste des Gletschers, fast unabsehbar und eben, vor dem Blick des Wanderers aus. Grabesstille empfängt ihn und ein kalter Hauch der Luft durchschauert ihn.

Der Mann, welchem wir, nächst de Saussure, die meisten Entdeckungen in der alpischen Eiswelt zu danken haben, Professor Hugi von Solothurn, hatte diese Einöden im Jahr 1829 nach den verschiedensten Richtungen durchwandert. Im Sommer 1836

besuchte er sie abermals und fand Alles verändert. So leise und so gewaltsam sind die Bewegungen der Eisfelder. „Ich ging,“ schrieb er mir im September des letztern Jahrs: „dießmal wie früher vom Standpunkt der Grimsel aus. Zuerst erstieg ich die ungeheuern Firnen, welche den Triften- und Rhonegletscher, wie kleine Schweife, zur Schau der Reisenden gegen die Thaltiefen stoßen. Jenes mächtige Firnenmeer, sein Zusammenhang mit den in die Urithäler niedersteigenden Eismassen, ist aber noch ein unbekanntes Reich der Alpenkette. Die Formen sind ganz eigen, die Umrisse aber so gewaltig, daß ich wegen Mangels der Zeit, abstehn mußte, sie, zu untersuchen. Denn ich hatte mir dießmal nur zur Aufgabe gemacht, die Bewegungen des Unteraargletschers zu beobachten.“

„Die von mir vor sieben Jahren auf dem untern Theil des Gletschers gezeichneten Granitblöcke zwischen den Zinken- und Berenlammhörnern, waren mit sammt dem Eise, längst hinab zum Thal geschoben. Der Gletscher selbst aber steht jetzt nur 380 Fuß minder weit im Thal, als damals; er war also ungemein unten weggeschmolzen. Zugleich hat er jetzt in seiner Höhe die Kristallhöhle erreicht, da er im Jahr 1829 um 40 Fuß niedriger war. Ich suchte nun die Hütte auf, die ich damals auf der Mitte des Gletschers gebaut, und in welcher ich schöne und schauerliche Tage verlebt hatte. Sie ist aber seitdem, durch das innere Wachsen des Gletschers, 2184 Fuß vorwärts gewandert. Die zwei Granitblöcke, zwischen denen die Hütte in den Eisgrund eingehauen war, stehen jetzt 17 Fuß auseinander, da sie damals nur 8 Fuß abstanden; Balken und Dachlagen zwischen die Blöcke gefallen, sonst in Allem unversehrt. Nägel und Eisen hatten nicht den geringsten Rost. Korkstöpfel dagegen waren mit einer weißen, wie es scheint, schimmelartigen Kruste überzogen; so auch, aber weniger, das weichere Holz, das noch in Menge daliegt. Ein 26,000 Kubikfuß starker Granit bei der Hütte lag damals unterm Firnenschnee begraben, der nun in Gletscher umgewandelt ist, und den Block nicht nur auf die Oberfläche gehoben, sondern auf zwei Eiskegeln hoch in die Luft gestellt hat, so daß unter ihm eine Menge Menschen Obdach finden könnten. Die gegenwärtig 4620 Fuß unterhalb meiner Hütte stehende Signalstange, die jetzt noch unversehrt auf einem ungeheuern Granitblock steht, wohin ich sie pflanzte, war damals nur 3860 Fuß von der Hütte entfernt. Sie hat sich mithin nicht nur, sammt der Hütte selbst, 2184 Fuß vorgeschoben, sondern die Gletschermasse zwischen beiden

Frommel & Winkles sc.

THE RHONE GLACIER DER RHONEGLETSCHER GLACIER DU RHONE

Carlsruhe im Kunstverlag

hat sich zugleich um 760 Fuß ausgedehnt. Weiter abwärts fand ich ein Felsgetrümm vom rothen Erzberg, um 3250 Fuß vorgerückt. Die Gletschermasse, vom Beginn des Sturzes bis jetzt, war folglich nur um 206 Fuß gewachsen; weiter abwärts aber noch geringer. Am stärksten zeigte die Beobachtung das Wachsen dort, wo der kernige Firnenschnee sich in dichtes Gletschereis (wo die Hütte sonst stand) verwandelt hatte. Aufwärts, in die Firnregion nimmt das Wachsen wieder ab, bis es in den höchsten Gegenden ganz aufhört."

"Die Gletscher wurden von mir nun mit dem Maasstab gemessen. Von der Signalstange bis zu dessen Ende waren noch 19,500 Fuß; er hat mithin bis zum Abschwung 28,014 Fuß Länge. Vom Abschwung öffnet sich einerseits das Firnthal der Lauteraar, 19,500 Fuß lang bis auf den Kamm des obern Grindelwaldgletschers ansteigend; anderseits das Firnthal der Finster-Aar, das sich an der Strahleck umbiegt und eine Länge von mehr als 30,000 Fuß hat. Ich bezeichnete sofort für die Zukunft den Stand der alten Signale wieder ganz genau und errichtete eine Menge neuer, eine Arbeit, die für mich ziemlich mühvoll war. Ich unternahm daher diese letzte Reise, über den ganzen Gletscher bis zum Finster-Aarhorn, zu Pferde, — wohl die erste Reise dieser Art! Allein mit Pferden, wie sie der Spittler auf der Grimsel besitzt, ist's vollkommen sicher. Der Gletscher steigt ja nur um 5—10 Prozent. Auf mein Ansuchen macht nun der Spittler einen Weg, auf welchem nicht nur Fußgänger, sondern auch Reiter sehr leicht zum Gletscher hinangelangen."

"Der Freund des Wunderbaren oder Seltnen in der Natur wird kaum irgendwo in der Welt mit so unbedeutender Anstrengung und Gefahr eine Reise von größerer Annehmlichkeit und Belehrung unternehmen können, wie hier. Er verläßt Morgens das Hospiz der Grimsel, durchirrt die Ebne des Aarthals, wo ihn eine Menge seltner Pflanzenformen des Hochgebirgs umringt; erblickt im wunderlichen Durcheinanderwurf die entsetzlichen Berggestalten, deren zahllosen aufgezackten Hörner und zwischen denselben kleine Gletscherstreifen, wie vom Himmel herabhängend. Er staunt dann bald die unzähligen mit Sand bedeckten Eiskegel an, die in einigen Wochen aus dem Eisboden hervorwachsen; die 20,000 Kubikfuß großen Granite, die wie Tischplatten auf Eissäulen hoch in der Luft schweben; die weit auseinander gähnenden Gletscherspalten, welche sich mit neuen Eiskristallisationen

anfüllen; es erbrausen unter ihm Bäche, die, anfangs in das Eis eingefurcht, fröhlich dahin rollen, bald aber senkrecht die Gletscher durchbrechen, mit schauerlichem Lärmen in unbekannte Abgründe niederfahren, um unter den Gewölben des Eises den Aarstrom zu erzeugen. Ueber zackigte Eismassen, über die Windungen und den Meerwogen ähnlichen Formen des Gletscherthals gelangt man endlich bis dorthin, wo das feste, tausendgestaltige Eis aufhört, und was bisher Gletscher war, in die körnige, glatte Firnmasse übergeht, und das Auge sich links und rechts nach oben in zwei auseinander laufende blendendweiße Firnthäter verliert. Kehrt der Reisende hier um, kann er zu guter Stunde Abends wieder im Hospiz seyn. Hat er sichern Schritt und Muth, kann er, bis zum Finster-Aarhorn reitend vorgedrungen, auch von da zu Fuß über die Strahleck gehen und im Grindelwald schlafen."

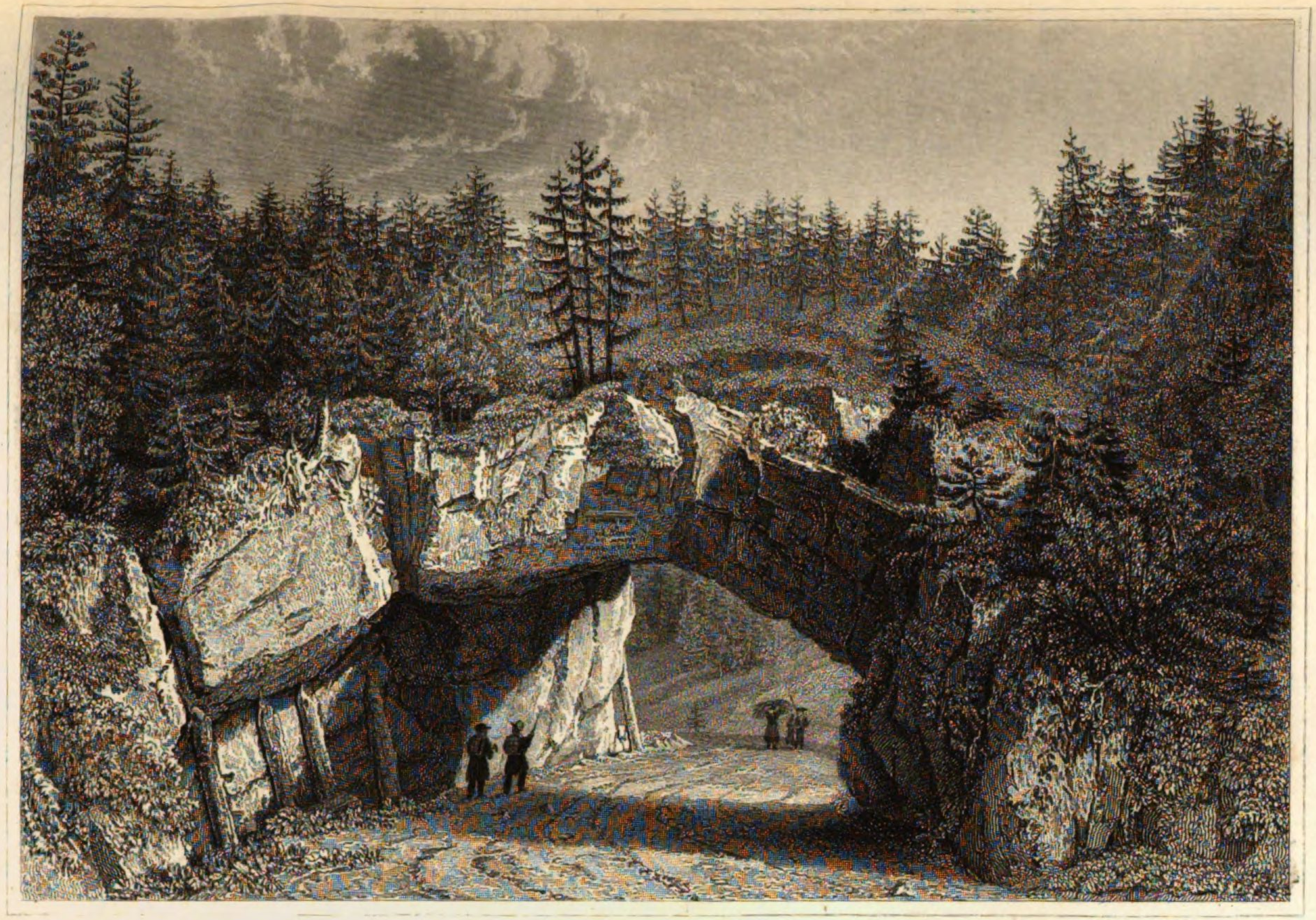
"Zu bemerken ist noch, daß der Unteraar-Gletscher, sowohl der Geschichte, als seiner Beschaffenheit nach, durchaus neuern Ursprungs ist."

---

## 3. Pierre Pertuis.

Das seltsame, ziemlich cyklopenartige Felsenthor, Pierre Pertius, dies rohe Naturspiel auf niederm Hügel zwischen Waldbergen, am Eingang des bernischen Münsterthals, dies 30 — 40 Schuh hohe und 20 — 30 Schuh weite Loch durch ein mächtiges Kalkgestein, welches sich wie ein Querband zwischen den links und rechts zusammendrängenden Bergen spannt, — es gleicht beim ersten Anblick mehr einer hochgeschwungenen Höhle, als einem Thore. Es führt da eine der großen Straßen der Jurathäler hindurch, gen Basel. Eine alte, halberloschne Inschrift darüber, zwar im Römerstyl, aber von keiner kunstgeübten Hand eingemeißelt, hat den Alterthümlern schon viel zu rathen gegeben und rührt vielleicht selber von einem alterthumslustigen Mönch des Mittelalters her.

Sei dem wie ihm wolle, das Erscheinen der sonderbaren Bergpforte überrascht beim ersten Anblick. Sie hat etwas Malerisches, besonders wenn man sie zum Rahmen des dahinter liegenden Bildes macht, welches die Anmuth des Tavannerthals dem Wandrer entgegenhält. Jedes Spiel der Natur hat darum viel



PIERRE PERTUIS
BEI TAVANNES.

Anziehendes, weil die Schöpferin ihr strenges Gesetz der Nothwendigkeit verlassen und spottend einen Einfall des freischaffenden Menschengeistes ausgeprägt zu haben scheint. Am Fuße eben desselben Hügels ein andres Spiel. In einer lieblichen Gegend, bei einer Mühle neben der Landstraße, entspringt der fünfzehn Stunden lange Waldstrom der Birs. Die Quelle geht still unter der Felsenplatte des Berges, hart über dem Wasserspiegel des entstehenden Bachs, hervor; aber so mächtig, daß ihre Wellen kaum ein Paar hundert Schritte weiter, das Räderwerk des Müllers umherjagen. Vermuthlich ist sie nur die Wiedererscheinung eines jener Bäche und Ströme, deren sich in den hochgelegenen Thälern des Kantons Neuenburg mehrere plötzlich in dortigen Klüften und Felsentrichtern verlieren und unsichtbar werden. Nach meilenlangem unterirdischem Laufe drängen sie jählings wieder zum Tageslicht hervor.

Auch bei der kleinen, freundlichen Stadt Biel, zwei bis drei Stunden von hier, am Fuße des Jura, bricht eine ähnliche, sich immer gleiche Wasserfülle in einer Felsgrotte aus, und setzt sogleich mehrere Mühlen in Thätigkeit, während sie bei hundert Brunnen ernährt. Sie steigt fast senkrecht aus der Tiefe der Erde; das Senkblei fand kaum bei 400 Fuß einen Grund. Und so reissend ist der Bach, besonders wenn er unter Regenwetter anschwillt, daß im Jahr 1805 ein französischer Soldat, der hineinstürzte, durch den unterirdischen, gewölbten Kanal, unter der Stadt bis zum Süßstrom, das heißt 800 Schritt weit, in einer einzigen Minute geflutet ward. Der Verunglückte kam unversehrt zum Vorschein und wurde gerettet. Das Wasser der Quelle selbst ist unwandelbar rein und hell, wie Kristall. Nur einmal in Jahrhunderten floß sie trübe, als das fürchterliche Erdbeben von Lissabon (1755) die Eingeweide des Erdballs schüttelte.

Wer kann aber von Biel reden, ohne an seinen See und dessen sanfte Umuferungen zu denken, und an die in dessen Schoos gelegene, von seinen klaren Wellen geliebkosete St. Petersinsel? Es ist ein hesperischer Naturgarten auf Calypso's Zaubereiland. Wer je sie unter ihren Blüten oder Früchten sah, weiß wohl, daß ich nicht zu viel sage. Der arme, kranke, von Genf vertriebne Rousseau, welcher hier zwei Monden lang in verborgner Ruhe wohnte, — noch zeigt man seine Zimmer, deren nackte Wände von tausend Namen und Sinnsprüchen der Wallfahrter schwarz geworden sind, — nannte diesen Aufenthalt den schönsten seines Lebens, der ihm in späten Jahren noch Heimweh machte. Aber

auch hier fand der Unglückliche kein Asyl. Nicht die rauhwerdenden Herbsttage, nicht seine körperlichen Gebrechen, nicht seine Unschuld, konnten die Brutalität des Fanatismus mildern. Die Regierung von Bern vertrieb ihn, weil Genf es wollte, aus diesem Paradiese. Wohl mehr denn Einer hätte, wie er, darin seine Lebensstunden gern verträumen mögen. Der Reiz des Eilandes wird durch die Pracht des Panorama's erhöht, welches den Spiegel des Sees umfaßt; ein Kranz von Fischerhütten und halb verschatteten Dörfern, drei, vier kleine Städte dazwischen eingeflochten; aus der Tiefe der Wellen der Jura stolz aufsteigend, mit Weinbergen, ländlichen Wohnungen, Wasserfällen und Wäldern behangen; am südlichen Horizont der Silberblick der Hochalpen aus der Ferne; nordwestwärts der Jura, über dessen wild durch die Luft geworfnen Gipfel der Chasseral (5040 Fuß über das Meer) fast so hoch, als der Rigi, emporgeht.

Ueberhaupt der Norden des Kantons Bern, der von breiten, fruchtbaren Längenthälern durchfurchte Jura, welcher erst im Wiener Friedenscongreß (1815) ganz zur Schweiz geschlagen wurde, ist nicht nur der schönste Theil des Juragebirgs, sondern eine der schönsten Partieen der Schweiz. Man umfaßt diese ganze Landschaft, einst Großtheil des Gebiets vom alten Bisthum Basel, gewöhnlich mit dem Namen der fünf leberbergischen Aemter Berns; denn Leberberg ist hier des Jura deutscher Name. Die Thäler sind etwa von 60 — 70,000 Menschen bevölkert, unter denen die meisten ein mit Altceltischem und Deutschem durchmengtes Französisch reden, und mehr denn zwei Drittheile zur katholischen Kirche gehören. Auch über hundert Familien der Wiedertäufer wohnen hier; und nirgends in der Schweiz so viel beisammen. Aber sie leben zerstreut auf einsamen Höfen in Wäldern und Bergen, und zwingen mit ihrer Arbeitsamkeit den unwirthbarsten Gegenden Fruchtbarkeit ab. Ein kräftiger Menschenschlag, vom schönsten Geblüt; treuherzig, friedsam, gewissenhaft und wohlwollend. Allen Nachbarn sind sie lieb. Katholiken und Protestanten der Umgegend vertrauen ihnen mehr, als sich selbst unter einander. Und diese biedern Leute wurden von der Berner Regierung im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert aus ihren Heimathen verjagt, weil sie keine Eide schwören, keine Waffen tragen mogten. Die Fürst-Bischöfe von Basel, weiser und duldsamer als jene protestantische Obrigkeit, nahmen die verstoßenen Jünger Menno's in ihr damaliges weltliches Gebiet auf. Ich weiß nicht, ob die Lehre der Wiedertäufer etwas Ketzerei mit sich führt, wie da und

dort ein Geistlicher vielleicht meint; aber der Herr spricht: „An ihren Werken sollt Ihr sie erkennen!“ Und da scheints mir bei ihnen so übel nicht zu stehn. Man muß sie besuchen; unter ihnen leben; und man wird sie lieb gewinnen, ja sogar ein wenig bewundern, während man sonst wenig Christen wegen ihres Christenthums bewundert.

Ich war, Neugier hatte mich dahin verlockt, im stillen Bergthal des Tschaywo, an den Solothurner Gränzen, im Wald auf Champoz, in andern freundlichen Einöden bei den Wiedertäufern. Es ward mir bei ihnen zu Muth, als lebt ich in den ersten, armen Zeiten des heiligern Urchristenthums; so heiter, so gottesfürchtig, ohne alle Kopfhängerei, gastfreundlich und arbeitsam wohnen sie da, in patriarchalischer Einfalt und frommer Sitte. Unter ihnen sind keine Trunkenbolde, keine Spieler, keine Nachtschwärmer, keine Lügner, keine neidische Nachbarn. Entsteht unter ihnen, aber selten, ein Zwist: so wird er freundlich von einem ihrer Aeltesten geschlichtet. Sie nennen sich Brüder, Schwestern, Du und Du. Einer hilft dem Andern unentgeldlich bei der Arbeit, bei der Heu- und Kornernte und wo es noth thut. Ihre Mäßigkeit, ihre sittliche Reinheit bewahrt ihnen feste Gesundheit, hohes frisches Alter. Ein Greis von mehr denn siebzig Jahren, der Einer ihrer Lehrer war (Pfarrer haben sie nicht), führte mich rüstig über Berg und Thal, wie ein lebensreicher Jüngling, zu den übrigen Brüderfamilien. Welche ächte Liebe der Eheleute, welche Zärtlichkeit der Geschwister unter einander, welche Aufmerksamkeit der Kinder gegen ihre Eltern, sah ich da! Ihre ganze Pädagogik beruht einfach auf dem Beispiel der Erwachsenen für die Jüngern und den Paar Worten: „Habe Gott vor Augen!“ Und doch genießen sie eine Erziehung, die edler ist, als die feinste oft in der großen Welt. Welch ein Völkchen, welch ein Christenthum, das keine Advokaten, keine Pfarrer, keine Richter, ja kaum Aerzte braucht!

Sonntags kommen sie abwechselnd bald zu diesem, bald zu jenem Lehrer, um im Freien oder in einer Scheuer, oder in einem größern Zimmer, Gottesdienst mit Andacht zu verrichten. Der Lehrer spricht, wie es eben in seiner Stimmung oder im Bedürfniß der Zuhörer liegt, oder liest aus einem alten Erbauungsbuche vor. Er verrichtet die Taufe, reicht das Abendmahl, segnet die Ehen ein, und ist Landmann wie jeder Andere. Die Taufe geht meistens unmittelbar der ersten Communion, oft der Hochzeit eines liebenden Paars voran. Doch muß ich nebenbei gestehn, ihre Andachts-, Gebet- und Gesangbücher nebst ihren Märtyrerliedern, sind im

Geschmack veralteter Zeit und daher ziemlich geschmacklos. Ist der Gottesdienst vollbracht, werden die Entferntwohnenden von den Familien der benachbarten Höfe unentgeldlich bewirthet, so wie diese ein anderesmal von jenen brüderlich eingeladen werden.

Reinlich, doch schmucklos, wie die bescheidnen Wohnungen, sind ihre Geräthschaften und Kleidungen. Wie jedoch jede der Kirchpartheien in der christlichen Welt, hat auch die anabaptische ihre fromme Nebengrille und Eigenheit. Daß verheurathete Männer noch ihren Bart, der Mannheit Ehrenzeichen, wachsen lassen, wäre nicht übel, wenn nur die Tracht dazu so mittelalterisch oder so orientalisch und alttestamentlich wäre, wie der Name ihrer schönen Töchter. Aber der graue, kurze Rock, die kurzen Hosen und die über das Knie gezognen Strümpfe, stehen zur Majestät des Bartes unharmonisch. Auch Knöpfe sind von den Kleidern verbannt; sie werden durch Nestel und Haften ersetzt. Eben so einfach erscheint das weibliche Geschlecht. Kein Gold, kein Sammet, keine Seide. Nicht einmal ein buntes oder hellfarbiges Seidenband darf den Strohhut des Mädchens umflattern. Aber ein Mädchen weiß troß dem immer, im Punkt des Schönen, Mittel und Wege zu finden, ohne dadurch die Religion in Gefahr zu bringen. Man muß nur sehen, wie kek diese schlanken, blühenden Gebirgsbewohnerinnen den Hut zu setzen wissen, und wie die zarten Schleifen von Strohgeflecht, und die von Stroh geformten Blumen darumschweben und nicken. Und doch das Alles so bescheiden!

---

Die Pierre Pertuis hat mich nun einmal in den bernischen Jura eingeführt. Man kennt ihn auswärts, ja selbst in der Schweiz, zu wenig. Drum will ich noch Einiges von ihm erzählen.

Wer Liebhaber der romantischen Jahrhunderte und der Ritterwelt ist, trete von Basel her in dies altbischöflich-baselsche Land ein, und nehme seinen Zug durch das Thal von Laufen, gen Delsperg (Delemont) und Pruntrut (Porentruy). Es wird ihm scheinen, er wandle in einem Roman; er hab sich aus seinem Zeitalter verirrt und athme in den Tagen des Faustrechts, der ewigen Fehden und geharnischten Raubhelden. Selbst wer den Rhein entlang, an dessen wechselreichen Ufern, die Menge der Ruinen des Mittelalters sah, wird hier von ganz andern Scenen, von einem wahren Gedränge alterthümlicher, noch bewohnter oder zerfallener Burgen, überrascht, mit denen das Land übersäet ist. Man

zählt deren mehr denn dreißig bis vierzig, nah beisammen gelegen in den Gebirgswinkeln; die einen stolz auf Berggipfeln, wie am Himmel hangend; die andern aus der Tiefe finstrer Schluchten lauernd. Jede derselben springt uns in andrer Gestaltung unter andern, meistens seltsamen Umgebungen entgegen.

Gleich beim Eintritt in das ehmalige Bisthumsgebiet, wenn man von Basel ausgeht, ragen auf einem Hügel die Trümmer Reichensteins, zwischen zierlichen Gartenanlagen, empor; ohnweit davon die Trümmer von Birsek, neben einer Kapelle und kunstvoll verschönerten Wildniß. Den Rittersaal zieren noch Geräthschaften des Alterthums; der hohe Thurm ist zum Belvedere verwandelt. Rechts der Straße rekt sich öde das Gemäuer von Fürstenstein auf; weiterhin und bald, auf einem Felsen am Waldstrom der Birs, das in seiner wunderlichen gothischen Bauart mit Kunstsinn wieder hergestellte Schloß Angenstein, in prächtiger, wilder Umgürtung. Aber links und rechts auf den Höhen stellen sich noch andre Bruchstücke untergegangner Feudalherrlichkeit auf. Hier Bärenfels; dort Pfeffingen; noch in Trümmern Nebenbuhlerinnen bleibend. Eine Bergkluft, welcher die Birs entbraust, öffnet sich seitwärts und verschlingt die breite Landstraße. Wer ihr folgt, dem begegnen bald die vergraueten Ueberbleibsel des Schlosses der Mönche von Mönchsberg, und jenseits dem Städtlein Laufon schlagen und nagen die Birswellen rings um die gewaltigen Mauergründe der Burg Zwingen, aus deren Kreise der alte Thurm zwingherrlich das Thal überschaut.

Das Thal selbst ließe sich sehr gut ein Thal der „schönen Schrecken" nennen. Es ist eine lange, vielgekrümmte Felsengasse. Drunten rauscht der Waldstrom, bald neben einzelnen Hütten, bald neben kleinen Dörfern und Weilern; droben, am zackigen Gebirgskamm, das schwarze Gezweige der Tannenwälder. Der unwissende Wandrer, wie der Geognost, sieht mit Erstaunen die steilaufragenden Kalkfelsen an seiner Seite von gewaltigen Wasserfluten tiefausgefressen, über deren Ankunft und Verlauf keine Geschichte, keine Sage Meldung thut. Weite Höhlungen, wie am Fuß, so in der Höhe der kahlen Fluen. Wie hier, bemerkt man sonst auch in den übrigen Thälern dieses Jura-Theils zahlreiche ungeheure Grotten. Die meisten derselben scheinen von Wasserwirbeln ausgewaschen worden zu seyn, in den Tagen, da die prächtige Ebne von Delemont oder die von Laufon, noch breite, hoch aufgedämmte Seen waren. Andre mögen Poren des Kalkgebirgs seyn, deren manche zu jenen unterirdischen Wasserbehäl-

tern dienen, durch welche Jahr aus Jahr ein dies ewigrinnende Leben der Quellen unterhalten wird. Ohnfern dem Dorfe Courtelary, am Fuße des Chasseral, zeigt man dem Freund der Naturseltsamkeiten eine dergleichen Höhlen, die man das Eisloch nennt. Man steigt in einen Abgrund nieder, an dessen Ende Winterfrost die Glieder des Neugierigen durchdringt. Die Hirten holen von da im Sommer Eis, wie sie es zur Kühlhaltung ihrer aufbewahrten Milch bedürfen. Seitwärts schließt sich in dem Abgrund noch eine zweite Felsenöffnung auf zu des Gebirgs tiefern Eingeweiden. Man hat sie weithin untersucht; aber bis jetzt nicht ihr Ende gefunden oder zu finden gewagt.

Doch ich wollte von der Kette der mittelalterischen Schlösser reden, welche sich durch das ganze Laufenthal von Basel bis Delemont ausstreckt. Man sieht jenseits der Trümmer von Zwingen, dem armen Dörflein Soyères gegenüber, auf den Zinnen einer schwarzen Felswand, zwischen düsterm Tannengestrüpp, die Zinnen der Burggemäuer von Sogern oder Soyères, oder dem Nesselhof-Schloß (Château des orties.) Fels und Mauer, in gleich senkrechter Linie, sind kaum von einander unterscheidbar. Einst wohnten dort die mächtigen Grafen von Sogern. Jetzt findet der Wandrer, zwischen Schutt und Gemäuern, ein Pavillon, worin Geräthe, Schmuck und Waffen des Alterthums aufbewahrt sind. Das schmale Thal zu dessen Füßen, wie schwermüthig es zwischen Felsenbergen und Tannen daliegen mag, ist darum nicht ohne Anmuth und Leben. Links der Birs erhebt sich, neben den Heilbädern von Bellerive, das freundliche Gasthaus; rechts dem Strom ein heitres Landhaus der Familie Quiquerez inmitten der Gärten; weiterhin das ehrwürdige, malerische Ueberbleibsel von Thürmen und Ringmauern der alten Vorburg auf den Felsterrassen neben der Landstraße; dabei die Wallfahrtskapelle zur heil. Jungfrau von Vorburg, noch jetzt fleißig von Pilgern besucht. Ich kenne kein Landschaftsbild, welches in der Bühnenmalerei fähig wäre, den Eindruck der finstern Ritterzeit lebendiger zu geben, als diese düstre Scenerie. Wer doch die Schicksale dieser Burgen alle wüßte und ihrer Bewohner in jenen Tagen roher Freuden und Verbrechen und heldenmüthiger Tugenden! Herr August Quiquerez, der gründlichste Forscher der Geschichten und Alterthümer der ehemaligen Bisthumslande, hat uns im Lebensbilde „des Hans von Vienne" unlängst eine Ansicht der Sitten und Handlungsweisen des vierzehnten Jahrhunderts, seiner Bischöfe, Ritter, Mönche und Nonnen geliefert, welches ein schauerlicher Commentar zum Text

der vielen Ruinen ist, die noch in der Wirklichkeit vor uns stehn.*) Es ist anziehend, wie ein Mährchen geschrieben; voll naiver Ironie eines Rabelais; aber dabei eine Mosaik, aus Chroniken, ältesten Handschriften und Urkunden kunstvoll zusammengefügt.

Von Delemont führt, durch die schöne Ebne, eine Straße gen Porentruy über den Berg des Rangiers. Indem man jenseits niedersteigt, breitet sich drunten ein geräumiges Thal, waldig und wild, zwischen den Rangiers und der Jurakette aus, die hinter dem Mont Terrible ihren Kamm erhebt. Inmitten des Waldgrundes, aus dem Meere bewegter Baumgipfel und Zweige, schwillt ein einsamer Hügel auf, der die Ruinen des starken Thurmes von Asuël oder der Hasenburg trägt. Zwanzig bis dreißig Hütten lagern sich um die zerfallenen Schloßmauern. Einst soll da ein Städtlein gestanden seyn. Innerhalb des achtzig Schuh breiten, viereckten Thurms, wird noch ein Loch im Felsenboden gezeigt; die Oeffnung des Burgverließes, worin mancher Unglückliche verschwand, welchen die Rache des Feudalherrn aus den Reihen der Lebenden verstieß. Die Sage der Landleute weiß von verrosteten Harnischen und Bickelhauben und menschlichen Gebeinen, die drunten gefunden worden sind. Das ganze Waldthal in dieser Bucht des Gebirgs, die weite, schweigende, verwilderte Einöde, die Ueberreste der gebrochnen Veste Asuël darin, um welche sich, wie Raben um ein verunglücktes Thier, die ärmlichen Hütten der Landleute gesammelt haben, erregen unwillkürliches Grausen. Es ist da unheimliches Wohnen. Man athmet freier und froher, wenn der Blick endlich die Hügel und Ebnen, die Ufer des Hallestroms und, im Hintergrunde der heitern Landschaft, die zierlich gebaute Stadt Porentruy überfliegt, der alten Bischöfe von Basel Sitz mit deren halbzerfallenem, riesenhaftem Schlosse.

Man sagt: „Unterm Krummstabe sey gut wohnen.“ Ich weiß nicht, welcher geistliche Höfling an irgend einer Prälatentafel das Sprüchwort erfunden hat, um damit ein Lächeln des Infulirten zu erschmeicheln. Aber sieht man heut noch die Dürftigkeit des Landvolks und die in Lumpen gewickelten Schaaren müßiger Bettler, welche die Klöster und Abteien umringen, selbst den Druck des Elendes und der öffentlichen Unsicherheit im Mehrtheil des römischen Kirchenstaats: so wird das Sprüchwort zur Lüge. Auch im ehma-

*) Jean de Vienne ou l'Evêché de Bâle au XIV. Siecle, par A. Quiquerez. (Porrentruy. 1836.)

ligen Bisthumslande von Basel, zumal in den katholischen Theilen desselben, schauen Armuth und fromme Trägheit noch häufig aus zerbrochnen Fenstern und zerrissenen Mauerwerken. Der Landbau ist noch in altherkömmlicher Einrichtung. Unwissenheit hemmt den raschern Aufschwung des Wohlstandes. Der verdüsterte Geist der Volksmenge schwebt nur über den Sümpfen veralteter Vorurtheile und frommen Wahnes unstät umher. Da hatte allein das Priesterthum freudiges Walten und Schalten; und dies zu bewahren, widersetzte es sich kühn den Bestrebungen der Bernerregierung noch in neuester Zeit, die Zustände des Landes durch öffentliche Bildung zu verbessern. Die Unruhen des katholischen Jura in den ersten Monaten des Jahres 1836 waren bloßes Werk der Priester. Sie sahn ihre Hoheit durch veredelten Jugendunterricht in den Landschulen untergraben; ihre Willkühr und Unabhängigkeit von weltlicher Obrigkeit, durch die zu Baden im Aargau von mehreren eidsgenössischen Republiken über die Rechte des Staats in Kirchensachen genommenen Beschlüsse, gebunden und mit Untergang bedroht. Sie mußten das Aeußerste wagen und Aufruhr predigen. Sie predigten ihn. Ein bigottes Volk, dem die Vernichtung seiner Religion und der Verlust seines ewigen Seelenheils, in den Hütten, in den Beichtstühlen, von den Kanzeln und in Flugblättern furchtbar genug vorgespiegelt ward, war leicht zu fanatisiren. Voran schritten überall in den Gemeinden die Weiber mit ihrem Geschrei. Man pflanzte Freiheitsbäume, zum Zeichen des Abfalls von Bern, unter Kirchenliedern und Freudensängen berauschter Bacchanten und Bacchantinnen. Zucht und Ordnung hörten auf. Die Wohlhabendern sahn ihr Eigenthum, die Freunde der Gesetzlichkeit ihr Leben bedroht. Sie bewaffneten sich zum Selbstschutz, dem fanatisirten Pöbel gegenüber. Der Bügerkrieg war vor der Thür. Die Beamten standen ohne Gewalt. Man hörte nur die Befehle der Priester. Die Leitung des Ganzen hing vom Wink eines Pruntruter Dekans ab. Zu nachsichtig und zu lange hatte die Regierung dem Unwesen zugesehen. Sie sandte endlich einige Bataillone in die aufgewiegelten Gegenden, und plötzlich verstummte der Lärmen. Die neben den Kirchen gepflanzten Pfaffenbäume fielen unter der Hand derselben Menschen, die sie aufgerichtet hatten. Der rebellische Dekan mit seinen Helfershelfern entwich. Der ehrwürdige Bischof entsetzte ihn seines Amtes. Ordnung und Ruhe kehrten zurück, ohne daß es, bei der guten Mannszucht der Truppen, einen Tropfen Bürgerblutes gekostet hätte. — Es ist wahr, daß nicht alle Priester zu diesen Verwirrungen Hand boten; daß einige

sich dem Strom derselben muthvoll entgegenstämmten. Aber es ist auch wahr, daß nicht leicht in irgend einer Gegend des Schweizerlandes unwissendere Geistliche und Geistliche von rohern und lockrern Sitten gefunden werden konnten, als in diesen Thälern. Auch das mahnte sehr an die „gute alte Zeit" des fürstbischöflichen Krummstabes.

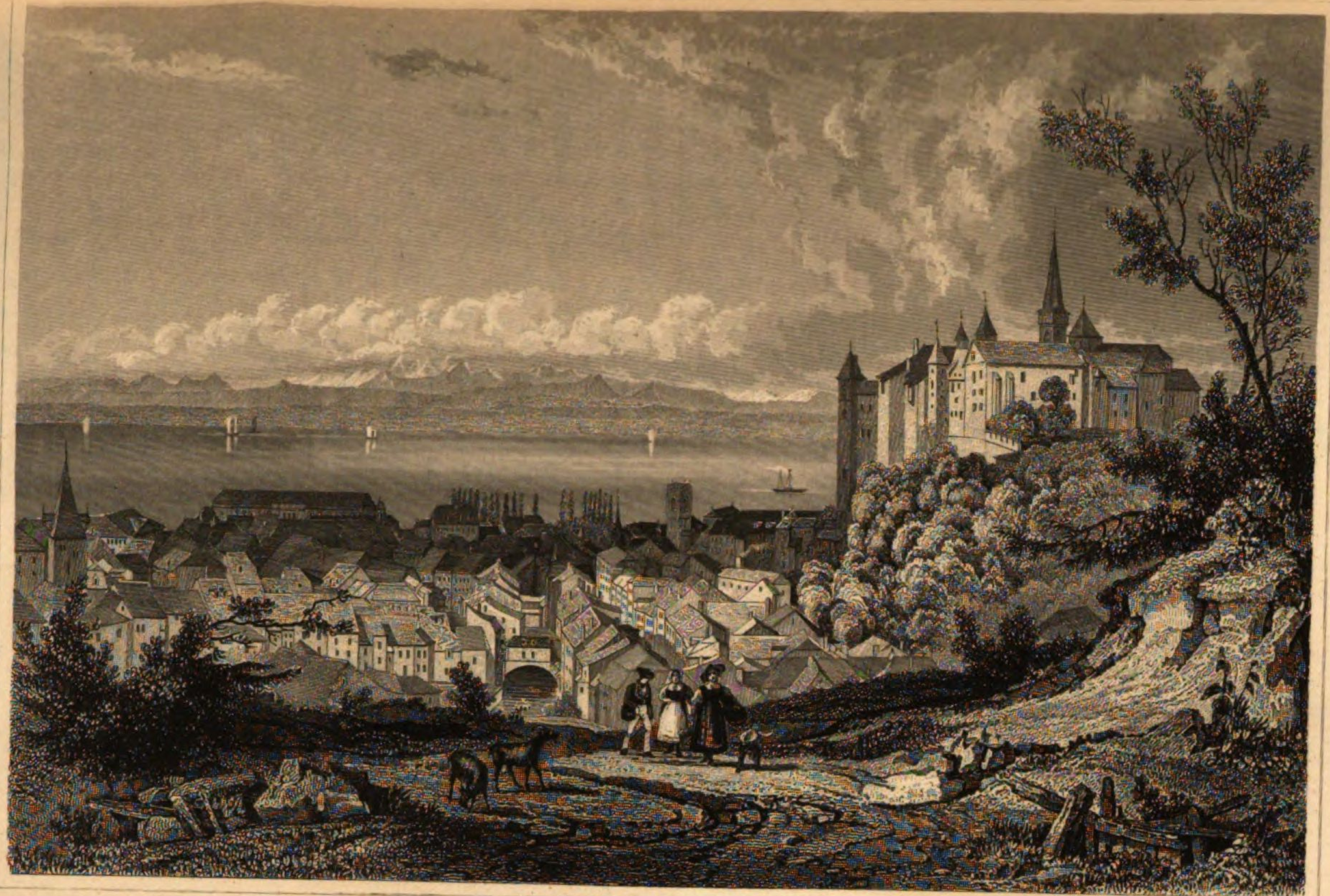
---

Fast in sämmtlichen Gegenden des Kantons Bern wird die Mehrheit der Bevölkerung in den Dörfern die Narben der Fesseln tragen, welche ihr Jahrhunderte lang, theils die Aristokratie, theils die Hierarchie, angelegt hatte. Beide konnten nur durch Unwissenheit der Unterthanen aufrecht gehalten werden; beide eiferten gegen bessere Volksbildung, gegen Reinigung des Gedächtnisses, wie des Verstandes, vom Schmutz des Aberglaubens und Vorurtheils. Man ächtete die, welche den Jugendunterricht zu veredeln suchten, mit dem Namen der Aufklärer, der Neuerer, der Ruhestörer. Die katholische Priesterschaft im Jura schalt, vernunftlos, gegen die Vernunft, als die gefährlichste der Gaben, welche der Sterbliche vom Himmel empfangen habe. Selbst die Bibel ward hier noch in unserm Jahrhundert von priesterlicher Hand feierlich verbrannt.

Erst seit dem Jahr der politischen Reform 1830 thut der Kanton Bern entschiednere Schritte zur Verbesserung der Volksschulen. Vergebens ward längst dazu vom unsterblichen Pestalozzi der Aufruf gemacht. Die Aristokratie verachtete, die Hierarchie verketzerte ihn. Vergebens stellte der edle Emanuel Fellenberg in der Nähe der Hauptstadt seine Musteranstalten zu Hofwyl auf. Er, obgleich selbst aus patrizischem Geschlecht, erndtete, statt Dankes, den Haß der Patrizier, während Deutschland, Frankreich, England, Amerika, selbst Rußland sein unläugbares Verdienst anerkannten, und ihre Söhne zu ihm sandten. Die Fellenbergischen Musteranstalten blühen noch in ungeschwächter Kraft fort; mögten sie es auch lange noch, wenn einst ihr Stifter nicht mehr waltend an deren Spitze stehen wird! Die Gebäude, welche, mit fürstlichem Aufwand errichtet, den Boden Hofwyls bedecken, und mehr denn 600 Personen bequem Raum gewähren, sind noch immer mit Zöglingen der verschiedensten Länder Europens und Amerikas, und der verschiedensten Stände des Volks erfüllt. — Hofwyl ist ein wahres Erziehungsreich im Kleinen; eine Verknüpfung fast aller Lehranstalten, die ein Staat bedarf, für die höchsten,

wie für die niedrigsten Klassen des Volks. Neben einer Bildungsanstalt für Schullehrer und einer andern für Lehrerinnen, sieht man eine landwirthschaftliche Schule für die ärmsten, oft vom Straßenbettel hiehergenommenen Kinder — wem ist der Name der Wehrli-Schule fremd geblieben? — und eine andre landwirthschaftliche für reiche oder bemittelte Güterbesitzer, welche sich die Vortheile des vervollkommneten Landbau's aneignen wollen. Neben einer sogenannten Mittel- und Secundar- oder Realschule, besteht zugleich eine praktische Lehr- und Bildungsanstalt für Handwerker, so wie eine wissenschaftliche für diejenigen, welche sich zum Besuch der Hochschulen vorbereiten.

Doch diese Blätter sind nicht der Ort, das Bild vom pädagogischen Leben Hofwyls auszuführen.



Atelier v. C. Frommel & H. Winkles.

NEUENBURG. NEUFCHATEL.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

# XIX.

# Kanton Neuenburg.

## 1. Neuenburg oder Neuchatel.

Eine kleine Monarchie, deren souveräner Fürst der König von Preußen ist, steht seltsam genug in den Bund von 21 schweizerischen Demokratien verschlungen. Das Fürstenthum liegt vereinzelt; fern von seinem Herrn, zwischen den Gränzen des constitutionellen Frankreichs und der Eidsgenossenschaft. So macht es ein wahres Gegenstück zu jenem Freistaat Andorra, am südlichen Abhang der Pyrenäen zwischen den Königreichen Spanien und Frankreich eingeklemmt, mit einem bescheidnen Flächenraum von 9 Geviertmeilen und 15,000 Seelen. Das Fürstenthum im Schweizerbunde ist freilich, mit ohngefähr 16 Geviertmeilen fast um die Hälfte größer und mit seinen 55,000 Unterthanen zweimal volkreicher, als jene Republik. In ähnlichem Verhältniß stehn auch die Hauptstädte beider einander gegenüber. Zwar liegen Andorra und Neuenburg mit unebnen Gassen an Bergabhängen; aber das republikanische Städtlein, von größtentheils übelgebauten, zerstreut umhergelegenen Häusern, zählt nur 2000 Einwohner; das fürstliche dagegen in theils zierlichen, theils schönen Wohngebäuden, 4—5000. Jenes dehnt sich nur längs der Balira, einem wilden Bergstrom, aus; dieses aber an einem der größten Schweizerseen, der über zwei Stunden Breite und über neun Stunden Länge hat. Im Schatten mehrhundertjähriger Linden auf der Schloßterasse, am Felsen oberhalb der Stadt, übersieht man diese und die weite Wasserfläche des Sees, von den Ufern Berns, Freiburgs und des Waadtlandes umspannt, und den Horizont rings mit entfernten Hochgebirgen bekleidet. Das Schloß selber,

einst der streitbaren Grafen von Neuenburg, jetzt eines preußischen Gouverneurs Sitz, ist minder sehenswerth; ein weitläuftiges, schweres Bauwerk des dreizehnten Jahrhunderts, dem noch gegenüber die alterthümliche Schloßkirche gelegen ist.

Was für die Anmuth und Bequemlichkeit, für Wissenschaft, Kunstliebe, öffentlichen Unterricht und Armenpflege einer Stadt solchen Umfangs dienen kann, besitzt Neuenburg. Und wodurch sie am meisten einer Schweizerstadt gleicht, ist, daß sie die vortrefflichsten und kostbarsten ihrer Stiftungen und öffentlichen Anstalten nicht eigentlich der Sorgfalt oder Freigebigkeit ihrer Regenten, sondern vorzüglich dem Gemeinsinn ihrer Bürger dankt. So steht, dessen ein Denkmal, das große und schöne Gebäu des Spitals da, welches J. E. Pourtales (im Jahr 1808) für bedürftige Kranke gründete. Er eröffnete es den Leidenden jedes Landes und jeder Religion. Der Protestant baute sogar eine Kapelle, zum Behuf des katholischen Gottesdienstes, hinzu.

In der ersten Hälfte vorigen Jahrhunderts wanderte von Neuenburg ein Jüngling nach Genf aus, um daselbst die Handlung zu lernen. Er war der Sohn unbemittelter Eltern und hieß David Pury. Seiner Wißbegierde und kaufmännischen Spekulation sagte aber Genf zuletzt nicht länger zu, und er begab sich nach London, sein Glück auf dem großen Stapelplatz des Welthandels zu suchen. Gewerbig, sparsam und in Berechnungen voll Scharfsinns, gewann er nach einigen Jahren genug, um aus eigner Kraft größere Unternehmungen zu wagen. Er ging, als Juwelenhändler, nach Spanien, endlich, um den Diamanten aus den Gruben der brasilischen Serra-do-Frio näher zu kommen, nach Lissabon. Hier ließ er sich zuletzt für immer nieder und betrieb, neben dem Diamanten- und Pretiosen-Handel, ansehnliche Bankgeschäfte. Sein Reichthum wuchs von Jahr zu Jahr an. Er verwendete ihn mit Edelmuth. Zu Lissabon ward er Vater der Armen, der Schutzengel der Nothleidenden. Prunklos und einfach in seinem Leben, reizten ihn, wie angesehen er auch am portugiesischen Hofe war, weder Titel noch Orden. Auch seiner Vaterstadt blieb er eingedenk. Er sandte ihr im J. 1779 zur Erbauung eines neuen Armen- und Krankenhauses 100,000 Thaler und wiederholte in den beiden folgenden Jahren die gleiche fürstlichgroße Gabe. Jährlich schickte er zur Hülfe der Armen 300 Louisd'ors. Zur Pflege bedürftiger Predigerwittwen vergrößerte er den dafür bestehenden Fond beträchtlich. Ebenso übermachte er große Summen Geldes, theils als Beitrag zum Bau eines neuen Rathhauses, theils zur Anlegung einer neuen und prächtigen

Handelsstraße nach Basel, theils zur Verbesserung der elenden Landstraßen in der Grafschaft Valangin. Und als er im J. 1786 hochbetagt, im sieben und siebenzigsten Lebensjahre, starb, vermachte er der Vaterstadt sein ganzes Vermögen von mehr denn drei Millionen Livres; die eine Hälfte davon für Kirchen, Schul- und Armenanstalten bestimmt, die andre zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen. Es thut dem Gemüthe wohl, wenn es sich an der Erscheinung eines so seltnen und großen Bürgers erheben kann.

Die Neuenburger hatten dem Greise noch während seines Lebens ihren Dank bezeuget. Doch für sie gab es, so scheints, nichts Höheres, nichts Köstlicheres, als ein Ordensband oder eine Titulatur und ein Rang. Sie wendeten sich an Friedrich den Großen, König von Preußen, und bewirkten, daß er den kinderlosen, bescheidnen Mann in den Freiherrnstand erhob. Als wenn nun der Baron David von Pury etwas Höheres gewesen wäre, denn der Bürger und Juwelenhändler David Pury!

Aber eine steife Rangsucht ist dem Städtchen noch heutiges Tags unverkennbar eigen, und (wie gewöhnlich in kleinen Städten) breiter zur Schau und spiesbürgerlicher, als in großen Residenzen der Monarchen, wo sich aber überhaupt Männer von Bildung, adlich oder nicht, reich oder wenig begütert, mit einander geselliger zu verbinden und zu mischen pflegen.

In Neuenburg mag wohl die Schuld davon darin liegen, daß es eben Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums ist, in welchem, nach der Natur monarchischer Einrichtungen, sich auch gern die Stände über einander bis zum Thron hinaufstufen wollen. Weil, seit länger denn hundert Jahren, kein Fürst in Neuenburg selber residirte, bildeten die Hochbetitelten, Bebänderten oder Adlichen, die vom nahen Glanz eines Throns um so weniger verdunkelten Trabanten desselben den Gipfel der Gesellschaft. Eben so rannen reichere Gewerbsleute oder Gelehrte und Beamtete, in sich zusammen; eben so Handwerker, Kleinhändler u. s. w.; alle voll gegenseitigen Stolzes oder Neides. Diese Zerstückelung des geselligen Lebens wird um so peinlicher oder lächerlicher, da sie, bei einer geringen Einwohnerzahl, jedesmal nur Kreise von wenigen Familien zusammenziehen kann, und mehr auf Täuschung eitler Einbildungen, als auf dem natürlichen Bedürfniß des Staats, oder auf dem Grund ungleicher Gesittung und Geistesbildung beruht.

Die Geschichte des Fürstenthums an sich ist unbedeutend. Hier erscheinen im Alterthum weder große Bürger, noch große Fürsten,

die auf das Lebensloos des Landes oder der Nachbarreiche einwirkten. Als Arelat und Burgund vergangen waren, fiel das Gebiet an das deutsche Reich, ward ein Lehen von Grafen; kam durch Erbschaft an verschiedne Familien, endlich, als Fürstenthum an die Herzoge von Longueville, von denen es König Wilhelm III. von England erbte, der seine lehensherrlichen Rechte dem König Friedrich I. von Preußen überließ. Als sich neben diesem ein Dutzend erblustiger Mitbewerber zeigte, entschieden die Stände des Fürstenthumes in ihrer Wahl für ihn und er bestätigte dagegen (1707) die alterthümlichen Freiheiten und kleinen Rechtsame der Gemeinden, Körperschaften, Herrschaften und Kastellaneien. Zum Theil besteht das Bunterlei dieser örtlichen Rechtsame noch. Man war in Ermangelung vollkommner politischer Freiheit, auf solche Brocken von Freiheiten sehr eifersüchtig. Jeder Fürst mußte sie beschwören, eh man ihm den Huldigungseid leistete. Als einst ein Herzog Heinrich der Zweite von Longueville (im Jahr 1617) nach Neuenburg kam, und, fast allzufürstlich, nichts von diesem Eid und noch weniger von den armseligen Rechtsamen des Volks hören wollte, die man ihm nicht einmal in Schrift vorlegen konnte: mußte er sich eine kleine, vierzehn Monate lange, Revolution gefallen lassen und sogar, um des Lebens sicher zu seyn, nach Frankreich zurückflüchten. Noch stürmischere Auftritte gab's, als die Finanzmänner Friedrichs des Großen (im Jahr 1768) die fürstlichen Gefälle großen Pächtern überlassen wollten. Es gab Aufruhr und Mord. Zwar die Unfugen wurden, wie billig, bestraft; aber der König war Friedrich der Große! Er bestätigte und erweiterte sogar die Rechtsame des Ländchens, dem er gern in unschuldigen Dingen nachgab, wie wunderlich sie dem hellgeistigen Fürsten auch zuweilen vorkommen mochten. Als der gesammte reformirte Klerus des Fürstenthums einst das größte Aergerniß an dem Pfarrer Olivier Petitpierre nahm, der öffentlich gegen die ewige Dauer der Höllenstrafen gepredigt hatte, suchte sie der damalige Gouverneur Georg Keith vergebens zu besänftigen. Sie wandten sich um Entscheidung an den König, mit der Erklärung, daß ihnen eine solche, schon von Origenes gelehrte, Ketzerei durchaus unerträglich wäre. Friedrich fügte sich und antwortete: Wenn es seinen lieben Neuenbürgern denn gar zu sehr am Herzen liege, ewig verdammt zu bleiben, so biete er gern dazu Hand, und genehmige, daß es der Teufel dabei an nichts fehlen lasse. Wie es indessen zu gehn pflegt, was des Guten die Fürsten großmüthig verschonten, ward von den eignen, inländischen Obrigkeiten mehrmals verküm-

mert. Es war alte Klage, daß die Freiheiten der Körperschaften und Gemeinden bald da bald hier beschnitten und der Willkühr preisgegeben wären.

Nach dem Frieden von Tilsit mußte sich der König von Preußen darin ergeben, sein Souveränetätsrecht über Neuenburg an Napoleon (1807) abzutreten, der damit dem Marschall Berthier ein Geschenk machte. Bemerkenswerth bleibt, daß dieser Marschall vielleicht der einzige Fürst des Ländchens gewesen ist, der von den 150,000 Livres Einkünften *) nichts für sich nahm, sondern Alles dem Lande selber wieder zuwandte. Die Brücke von Serriere, die er anlegte, bleibt ihm ein prächtiges Denkmal. Serriere ist, ohnweit der Stadt Neuenburg, ein kleines Dorf, welches mehr malerisch-schön, als bequem, im Abgrund eines schmalen Felsenschlundes liegt. Es ist ein Dorf, fast nur aus Drahtzügen, Eisen- und Kupferhammerwerken, Papiermühlen und andern Fabriken zusammengesetzt, die von einer nahen, reich hervorstürzenden Quelle betrieben werden. Der Raum ist für sie so eng, daß man in die Felsen Gewölbe einhauen mußte, um darin Mühlwerke, Magazine und Werkstätten einzurichten. Ein von Gebüschen umschatteter Wasserfall des Serrierestroms, und in der Höhe das Schloß Beauregard, machen, mit dem Uebrigen Allem, ein reizendes Landschaftsbild. Berthiers Brücke selbst, die einen 89 Fuß hohen Bogen bildet, gehört zu den schönsten Bauwerken dieser Art in der Schweiz.

Der Marschall blieb aber nicht lange im Besitz seines Fürstenthums. Die Siege der heiligen Allianz gaben es (im J. 1814) an Preußen zurück, indem es der Wiener Congreß zugleich zum ein und zwanzigsten Kanton der Eidsgenossenschaft machte. Ich weiß nicht, ob außer Preußen, die übrigen Mächte Europens durch die Einverleibung eines preußischen Gebiets in den Schweizerbund, dessen neutrale Stellung ihnen so wichtig ist, großen Vortheil gewonnen haben mögen? Gewiß aber machten sie sich dadurch selber die Neutralität der Schweiz unsicher. Denn in jedem Kriege Frankreichs gegen Deutschland, sobald Preußen darin verflochten ist, wird die nur zu gut bekannte französische Diplomatie Auswege finden, die schweizerische Neutralität unverletzbar zu erklären, und doch das souveräne, preußische Fürstenthum zu besetzen. Außerdem

*) Sie bestehen in der sogenannten Handänderungsgebühr zu sechs Prozent; im Ertrag von Posten, Zöllen, Salzverkauf, Zehnten und Bodenzinsen.

könnten leicht Zeiten erscheinen, in denen es weder den benachbarten Mächten, noch den Schweizern, besonders angenehm seyn dürfte, daß ein preußischer Beamte Sitz und Stimme und Einfluß in der obersten Bundesbehörde der neutral seyn sollenden Eidsgenossenschaft hat. Auch mochte es sonst wohl kaum räthlich gewesen seyn, ein Fürstenthum in einen republikanischen Föderativstaat einzuklemmen. Weislich ließ man vorzeiten Neuenburg nur, als zugewandten Ort der Eidsgenossenschaft, bestehn, ohne mehr zu fordern. In unsern Tagen politischer Glaubenskriege, wo das monarchische Prinzip mit dem der staatsbürgerlichen Rechtsgleichheit im noch nicht geendeten Hader steht, muß das Amalgama einander entgegengesetzter Elemente unvermeidliche Gährungen und bürgerliche Unruhen aufregen.

Ein erstes Beispiel davon gab schon das Jahr 1831. Es ist zu fürchten, daß es nicht das letzte seyn werde. Die Juliuswoche Frankreichs, dieß politische Erdbeben, dessen Erschütterungen sich durch einen großen Theil Europens fortpflanzten, und nach welchen die Mehrheit der Schweizerkantone die ihnen aufgedrungnen aristokratischen Verfassungen wieder abstreiften, bewirkten auch im Fürstenthum Neuenburg Partheikampf. Selbst in der gesetzgebenden Versammlung der Deputirten, oder in den „Generalaudienzen" ward er laut. Gut und weise, sandte König Friedrich Wilhelm III. eiligst, größern Uebeln vorzubeugen, den General v. Pfuel nach Neuenburg. Dieser General, ein gewandter, entschlossener und mit Jedem einlässiger Geschäftsmann, war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen; und diese schien darin zu bestehen, den Grund der Unzufriedenheit im Volk zu erforschen, und Alles, mit Recht und Würde Preußens Vereinbare, zu bewilligen, um die entlegne Provinz ihrem Souverän zu bewahren. Denn in Berlin zweifelte man damals nicht am Ausbruch eines Krieges mit Frankreich und daß der Bürgerkönig Ludwig Philipp, auch beim besten Willen zum Frieden, außer Stand sey, Heer und Volk zurückzuhalten. Dieses drohte die Gährungen in Belgien, Deutschland, Polen, Italien u. s. f. zu benutzen, um an den Fürsten des heiligen Bundes Rache für die Schmach von 1815 zu nehmen. In solchem Fall wäre Neuenburg das unsicherste Besitzthum Preußens an französischer Gränze geworden. Hier hatten sich die verworrenen Wünsche des Landes aber doch endlich in dem aufgelöst, daß die sogenannte Backsteuer und die Keltersteuer neben andern Lokalbeschwerden aufgehoben, und eine gerechtere und freiere Wahl der Volksrepräsentation in den Landständen gegeben werde. Für gänzliche Trennung des Lan-

des von Preußen, um, gleich den übrigen Kantonen, als Republik, dem eidsgenössischen Bunde anzugehören, sprachen nur wenige, schüchterne Stimmen; Bittschriften oder förmliche Anträge keine. Vielleicht, wenn sie als allgemeiner Wunsch gethan worden wären, hätten sie unter den damaligen Zeitverhältnissen, gegen eine an Preußen geleistete Loskaufssumme, Erhörung gefunden. Der König bewilligte, was verlangt war. Er schaffte jene Steuern unentgeldlich ab, und machte die Wahlart der Landstände volksthümlicher, so, daß auf fünfhundert Seelen immer ein Repräsentant war und der Fürst nur zehn Mitglieder zu ernennen hatte. Das Land schien beruhigt. Nur die Bewohner des Val Travers hingen fester an dem Gedanken einer Ablösung von Preußen.

Dieser Gedanke faßte, als General Pfuel (im August 1831) Neuenburg wieder verlassen hatte, in mehrern andern Gegenden Wurzel. Man partheiete sich für und wider Preußen und Eidsgenossenschaft. Die Gährung schwoll an. Kaum vier Wochen nach Pfuels Abreise versuchte schon die republikanische Parthei durch einen Gewaltstreich die Losreißung von Preußen. Ein Lieutenant Alphons Bourquin, mit einigen hundert Bewaffneten von Val Travers, bemächtigte sich des Schlosses und der Hauptstadt. Die Regierung floh erschrocken nach Valangin und rief Vermittlung oder Hülfe der Eidsgenossenschaft an. Die Schweiz, treu ihren Verpflichtungen, sandte in der Mitte Septembers Abgeordnete und Truppen dahin, welche, unter Zusage voller Amnestie, die Insurgenten nöthigten, Stadt und Schloß zu räumen. Die Ordnung war hergestellt; freilich die Ruhe nicht. Als der königliche Bevollmächtigte, General Pfuel, wieder von Berlin erschien, verließen die Schweizerbataillone das Land; er aber befestigte Stadt und Schloß und organisirte Bürgergarden. Nach solchen Ereignissen konnte es wohl kaum an rächenden Rückwirkungen der von ihm begünstigten königlichen Parthei fehlen, wodurch hinwieder die Erbitterung der republikanischen gesteigert werden mußte. Bourquin rief abermals zum bewaffneten Aufstand. Einige achtzig Waatländer hatten sich ihm und seinem schwachen, übelgeordneten Anhang zugesellt. Doch ehe dieser Zeit gewann, sich zu organisiren, rückte ihm General Pfuel rasch mit 12—1600 Mann entgegen; sprengte ihn auseinander (Bourquin selber entwich nach Frankreich) und nach Entwaffnung aller verdächtigen Gemeinden, ward die Ruhe, vermittelst des Schreckens hergestellt. Harte, selbst grausame Behandlung der Gefangenen, empörte viele vorher friedliche Gemüther, und die unpolitische Stellung, welche der neuenburgische Staats-

rath und die königliche Parthei gegen die Eidsgenossenschaft annahm, besonders gegen die Kantone, welche ihre aristokratischen Verfassungen abgeändert hatten, reizte den Unwillen von diesen auf und vermehrte im Fürstenthum selbst die Zahl der Republikanischgesinnten und Mißvergnügten.

Die öffentliche Ruhe blieb seitdem allerdings ungebrochen; aber weniger, denn jemals, ist Neuenburg ein zuverläßiges Besitzthum. Der erste Krieg, in welchen Preußen mit Frankreich verwickelt werden könnte, wird, wie sich vorausberechnen läßt, das Band lösen, welches Neuenburg an das Haus des entfernten Fürsten knüpft und die Rache der republikanischen Parthei gegen den Stolz der Aristokratie entzügeln. Manchem Unheil im Lande selbst, welchem dann nicht zu wehren ist, wäre durch Neuenburgs Loskauf von den Rechten Preußens, vorgebeugt worden. Die dem mittlern Europa wichtige Neutralität der Schweiz wäre fester und sichrer gestellt worden, wenn kein politisches Amphibium zwischen den Schweizer- und französischen Gränzen läge, und kein Unterthan Preußens, als Repräsentant Neuenburgs, im Kreis der Tagsatzung den Intressen seines Monarchen thätiger, als den Intressen Europens und der Eidsgenossenschaft das Wort sprechen würde. Aber die Politik pflegt nur die Gegenwart ohne Zukunft zu kennen.

---

## 2. Valangin.

Zwischen Kalkbergen, im engen Thal eingeschichtet, liegt an den Ufern des Seyon ein kleiner Ort von kaum 60 — 70 Häusern. Darüber erhebt sich, auf einem Felsenhügel an der Landstraße malerisch, ein alterthümlicher Burgstall, hoch und stark, aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Die ganze Gegend trägt eine Miene voll sonderbarer Wildheit und Freundlichkeit. Das wenige Land um die Wohngebäude in der von Waldbergen und Felsklippen beschatteten Tiefe, ist für einigen Gartenbau und Viehfutter in Anspruch genommen. Dies ist der Hauptort der ehmaligen Grafschaft Valangin. Wer erwartet hier Merkwürdigkeiten? Und doch ist da, wenn man von der Stadt Neuenburg her ins Land tritt, gleichsam der Vorhof jener mannigfaltigen und rastlosen Gewerbigkeit, die das ganze Land berühmt gemacht, bereichert und den unwirthlichsten Boden für ein Völkchen bewohnbar gemacht hat, welches sich im Allgemeinen einer Bildung freut, wie selten ein

Winkles sculp.

VALLENGIN.

Carlsruhe, im Kunst Verlag, W. Creuzbauer.

anderes. Die „Bourcaderie“, eine weitläuftige Indiennenfabrik, bei Valangin, welche mit allen Maschinen arbeitet, die England ersann, macht mit ihren Gebäuden allein schon einen eignen Weiler aus.

Je weiter man das Land hinauf kömmt, je höher hebt es sich, je niedriger sinken links und rechts die Bergketten, je unfruchtbarer oder unzahmer wird der Boden. Die Fruchtbäume verschwinden. Mitten im Sommer haben die Wohngebäude winterliche Vorfenster, zwischen denen und den innern Fenstern die Töchter des Hauses ihre Blumenflor erziehn, die in freier Luft ein Nachtfrost tödten könnte. Das Gärtchen, neben der Behausung, kann nur für das Bedürfniß der Küche dienen; zur Zierde darin stehn doch aber zuweilen ein Paar gemeine Pappeln, von verkümmertem und verkrüppeltem Wachsthum. Man athmet in diesen Thälern bei 3000 Fuß über dem Meer erhaben. Oft sind sie tief verschneit, während man noch in den Rebländern längs den Ufern des Neuenburgersees Weinlese hält. Die Wohnungen sind in ihrem Bau gegen die Unbill der Witterung berechnet; aber sie verrathen im Aeußern, behaglichen Wohlstand; im Innern Sinn für geschmackvolle Veranmuthigung des Lebens. Selbst die Zimmer der Minderbemittelten glänzen von appenzellischer Reinlichkeit und Ordnung. Die Geräthschaften sind zierlich, zuweilen kunstvoll, oft prächtig. Nationaltracht des Landmanns, ist hier nicht, wie in den meisten andern Kantonen. Fast alles geht städtisch gekleidet und zeigt sich zuvorkommend, gefällig, mit städtischen Sitten. Man sucht die Rohheit des gemeinen Haufens in den Dörfern fast vergebens. Aber in vielen ländlichen Hütten findet man klassische Schriftsteller Frankreichs, auch Deutschlands, Erbauungsschriften, geographische und mathematische Werke, oder mehrere musikalische Instrumente zum geselligen Gebrauch. Die Winter dauern sieben Monden, und neben den stillen Freuden im Familienkreise, bei höchst einfacher Kost und Lebensweise, liebt man edlere Nahrung für Geist und Herz.

In den meisten Thälern der sogenannten Hirtenländer, wie in denen von Uri, Unterwalden, Schwyz, Wallis, Freiburg und dem bernischen Oberlande, herrscht, unter milderm Himmel, weit größere Fruchtbarkeit des Bodens; dennoch aber kein Wohlstand, keine Gewerbthätigkeit, keine Aufklärung und Volksbildung, wie hier. So leisten diese Hochthäler den Beweis, daß Armuth eines Landes weniger Folge von der Unfähigkeit des Erdbodens zum Anbau, als vom Anbau des Geistes seiner Bewohner ist, und daß Stief-

mütterlichkeit der Natur selten so verderblich, als die Stiefmütterlichkeit der Hierarchie oder Aristokratie wirke. Die Dörfer dieser Jurahöhen sind theils von Familien belebt, welche Alpenwirthschaft treiben, theils von Familien sinnreicher Künstler, Handwerker, Fabrikanten und Handelsleute, die in fremden Ländern Waarenniederlagen und Geschäftshäuser besitzen. Viele treiben im Sommer Landbau und Viehzucht; im Winter Uhrmacherei und Weberei von zarten Gespinnsten, Spitzen, Strümpfen u. s. w.

Diese rührige Gewerbsamkeit der hohen Juralande hat wahrlich, weder die Weisheit der Gesetzgebung, noch die Klugheit der Regierungen erzeugt. Gesetzgeber und Regenten leisten ihr Höchstes, wenn sie die Hindernisse des Guten nur selber nicht schaffen, sondern sie aus dem Wege zu räumen verstehn. Niemand weiß sich besser zu helfen, als Jeder sich selbst, wenn man ihm den Gedanken frei und die Hand ungebunden läßt. Dieses Glücks konnte sich wenigstens das Volk des neuenburgischen Hochlandes unter seinen entfernten Fürsten freun, welche der selbstsüchtigen Begehrlichkeit der Aristokratie entgegenwirkten.

Eines Tags, es war im Jahr 1680, kam ein Mann des Traversthals von langen Reisen in seinem kleinen Geburtsort La Sagne an. Er hatte aus England eine Taschenuhr mitgebracht. Das ganze Fürstenthum hatte dergleichen Wunderwerk nie gesehn; geschweige das Dorf. Man eilte viele Stunden Wegs weit herbei, das merkwürdige Ding anzustaunen. Aber leider, die Freude dauerte nicht lange; die Uhr war bald verdorben. Wer konnte das Zauberstück herstellen? Jeder bedauerte den Besitzer, den man vorher beneidet hatte. Da trat ein junger Mensch, Daniel Jean Richard, hervor und gab Trost, er wolle das künstliche Geschöpf wieder heilen. Der dieß verhieß, war selbst aus dem Dorfe. Man kannte seine Geschicklichkeit wohl zu allerlei Arbeit in Holz, Stein und Metall. Ja, ohne in seinem Leben eine Uhr gesehn zu haben, hatte er sich einen Stundenanzeiger erfunden. Freilich ein sehr ungeschlachter Mechanismus; ein hölzerner Kasten, ein Paar Walzen mit Stiften darin und Schnüren. Eine Schiefertafel war das Zifferblatt; ein Stück Eisen der Zeiger. Die Uhr aus England begriff er aber, so wie ihren Fehler, auf der Stelle. Um sie in Ordnung zu bringen, mußte er gehörige Werkzeuge dazu besitzen. Er erfand sie; hatte sie in Jahresfrist fertig; nach einigen Monaten ging die Uhr vollkommen. Jetzt versucht' er selber Uhrmacher zu werden. Er hörte, man zähne in Genf die Räderchen vermittelst einer einfachen Maschine. Er machte sich sogleich auf und dahin zum

Erfinder der Maschine. Der arme Richard! Er war vergebens gegangen; hatte nicht an Kunst- und Brodneid gedacht. Der Erfinder verheimlichte ihm das wichtige Arcanum. Er untersuchte das Zahnwerk der Uhren auf alle Weise, bis er den Mechanismus errieth, durch den es am leichtesten zu schaffen war. Er versuchte; es gelang. Er war Uhrmacher. Er unterrichtete seine fünf Söhne; er nahm andre junge Leute von La Sagne zu sich, die ihm Hülfe leisten mußten. Richard ward der Gründer des Wohlstandes in diesen Thälern, und des Anbaus der höchsten Gegenden derselben. Warlich, der Mann wäre des prächtigsten Denkmals werth! Doch er bedarf dessen nicht. Man muß denen nur Denkmale baun, die sonst vergessen werden würden; sie sind ein Ueberfluß für die, welche sich schon selbst in ihren Werken verewigt haben.

Der von ihm eingeführte Fabrikationszweig verbreitete sich schnell. Richard half nach allen Kräften dazu. Er ließ sich späterhin in Locle nieder. Als er im Jahr 1741 starb, war sein sinnreiches Gewerbe schon außerordentlich ausgedehnt. Jährlich werden bei 130,000 Taschenuhren und bei Tausend Pendeluhren ausgeführt, von verschiednem Preise; in verschiednem Geschmack gearbeitet; similorene, silberne, goldne. Silberne, starke, breite für die Landleute der Schweiz und Deutschlands; flache, zierlich geschnitzte für Frankreich und Italien; einfache, solide von Gold für die Kaufleute von Holland und England; andre, mit Perlen und Schmelzwerk geziert, für Madrid und Lissabon; andre, mit wunderlichen Arabesken und Schnörkeln für die Levante, von wannen sie ins tiefste Asien wandern. Der Mann kann im Winter bei der Arbeit in einem Tag auf acht Franken, der kleinste Lehrknabe wohl sechs Sous verdienen. Bei der höchst einfachen Lebensart des Künstlervolks kann der Landmann die Uhren wohlfeiler liefern, oder mehr daran gewinnen, als der Städter im aufwandreichern Genf.

Das weibliche Geschlecht beschäftigt sich mit Spitzenklöppeln. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfertigte man nur grobe Waaren dieser Art im Val Travers, und ließ sie in Frankreich durch Hausirer vertragen. In der Mitte desselben Jahrhunderts zählte man schon 3000, jetzt bei 8000 Spitzenklöpplerinnen jedes Alters. Man verfertigt die Elle zu 4 Sous bis auf 68 Franks. Man führt davon nach allen Weltgegenden aus. Man berechnet den Ertrag von diesem Luxusartikel jährlich auf 1,500,000 Fr. und den Gewinn der Arbeiter daran auf 800,000 Fr.

Sonst zählte das kleine Land sieben Indiennefabriken; jetzt nur sechs derselben; aber diese liefern weit mehr Waare, als sonst die sieben. Den ersten Versuch in dieser Fabrikation machte im Jahr 1730 ein Blaufärber im Val de Ruz. Man schlägt jetzt die Anzahl der jährlich verfertigten Stücke auf 120—130,000 an, jedes zu 16 Ellen, und den Taglohn der Arbeiter durchschnittlich auf 7 Sous. Wahrlich ein geringer Lohn! Und doch leben die Leute dabei ganz anständig, ohne Mangel.

Wie könnten die schweizerischen Fabriken überhaupt mit denen des Auslandes, selbst mit denen Englands, trotz allen verhängten schweren Gränzzöllen und Zollvereinen, concurriren, wenn der Taglohn theurer wäre; wenn hier nicht die Alles segnende Freiheit des Gewerbs und Verkehrs bestände; wenn hier nicht die Natur zum Betrieb der größten Maschinenwerke hülfreich ihre Wasserschätze in Fülle böte; wenn hier nicht die Kargheit des Bodens den menschlichen Geist zwänge, erfinderisch zu werden? Trotz der geringen Taglöhne, vernimmt man in der Schweiz nichts von jenen Zusammenrottungen, Ausschweifungen und Aufständen der Fabrikarbeiter, welche in den großen Gewerbsstädten Frankreichs, Englands und Deutschlands keine Seltenheiten sind. In der Schweiz wohnen die Arbeiter nicht in Städten massenweise beisammen, sondern zerstreut in benachbarten Dörfern und Weilern. Sie leben nicht blos von Beschäftigungen in den Fabriken; die Familien haben in den Dörfern Eigenthum, Haus, Wiese- und Ackerland, welches sie in Früh- und Spätstunden des Sommers anbaun. Der Gewerbsherr ist von ihnen eben so abhängig, als sie es von ihm seyn mögen. Beide stehn einander frei gegenüber. Die Fabriken selbst werden nicht blos in Städten aufgestellt, sondern in und neben Dorfschaften, wo ein Strom, ein Bach durch sein starkes Gefälle dazu einladet und Arbeiter um mäßigen Lohn zu haben sind.

Doch Uhren und Spitzenklöppeleien sind beiweitem nicht allein die Beschäftigungsarten des neuenburgischen Volks. Da ist noch eine Menge der Werkstätten zur Verfertigung von mechanischen Instrumenten, Schnallen, Knöpfen, Messern u. s. w. Mit gleichem Eifer und Glück wird Alpenwirthschaft, Viehhandel und Viehmästung betrieben, meistens mit besserm Geschick als in den sogenannten Hirtenländern. Die neuenburger Käse haben Ruhm und Güte der besten Greierzer Käse. Das Val de Ruz widmet sich besonders der Landwirthschaft. Vier bis fünftausend Morgen Reblandes in den untern Gegenden längs den Seeufern erzeugen bei

C. Frommel & H. Winkles sculp.

LES MOULINS SOUTERRAINS PRES DE LOCLE

DIE UNTERIRDISCHEN MÜHLEN BEI LOCLE

THE SUBTERRANEAN MILLS NEAR LOCLE

Carlsruhe im Kunst Verlag

drei Millionen Maas trefflichen Weins, von welchem jährlich für mehr als eine halbe Million Franken außer Landes verkauft wird.

Man fragt nun wohl: Was will dies Völkchen, um noch glücklicher zu seyn? — Ei nun, dies Völkchen hat, bei seiner Ausbildung, Ideen gewonnen; es fühlt sich; es will keine Aristokratie. Rede ihm die Ideen aus, wer kann.

---

### 3. Die unterirdischen Mühlen bei Locle.

Locle, wie das benachbarte La Chaux de Fonds, große Dörfer oder Flecken, oder wie man sie nennen will, tragen in Europa bekanntere Namen, und sind städtischer gebaut, als manche oder viele größere Städte Europens. Sie sind Zeugen dessen, was Geistesbildung, was Industrie im Volk vermag. Sie liegen da, in einem öden, steinigten, rauhem Jurathal; Chaudefonds 3070, Locle 2780 Fuß über dem Meere; jenes mit 6 — 7000 Seelen, dieses mit 5 — 6000 Menschen bevölkert, meistens Handwerkern, Künstlern, Fabrikanten, reichen Kaufleuten. Hier fehlt nichts, was zur Behaglichkeit des Lebens gehört: Privatbibliotheken, Concert, Schauspiel, selbst Freimaurerloge und manche andre schöne Stiftung. Die edelste Stiftung ist wohl die große Anstalt zur Erziehung armer oder verwahrloster Kinder des Landes. Ein Fräulein Calame gründete sie zu Locle; begann mit fünf Kindern. Unterstützt durch Wohlthätigkeitssinn der Mitbürger, ward die Zahl über hundert vermehrt. Ein junges Frauenzimmer zu Colombier, Namens Dupaquier, vergabte im Jahr 1829 allein an die Anstalt 50,000 Fr. — Im Jahr 1833 verzehrte eine furchtbare Feuersbrunst zu Locle bei vierzig Häuser; sie stiegen in kurzer Zeit wieder aus dem Boden hervor, schöner denn zuvor. Nachdenken, Kunstgeschick und Gemeingeist nehmen es kek mit allen Schrecken auf, welche die Natur dieser Hochgegend bereiten kann. Der kleine Bergstrom der Bieds, welcher alles Wasser des zwei Stunden langen Locle-Thals aufnimmt, drohte den ganzen Thalgrund in einen weiten Sumpf zu verwandeln. Man gab ihm einen gefahrlosen Ablauf, indem man unter der Erde einen 800 Schuh langen Kanal oder Stollen (in den Jahren 1802 — 1806) durch Felsen sprengte. Derselbe Fluß stürzt sich eine Viertelstunde von Locle in einen Abgrund von Felsen, zwischen denen er sich unterirdisch verliert. Er bildet drunten weit ausgewaschne Höhlen und Gewölbe, durch die

er niederfährt. Ein sinniger Mann von Locle ließ es nicht unbenutzt. Es fehlte noch der Gegend an Mahlmühlen. Jonas Sandoz baute, es mögen hundert Jahre seyn, vier Mühlen dahin, senkrecht eine über die andre. Man steigt bei zweihundert Schuh tief hinunter.

Es ist der Mühe werth, das Schauspiel des schauerlichen Wassergrabes zu genießen, welches sich der menschliche Kunstfleiß dienstbar zu machen wußte. Keinem ahnet die Größe und Furchtbarkeit des Schauspiels, wenn er sich durch die einförmige Landschaft dem Orte naht. Man erblickt Mühle und Wohnung des Müllers, durch einen Fahrweg von andern Gebäuden getrennt. Links und rechts ragen hohe nackte Felszinken empor, wie phantastische Thürme gestaltet, da und hier durchlöchert zum Herausschaun; zwischen beiden eine siebenhundert Schuh hohe Felsenbank, die bequem zu ersteigen ist. Man nennt sie Cul des Roches. Niemand betritt sie zum erstenmal, ohne droben von dem überraschendsten Anblick betroffen zu werden. Man sieht die Ebnen Frankreichs und weit in die Ferne hinaus. Zu Füßen strömt ruhig der Doubsfluß zwischen grünen Wiesen. Einzelne Häuser mit kleinen Gärten ruhn am Ufer; Heerdenvieh irrt einzeln durch die Flur.

Im Mühlgebäude selber führt, vom obern Mühlenwerk, eine in Fels gemeißelte Treppe, wie in einen Keller hinab. Aber der Keller erweitert sich. In der Finsterniß drunten arbeitet eine zweite, weit tiefer noch eine dritte, und noch tiefer eine vierte Mühle. Dasselbe Wasser, welches die obern Werke und Räder treibt, stürzt auf die untersten, wo dann ein Felsenrachen, den man, wie ähnliche andre, in der Landessprache Chaudière nennt, zuletzt alle Fluten verschluckt. Das Stampfen, Rollen und Lärmen der Mühlen in diesem Abgrund, über und unter uns, welche die vorhängenden Klippen zu zermalmen drohn; das Durcheinandersausen, Pfeifen und Donnern der herabfahrenden Wogen, die sich zwischen den finstern Labyrinthen des Gesteins tausendfach zerschlagen; der trübe Schimmer der Lampen, ihr unheimlicher Wiederglanz von den feuchten Umgebungen, durch welche schaumweis die hangenden Wellen wandeln und wo sich Alles, Flut und Fels, durcheinander zu bewegen scheint — es ist wie ein Vorhof der Hölle, worin, statt der Feuerflammen, tanzende Wassersäulen gaukeln und rauschen. Die Chaudière, oder der Kessel, in welchem sich das Wasser zu den unbekannten Eingeweiden der Erde verliert, liegt noch 30 Schuh unterhalb der tiefsten Mühle.

Aber das ist nicht das einzige Werk dieser Art im Lande. Fast

ein Aehnliches sieht man auch in der schönsten Gegend des Val Travers, und zwar bei Couvet, dem Stapelplatz und Hauptsitz des Spitzenhandels und der Spitzenfabrikation, einem Dorfe, welches mit seinen ansehnlichen Gebäuden eher einer Stadt gleicht. Da hängt zwischen senkrechten Felsen, in dunkler Kluft, durch die ein mächtiger Bach fällt, über dem schauerlichen Abgrund, eine Mahl- und Sägemühle, le moulin de la Roche geheißen. Unter ihren Bewegungen und Schlägen erdröhnen alle Felsen.

Ohnweit Lachauxdefonds verliert sich der Bach des Thales ebenfalls in Felsengrotten. Aber die Natur hatte da vergessen, sie für Anlegung von Räderwerken geräumig und bequem genug zu machen. Menschliche Kunst half nach. Ein Raum von mehr denn 12,000 Kubikfuß ward in die Kalkfelsen eingesprengt und ausgemeißelt, ungerechnet den, wo doppelte Räderwerke, Kufen, Mehlkasten ihren Platz haben. Vor dem Eingang der Höhle, und eins mit ihr, steht ein stattliches Gebäu aufgeführt. Das Wasser des Bachs, in einem eignen Teich gesammelt, wird, soviel als nöthig, zu den Rädern der Mühle geleitet, eh' es die Spalten des Gebirgs aufnehmen.

Westwärts im höchsten der Bergthäler von la Brevine liegt der kleine See von Etalières, bei 3000 Fuß über dem Meere. Auf der Mittagsseite seines Ufers ergießen sich seine Gewässer in zerklüftete Felsen, und treten, wie man vermuthet, oder erforscht haben will, in ziemlicher Entfernung von da, wieder bei dem Dorfe St. Sulpice im Val Travers, als Quelle der Reuse, wie ein gewaltiger Strom, hervor, welcher sogleich dem Gewerbsfleiß dienstbar gemacht wird. Aber auch jener Abfluß des Etalièresees in einsamer Gegend ist mit ungemeiner Sinnigkeit benutzt, sehenswürdige Mühlwerke über dem Absturz des Wassers zu baun. Es sind fünf derselben beisammen in den Bergschlund hineingestellt, der durch starke Gemäuer von Quadern in eben so viele Kammern abgetheilt ist. Zu jeder derselben wird das Wasser in gewölbten Kanälen geführt, mit Schleusen versehn. Wenn die Frühlingssonne den Schnee schmilzt, oder anhaltende Regengüsse das Thal überschwemmen, werden jene Kammern oft mit weit mehr Wasser angefüllt, als die Felsenrachen der Tiefe verschlucken mögen. Aber so wohlgeordnet, so stark ist der kühne Bau, daß er nichts fürchtet und nichts leidet.

Das ganze hiesige Gebirg ist voll ähnlicher Durchklüftungen, Schluchten und Höhlen. Seitwärts Les Verrieres, hart an der französischen Grenze, erhebt sich das Gebirg zur Côte aux Fées. Die Felsen sind hier überall voll weiter Grotten. Die größte der-

selben erstreckt sich durch den ganzen Berg, und wird von Säulen aus Tropfstein in drei Hallen getheilt, deren bedeutendste einige hundert Schuh entlang zu einer Oeffnung führt, die über einem Abgrund von 4 — 500 Fuß weithin das Thalgelände überschauen läßt. Die Höhle heißt Temple aux Fées. Wunderbar genug wäre sie für ein Feenwerk. Aber man thut wohl, den geisterartigen Zauberwesen nicht zu trauen, die darin nisten mögen. Man besucht ihren Tempel auch nur selten, in welchem der Neugierige durch herabstürzendes Gestein und auf schlüpfrigen Pfaden Gefahr läuft, von ihren Tücken zu leiden. — In vieler Hinsicht würde der Name eines „Feen-Tempels“ wohl jener majestätischen Höhle mehr anstehn, welche neben dem Quell der Orbe, ohnfern den neuenburgischen Gränzen, beim waadtländischen Thaldorf Valorbe, am Ausgang des Jourthals, zu sehn ist. Aber die Leute der Umgegend nennen sie nur schlechthin Feenhöhle, Cava di Faie. Und doch ist schon der Zugang so romantisch-wild, wenn gleich beschwerlich, wie nicht leicht zu irgend einem andern Feenneste der Schweiz. Hat man die letzte der menschlichen Wohnungen im Thal hinter sich gelassen, so verrammelt zuletzt ein riesiger, halbrunder Berg den Weg durchs Dickigt, wie ein altgothischer Thurm. Eine schwarze Krone von Tannen flicht sich um sein Haupt. Sein Fuß ruht über der gewaltigen Quelle der Orbe, die sogleich als Waldstrom hervorbricht, um Eisenwerke und Hammerschmieden zu treiben. Vermuthlich sind sie der Abfluß des Brenetsees im Jourthal, der etwa 700 Schuh darüber im Gebirg liegt, und sich in den Spalten eines Felsentrichters verliert, nachdem er über dem Schlunde noch die Sägemühlen von Bonport getrieben hat. Die 500 Schuh weite Felskammer der Cava di Faie ist ein furchtbares Trümmerwerk von stehenden und umgestürzten Säulen. Eine Felsenstiege führt zu einer Gallerie oder Emporkirche hinauf, von wo man das Chaos übersieht, und zugleich in der Höhe die kegelförmige Auswölbung eines mehrere hundert Schuh hohen Doms. An den Wänden zeigen sich seltsame Charaktere, wie Schriftzeichen. Es wär' ein Wunder, wenn der ländliche Aberglaube des Alterthums nicht diese Seltsamkeiten alle zu einer mährchenhaften Sage gebildet hätte. Ja, ein Pallast, ein Tempel der Feen war dieß unterirdische, riesenhafte Bauwerk. Von da aus besuchten die kleinen, niedlichen Berggöttinnen ihre Nachbarschaften, und brachten sie den Hütten der Sterblichen Rath und Trost, oft köstliche Geschenke. Aber ein junger, verwegner Hirt schlich ihnen einst nach; man weiß nicht, ob aus Neugier, oder von einem Liebesrausch verführt. Da fand er die

zarten, überirdischen Jungfraun alle schlafend. Der unbescheidne schlich mit der Fackel von einer zur andern suchend. Sein durch die Hallen tönender Fußtritt weckte aber die Schlummernden. Schaamvoll und zornig sprangen sie auf. Ein Wink; Alles war Finsterniß; der Tempel stürzte zusammen und die Feen entflohn, indem sie den jungen Waghals mit sich nahmen. Man hat ihn nie wieder gesehn; aber auch die zarten Oreaden verschwanden seitdem aus der ganzen Gegend.

Vielleicht die mächtigste aller Berghöhlen des Kantons Neuenburg mag die im Val Travers seyn; sie soll sich breit und hochgewölbt in einer Länge von 2 — 3000 Fuß durch den Berg strecken. Andere behaupten, wohl eine Stunde Wegs. Wer hat aber ihr Ende erblickt? Mondmilch und wundersam gestaltete Stalaktiten überkleiden ihr Inneres. Die Landschaft, beim Eingang, ist eine der reizendsten des Thals. In der Nähe ragen graue Thurmtrümmer einer Burg vom Hügel auf. Die Ruine ist unbekannter Abkunft. Dann stürzt neben der Höhle ein hoher Wasserfall, der „Sourdebach", aus dem Felsen hervor. Gegenüber liegt in der Ebne, von Fruchtfeldern umgrünt, die älteste Pfarrei des Thals, von Landleuten, Fabrikanten und Künstlern bewohnt, Motiers-Travers. Auch ist sie berühmt worden durch Jean Jacques Rousseau's Aufenthalt, als er, vor dem Zorn des Genfer Senats, von Ifferten hinweg, hieherfloh, wo er seine „Briefe vom Berge" schrieb. Der Philosoph, welcher das sonderbare Schicksal hatte, mit gleicher Wuth von Schauspielern, Opernsängerinnen, Bischöfen, Schriftstellern, republikanischen und monarchischen Obrigkeiten, protestantischen und katholischen Geistlichen, Tonsetzern und Schulmeistern verfolgt zu werden, verlebte im Dorfe Motiers einige glückliche Jahre. Theils die reine, gesunde Luft und die Anmuth der Umgebungen, theils die Nähe einer eisen- und schwefelhaltigen Heilquelle, locken noch heut in den Sommermonden Fremde her. Der gute Rousseau hatte, bei seiner Reizbarkeit, den kleinen Fehler, er konnte nicht schweigen, wenn man ihn, seiner Ueberzeugungen willen, mit einer Flut von Schmähschriften, Karrikaturen, geistlichen Bannflüchen, Epigrammen, Hirtenbriefen, obrigkeitlichen Landesverweisungen und Spottliedern überschüttete. Seine Briefe vom Berge versetzten aber den rechtgläubigen Kalvinismus der Genfer Pfarrer und, durch diesen, Rath und Bürgerschaft der Stadt in die zornigste Bewegung gegen ihn. Er glaubte sich freilich unter dem Schutz des preußischen Gouverneurs, des Marschalls Keith, wohlgeborgen; und um so mehr, da selbst dessen

großer König für ihn sprach. Allein damals, wie noch heut, konnten weder Marschälle noch Könige gegen rachsüchtige Wespenstiche des Fanatismus schützen. Die frommen Pfarrer zu Genf mahnten die fromme Geistlichkeit des neuenburgischen Landes zu kollegialischer Hülfe gegen den Ketzer auf. Nun träufelten von den Kanzeln Neuenburgs fortan nicht die liebreichsten Anspielungen auf den Freigeist von Genf, den gefährlichen Irrlehrer, Volksverführer und Antichrist. Das glaubige Landvolk des Val Travers fing an für das Heil seiner armen Seelen zu zittern, und betrachtete den verketzerten Mann, wie einen wahren Wehrwolf. Man begriff, er müsse Heide oder Türke, oder noch Aergeres seyn; denn das zeigte die orientalische Tracht, in welcher ihm hier zu wandeln gefiel. Man ließ es nicht an den schlimmsten Ehrentiteln für ihn fehlen, die man beim kirchlichen Gottesdienst mit aller Andacht gelernt hatte, und ihm nachrief. Bald erfand man noch kräftigere mit Drohungen begleitet. Zuletzt, nach einem lustigen Markttag des Dorfes, begrüßte man Nachts sein Haus mit einem Steinhagel. Das Geklirr der zerbrochnen Fensterscheiben weckte ihn und Alles, was im Hause war, aus dem Schlaf, unter andern auch die Magd eines alten Mannes. Diese rief den Kastellan; der Kastellan im Schlafrock die Dorfwacht. Die Nachtbuben verschwanden. Rousseau war gerettet; doch einen zweiten Besuch so stürmischer Art mochte er nicht abwarten. Er verließ das Thal.

Aber welche Verwandlungen des Volksgeistes haben seit siebenzig Jahren zu **Motiers** Alles geändert! — Man besitzt, man liest dort nun die Schriften des verfolgten Weltweisen. Kein geistlicher Zelot wagt sie mehr mit dem Bannfluch zu belegen. Man zeigt das Haus, welches er bewohnt hatte. Man bewahrt die von ihm bewohnt gewesenen Zimmer, wie ein Heiligthum, und tausend Namen derer, die das Heiligthum besuchten, bedecken die Wände. Man erstaunt nicht mehr über die Hochachtung, welche der Fürst von Neuenburg, König **Friedrich II.**, einem Manne bewies, der des Königs Geschenke ausschlug, und von welchem der Monarch sagte: „Wenn jemals dieser Mann eines Königes bedarf, wünsch' ich, daß er mir den Vorzug gebe."*)

Wenn man das vorige Jahrhundert mit dem gegenwärtigen vergleicht; an die Zeiten jenes großen **Friedrich** und seiner gekrönten Zeitgenossen denkt, eines **Joseph II.**, einer **Katharina** von Rußland, eines die Aristokratie Schwedens brechenden Gustav III.

---

*) Si jamais cet homme a besoin d'un roi, je souhaite, qu'il me donne la préference.

und andrer mehr; und dann wieder auf unser bewegtes Zeitalter, auf den wiederkehrenden Ultramontanismus und Mysticismus, auf die Wiedererbauung von Klöstern und Wiedererhebung der Jesuiten sieht, mögte man beinah auf den unbescheidnen Argwohn gerathen, als wären jene Regenten damals viel zu hochgebildet für ihre Völker gewesen, und heutiges Tages viele Völker zu ausgebildet für ihre Regierungen geworden.

# XX.

# Kanton Solothurn.

## 1. Die Stadt Solothurn.

Der Aarstrom, in seinem siebenzig Stunden langen Lauf fast immer wild und verheerend, schmiegt sich fromm und ruhig an die Mauern Solothurns, sobald er diese berührt. Der Calemburg des Franzosen: „C'est l'art (l'Aare) qui embellit la nature," paßt ganz eigentlich hieher. Denn die Landschaft, trotz dem nahen Waldgebirg des Jura, trotz Hügeln und fruchtbaren Thälern, gewährt beim ersten Anblick nichts Auszeichnendes, nichts Ueberraschendes. Sie gleicht einer der Schönen, die Anfangs nicht blenden, sondern erst bei näherer Bekanntschaft immer reizender erscheinen.

Selbst die Stadt, ungeachtet ihrer elf bis zwölf Kirchen (fast zu viel für eine Bevölkerung von etwa 4300 Seelen) bietet kein großartiges Bild. Vermummt in ihre Festungswälle, ist sie dahinter kaum halb sichtbar. Doch wird endlich Hand angelegt, ihr den so entbehrlichen, als ungesunden Mantel abzunehmen, der ihr vor ungefähr hundert Jahren, nicht zum Schutz gegen ausländische Eroberer, sondern gegen das eigne, unterthänige Volk, umgehangen worden war. Dies arme Volk, das noch bis zum Jahre 1785 guten Theils in der frei genannten Schweiz das Joch der Leibeigenschaft trug, es mußte damals selber frohnsweise zum Festungsbau helfen. Indessen waren ihm die Schanzen und Graben gar nicht so furchtbar, als man glauben sollte. Wollten die Bauern einmal, auch bei verschlossenen Thoren in die Stadt, so erlaubten sie sich das Vergnügen, Nachts über Wall und Mauer zu springen, wie weiland Bruder Remus

H. Winkles sc.

SOLOTHURN SOLEURE

Carlsruhe, im Kunst-Verlag

über Roms erste Ringmauer, und ihre gnädigen Herrn freundlich in den Betten zu überraschen.

Von innen ist die Stadt so gefällig, reinlich und heiter, wie irgend eine andre in der Schweiz. Die Straßen sind belebt, ganz besonders von Kirchgängern, Priestern und Mönchen. Man hält auf Frömmigkeit. Seit 1829 ist auch der Stuhl des alten Basler Bisthums dahin versetzt, den fünfzehn Domherrn umgeben. Der gegenwärtige Bischof, dessen gesammter Kirchsprengel ohngefähr 332,000 Seelen begreift, ist ein frommer, würdiger Mann; doch nicht mehr, wie in guter, alter Zeit, Fürst des heiligen römischen Reichs. Er muß sich mit einer Besoldung von 10,000 Fr. begnügen; Dispensengelder fließen ihm in dieser bösen Zeit nicht mehr in alter Fülle zu; so wie auch die übrigen Pfarrgeistlichen nicht ohne Grund über „Abnahme der Religion“ klagen, weil sich die Kirchenopfer der Gläubigen stets vermindern. Das St. Ursusmünster prangt als Domkirche. Man will diese für die schönste aller Kirchen der Schweiz halten. Sie wurde vor etwa sechzig Jahren gebaut, als die vormalige, siebenhundertjährige, aus Altersschwäche zusammengefallen war. Die weite, breite, hohe Treppe, welche zur Hauptpforte emporführt, deßgleichen der kühne Bau des Innern sind der Majestät eines Tempels allerdings würdig. Aber die einem zierlichen Schrank ähnliche Stirnseite des Gebäudes, im verblichenen Modegeschmack von Ludwig des Vierzehnten Zeitalter, kokettirt, meines Bedünkens, in steifer Ziererei, umsonst um Beifall reinern Kunstsinns.

Auch an stattlichen Privatwohnungen fehlts nicht. Es war im Städtchen ehemals ein gewisser, vornehmer Glanz, als noch der französische Ambassadeur darin Haus- und Hofhaltung führte; als die Patrizier ihren Namen mit Titeln aller Art, mit Ordensbändern ihre Knopflöcher verherrlichten, und ihre Söhne vom auswärtigen Söldnerdienst, Geld, Bänder und Titel heimbringen konnten. Die guten Tage sind leider vorüber. Sehr viele dieser Herrn hatten nichts oder nur wenig Besseres gelernt, als Regieren, was so schwer nicht war. Des müßigen und schimmernden Lebens gewohnt, schmolz das Vermögen; schon manche der altadeligen Prunkhäuser fielen in die Hände der Gläubiger, oder hablicher, arbeitsamer Bürger. So erlischt der Welt Herrlichkeit!

Auch an Alterthümern fehlts nicht für allfällige Liebhaber; nicht an denen aus den Tagen der Römer, selbst aus den Zeiten Abrahams, wenn man will. Aber lassen wir die Todten ruhen! Neben den Alterthümern gedeiht heutiges Tages besseres Leben in Wissen-

schaft, Kunst und Gewerben. Zwar hatte man vordem wohl auch Jesuitenschulen, Gymnasien, Lyceen; sogar, im hundertjährigen Staube, ehrwürdige Stifts- und Stadtbibliotheken, die aber gute Ruhe genossen; im Grunde nur Pennalismus und Wurmfraß. — Jetzt besucht und benutzt man mehrere öffentliche und besondere Bibliotheken voller Werke einer guten Auswahl. Jetzt bildet nicht mehr Mönchslatein Basis und Gipfel aller Gelahrtheit. Wie sehr auch die gute, alte Zeit, welche noch in Haarbeuteln, Zöpfen, Mänteln und Kutten ehrbar über die Straßen spaziert, sich gegen alle Neuerungen sträubt, wird dennoch auch Physik, Chemie, Mechanik, und was zur Bildung des Geistes, zur Veredlung des Lebens gereicht, gelehrt und gepredigt.

Unter Solothurns öffentlichen Sammlungen, — alle ganz neuen Entstehns, physikalisches Kabinet und botanischer Garten im Beginnen, — verdient unstreitig das Naturalienkabinet, nicht für Solothurn, sondern für die ganze Schweiz und selbst für Europa im Vorderrang zu stehn. Es ist zum Wallfahrtsort der Geognosten geworden; die Schöpfung des ausgezeichnetsten unsrer heutigen Alpenwandrer, des Prof. Hugi. Es enthält neben vielen andern Köstlichkeiten die fast vollständige Sammlung aller Petrefakten des Jura, der an ihnen, besonders auch in der Umgegend Solothurns, reich ist. Beklagenswerth bleibt, daß durch Unwissenheit der Vorzeit manch seltner Fund verloren ging. Im Jahr 1684 hatte man nahe bei der Stadt das vollständige Gerippe eines Elephanten ausgegraben. Die Rathsherrn aber riethen umher, was mit dieser Curiosität aus den Tagen der Sündfluth anzustellen sey? Sie beschlossen endlich, die Seltenheit zu vertheilen und schickten jedem ihrer Kollegen einen Knochen. Nur Einer der Patrizier war genialisch genug, Nutzen höherer Art davon zu ziehn. Er übersandte den seinigen einem Drechsler, mit Befehl, für seine Beinkleider vorsündflutliche Hosenknöpfe daraus zu verfertigen. Aber leider! leider erzeigten sie sich auf der Drechslerbank diesem edeln Zweck schon zu morsch und mürbe.

Durch unerschrockene Thätigkeit geistvoller, wissenschaftlich gebildeter Männer des Landes ist in neuerer Zeit die alte Unwissenheit mit vielem Glück auch in diesen Gegenden bekämpft; und, besonders seit dem Jahre 1831, nicht nur das höhere, sondern auch das Volksschulwesen beträchtlich verbessert worden. Ich sage, mit unerschrockner Thätigkeit. Denn, wahrlich, gehört nicht ganz gemeine Gabe beharrlichen Muthes dazu, Licht in ein Land zu bringen, wo fast jeder Patrizier des Hauptstädtchens, fast jeder

Priester, ja fast jeder Bauer seinen Scheffel bereit hält, das Licht darunter zu begraben. Freilich so arg wagte es ein wohlweiser Rath von Solothurn in den letzten Jahrzehnten nicht mehr zu treiben, wie am Ende des sechzehnten Jahrhunderts, wo er verordnete: „Es sollent die Schulmeister niemands zwingen in die Schul z'gahn; aber wer gahn will, mag's thun!“ — oder wie in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als die gnädigen Herrn anordneten: „Es ist den Bauern anheimgestellt, Schulmeister zu haben, allein M. G. Herrn (meine gnädigen Herrn) werden nit mehr dazu contribuiren.“ Doch sah es noch, auch bis zum Anfang des jetzigen Jahrhunderts, mit dem öffentlichen Unterricht übel bestellt aus. Man fand noch bei hundert kleine Kinder in ein dunstiges Stübchen zusammengeschichtet, 5 — 6 Jahre gequält, um lesen zu lernen. Männer patrizischen Geblüts, wie ein Ignaz Glutz, der Stifter des Solothurner Waisenhauses, welcher eine Bildungsanstalt für Schullehrer gründete, oder wie ein Urs Besenval, Landvogt zu Falkenstein, der selber auf seinem Schlosse Schule hielt mit Bauerknaben, gehörten zu glorreichen Seltenheiten. Erst mit der Freiheit unter der napoleonschen Vermittlungsurkunde erwachte besseres Streben, welches die im Jahr 1814 verjüngte Aristokratie nicht wieder tödten konnte. Aber seit dem Reformenjahr 1831 steht der Kanton Solothurn in Bezug auf öffentlichen Unterricht alles Volks fast so trefflich organisirt da, als irgend ein andrer. Die Lehrer empfangen tauglichere Bildung, reichern Gehalt; bei 7000 Kinder Winters und Sommers in 130 Primarschulen Unterricht, ungerechnet Secundarschulen und höhern Lehranstalten. Fast alle Gemeinden besitzen schon eigne Schulgebäude, meistens neuaufgeführte; dazu einen Schulfond in jeder einzelnen, der wenigstens 5000 Fr. betragen muß.

Doch, wie gesagt, es kostete Kampf. Ein Theil des katholischen Clerus eiferte, unterstützt von der beseitigten Aristokratie, heimlich und öffentlich gegen Volksbildung, und aus sehr wichtigen Gründen. Die patrizische Weltlichkeit erblickte in ihr den Quell aller Revolutionsgefahren, die hierarchische Geistlichkeit den Quell aller Religionsgefahren.

Der ganze Kanton ist katholisch, mit Ausnahme eines einzigen Amtsbezirks. Wenig fehlte, das ganze Land wäre zur Zeit der Kirchentrennung eben so gut protestantisch geworden, oder vielmehr geblieben; denn es war's schon guten Theils. Doch besann sich die Regierung noch zu guter Zeit eines Bessern und befahl, man soll es beim alten Glauben bewenden lassen. So geschah auch. Nur

in der Hauptstadt kam es beinah zum Blutvergießen. Die reformirte Parthei wankte nicht; die katholische Parthei ward wider sie aufgeregt. Als einst (1533) die Häupter von jener zur Berathschlagung versammelt waren, zog der empörte Schwarm der Altgläubigen mit geladener Kanone gegen das Haus, dasselbe über den Häuptern der Ketzer zu zertrümmern. Die Lunte näherte sich dem Pulver. Da schritt eine ehrwürdige Gestalt durch den wilden Haufen, warf sich vor die Mündung des mörderischen Geschosses und rief: „Soll Bürgerblut fließen, so fließe denn mein Blut zuvor!“ — Es war der Schultheiß von Solothurn selber, Niklaus Wengi, der edelste Heros, den die Geschichte Solothurns kennt. Er beschwichtigte den Volkssturm. Es gereicht seinen Nachkommen zum Ruhm, daß sie heut noch sein Gedächtniß feiern, und in einen Granitfelsen seinen Namen und seiner That Andenken, eingruben.

Wie klein auch die Zahl herrschlustiger Priesterlinge neben würdigern Geistlichen, in diesem Ländchen ist, und wie unbedeutend ihre Talente seyn mögen, konnten sie sich doch immer für ihre Zwecke wichtig genug machen. Sie erhielten noch zu unsrer Zeit an der Unwissenheit des Volks, am Verdruß der zur Seite geschobnen Aristokratie und an den Intressen der päbstlichen Nuntiatur, treue Bundesgenossen. Sie stifteten, wie in andern Schweizergegenden, unter den starkgläubigen Landleuten sogenannte „katholische Vereine,“ zum Schutz der Religion geworben, um in Wahlversammlungen des Volks nur rechtgläubige Katholiken, die niemand besser, als der Geistliche bezeichnen konnte, in die Landesbehörden zu wählen. Sie vertheilten ihre Zeitungen, Traktätlein und Flugschriften, auf Kosten der Vereine oder der Klöster, in Menge gedruckt. Kirchlichen Aberglauben noch besser aufzuregen, oder zu nähren, oder auszubeuten, verkauften sie gesegnete Rechenpfennige, mit Gepräge des wunderthätigen Bildes der Gottesmutter, aus deren Händen Strahlen fuhren. Umsonst wehrte der ehrwürdige Bischof von Basel. Sie verschrieen selbst ihn bei Nuntius und Pabst, nicht ganz ohne Erfolg. Doch alle diese Umtriebe erschwerten nur, aber überwältigten nicht die allmählige Einführung des Bessern.

Bis jetzt hat die Priesterparthei, im Kampf gegen Volksbildung und Vernunft, besonders an der Benediktinerabtei Mariastein noch gute Stütze gehabt; aber auch diese Stütze fängt an brüchig zu werden. Mariastein, an der Nordgränze des Kantons, über einem Abgrund auf jähem Felsen romantisch gelegen, ist

nächst Maria-Einsiedeln, der bedeutendste Wallfahrtsort der Gläubigen im Schweizerlande. Ein fast zweihundert Fuß langer Felsengang führt den Pilger auf einer mehr denn sechzig Tritte tiefen Stege, aus der Kirche des Klosters, zu einer unterirdischen Grotte, worin das hellbeleuchtete, wunderwirkende Liebfrauenbild glänzt. Sonst strömten jährlich wohl 50 — 60,000 Wallfahrer zu der geheimniß- und gnadenreichen Höhle; aber die leidige Aufklärung hat deren Schaaren auch hier sehr verringert. Die meisten Pilger kommen nur aus dem Elsaß und Schwabenlande. Bald wird das mächtige Wirthshaus des Klosters, welches einst für die Gäste oft zu eng ward, obgleich es der Fenster so viel, als das Jahr Tage zählt, zu groß und weit werden.

---

Solothurn ist eine von den kleinern Republiken der Eidsgenossenschaft. Das Land, mit kaum 60,000 Einwohnern auf wenig mehr, denn vierzehn Geviertmeilen, ist fast überall nur Gränzland; an Gestalt einer jener Mollusken ähnlich, die im Meere ihre wellenförmigen Arme nach allen Seiten ausfahren lassen. Doch das Leben auch kleiner Freistaaten kann für die Menschheit jedes Zeitalters Intresse führen. Es wird nicht durch Landesumfang und Volkszahl großartig, sondern durch Geistes- und Charaktergröße der Bürger. Die altgriechischen Republiken und die italienischen des Mittelalters waren ebenfalls klein. Die Geschichte Solothurns aber trägt für die Welt kein solches Gepräge. Ihre glänzendsten Züge sind jene That des greisen Schultheißen Wengi, und früher, der Edelmuth der durch den österreichischen Herzog Leopold (im Jahr 1318) belagerten Stadt. Die vom Herzog damals über den Aarstrom geschlagene Brücke war unter der Last hinüberziehender Truppen gebrochen. Die Solothurner retteten ihre Feinde aus den Fluthen und sandten sie unversehrt deren Herrn zurück. In den übrigen Händeln und Schicksalen der Eidsgenossen, hing sich Solothurn späterhin gewöhnlich an Bern; es folgte dessen Richtungen, wie ein kleines Boot am Seil des größern Schiffes. Fehden und Kriege für eigne Rechnung wurden selten, oder dann nur für Nichtswürdigkeiten geführt. Die Basler hatten einmal (im Jahr 1531) als Wahrzeichen ihrer hohen Gerichtsbarkeit, beim Solothurner Dorf Gempen, einen Galgen gebaut. Da zogen Schultheiß und Rath der Republik mit Mann und Roß ins Feld gegen Basel für Recht und Ehre. Aber die

Eidsgenossen schlichteten den Galgenhandel in Minne so schnell, daß von Seiten beider Kriegsmächte, in dem sogenannten „Galgenkriege“, kein Tropfen Bluts vergeudet wurde, wie ganz billig war.

Zuletzt verschrumpfte das kleine Staatsleben in lächerliche Spießbürgerei. Hierarchie und Oligarchie, mit einander gefällig und gesellig, freuten sich, auf Kosten des arbeitsamen Volkes bequem zu leben und breit zu thun. Doch waren sie dabei gar gutmüthig und biederherzig. Die altbürgerlichen Familien (am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts noch etwa ihrer achtzig) standen oben an, spielten Patrizierrollen. Die meisten und einträglichsten Aemter wurden nur der vornehmern Hälfte derselben vertheilt. Pensionen und Gnadengelder fremder Fürsten, Lohndienste in ausländischen Kriegen, fette Landvogteien und geistliche Pfründen waren Nahrungsquellen für Alle. Pfarreien konnten im achtzehnten Jahrhundert nur noch gemeine Stadtbürger erhalten; Chorherrnstellen nur Patrizier. Das ward Regel. Es geschah, daß ein patrizisches Knäblein schon in den Windeln zum Chorherrn gewählt wurde; kein größeres Uebel, als daß Papst Leo X. schon im vierzehnten Jahr Kardinal ward. Man muß sich also nicht wundern, daß nach der, im Jahr 1815 erneuerten, Aristokratie ein Patrizier mit Erstaunen und Grausen vernahm, man habe zum Bischof in Solothurn (1829) einen Professor Salzmann von Luzern gewählt. „Mais!“ rief er: „Mais ce Salzmann là, n'est il pas seulement d'une *famille bourgeoise?*“ Das hat sich seit der Verfassungsreform (1830) freilich geändert. Sogar eine protestantische Kirche steht nun (seit 1835) im gutkatholischen Städtchen. Unter den geringsten Stadtbürgern reiheten sich vormals, als tiefere Menschenklasse die übrigen mehr oder minder freien, oder vielmehr nur berechtsamten, Einwohner des Kantons an, und weit unter diesen wieder die leibeignen Bauern.

Die französische Gesandtschaft, so lange sie in Solothurn wohnte, und die aus französischem Kriegsdienste zurückgekehrten Patriziersöhne, verschönerten in jenen gepriesenen Tagen die altrohe Schweizergesittung mit Pariser Schminke. Jesuiten sorgten, nach ihrer Weise, für den nothdürftigen Vorrath von Gelahrtheit. Man ging dabei jeden Tag fleißig zur Kirche und freute sich draußen, so gut man konnte des Lebens, bei Festen, Liebschaften und Schauspielen.

In der katholischen Schweiz hatte von jeher das Volk besondre Vorliebe für Schauspiele. Es hätte in der reformirten Schweiz wohl auch nicht daran gefehlt, wäre nicht vom strengen Puritanis-

mus der Jünger Zwingli's und Calvins großes Aergerniß daran genommen worden. Heutiges Tages führen in reformirten, wie in katholischen Dörfern die Landleute, oft unter freiem Himmel, Schauspiele auf, meistens vaterländische Stücke, auch Arbeiten der besten Dichter Deutschlands. Ehmals erlaubte man Bauern, besonders in katholischen Gegenden, nur geistliche Possenspiele, Kreuzigungen Christi, keusche Susanna's und andre Darstellungen aus der biblischen Geschichte, zur Beförderung, wenn auch nicht der guten Sitten, doch der heiligen Religion. Von theatralischer Darstellung der Thaten schweizerischer Freiheitshelden dürfte nicht leicht Rede seyn; die Bauern hätten ja auf die ärgsten Gedanken verfallen können.

Das älteste bekannte Schauspiel, in der Hauptstadt Solothurn selbst, war ebenfalls geistlicher Natur. Im Jahr 1453 strömten die Freunde Thaliens dazu aus Nähen und Fernen herbei. Als „das Spiel von Gnaden Gottes glücklich abgegangen war," that sich die Magnificenz der Regierung außerordentlicher Weise kund. Sie gab nämlich jedem der fremden Spielleute aus der Eidsgenossenschaft ein Paar neue Hosen. — Im Jahr 1598 wurde die „Belagerung von Troja" aufgeführt. In dieser erschrecklichen Tragödia traten über hundert Personen auf, so daß dazu ein guter Theil der ehrsamen Bürgerschaft verwendet werden mußte; sogar die Rathsherrn wurden in Requisition gesetzt. Es versteht sich, die Rathsherrn spielten die ersten Helden- und Liebhaberrollen, schon von Amts- und Geburtswegen. Späterhin machten sie sich nicht mehr so gemein, gleich dem Kaiser Nero, auf der Bühne dem Volk zur Schau zu dienen. Sie erwiesen nur die „Honneurs" im Namen des Staates. Als im Jahr 1617 die Historie vom „blinden Tobias" aufgeführt ward, wiesen die vornehmsten Rathsherrn fremden Gästen, nach Rang und Würden, die Ehrenplätze an; schnitten ihnen sodann beim Gastmahl die Speisen vor, und ermahnten sie mit zierlicher Höflichkeit, sich fleißig daran zu halten und die Becher zu leeren. Das Landvolk indessen, streng zur Entrichtung von Steuern, Abgaben, Bodenzinsen, Zehnten, Schanzgeldern u. s. w. gehalten, blieb fromm, unwissend und arm, wie fruchtbar und reich auch der Boden war den er anbaute. Erst in neuern Zeiten hebt sich die Landwirthschaft. Es befinden sich 116,933 Grundstücke des Landes unter 18,651 Grundeigenthümer vertheilt. Der Kanton Solothurn ist einer der wenigen, oder vielleicht der einzige, welcher nicht nur Getraide genug für seine Bewohner gewinnen, sondern auch davon ausführen kann.

Nur sind die ebnern Gegenden längs der Aare, von Solothurn bis zu den Grenzen des Bernerlandes, häufigen Ueberschwemmungen durch den Strom preisgegeben, zum Theil bedroht, in ödes Sumpfland verwandelt zu werden, wie es schon ein weitläuftiger Landstrich in den Kantonen Waadt, Freiburg, Bern und Neuenburg geworden ist. Man hat in jüngster Zeit, zur Entsumpfung und Rettung dieser Gegenden viele Vorarbeiten und Entwürfe gemacht. Aber noch blieb es bei Entwürfen. Es ist der Mühe nicht unwerth, auf diesen unglücklichen Theil der Schweiz unsern Nebenblick zu richten.

---

Eine weite Fläche in der westlichen Schweiz dehnt sich zwischen den eben genannten Kantonen, Solothurn mit eingeschlossen, nach allen Richtungen aus. Man pflegt sie gemeinlich das Seeland zu nennen. Sie begreift einen Flächenraum von ungefähr 36 Geviertstunden, in einer Länge von 15 — 20 Wegstunden. Nicht unwahrscheinlich mag hier in Urzeiten der größte aller schweizerischen Landseen vorhanden gewesen seyn. Die drei heutigen Seen von Neuenburg, Biel und Murten mögen, als dessen Ueberbleibsel angesehn werden. Die Aare rinnt schwer und langsam durch dieses halböde Gelände; von Yverdon bis Solothurn hat sie kaum einen Fall von 25 Fuß. Rings Sumpf, Moor und Riedland. Wald- und Bergströme stürzen gegen dies breite Becken, den Seen, oder der Aare zu, und erhöhen mit Steingeschieben das Bett der Gewässer. Wenn, bei plötzlichem Schmelzen des Schnee's oder anhaltendem Regen, in den Gebirgen Quellen und Flüsse mächtiger auflaufen, stellen sie, in allgemeiner Ueberschwemmung, noch immer die Gestalt des ungeheuren Ursee's her. Dann ragt das Städtlein Nidau aus den Fluthen, wie eine Insel; dann sieht man zuweilen den Aarstrom über seinen niedrigsten Stand bei zwei und zwanzig Fuß hoch aufgeschwollen. Da weicht die Stärke aller Uferdämme. Fruchtfelder werden mit Schutt, Schlamm und Sand überzogen; Dörfer voll zusammengeschwemmten Unflaths. Im Durchschnitt wiederholt sich das entsetzliche Schauspiel von zwei zu drei Jahren.

Das feuchte, vermoorende Erdreich, das stille, faulige Wasser in so ausgedehnten Strecken, füllt die darüber schwebende Athmosphäre unaufhörlich und im Uebermaaß mit Dünsten und Nebeln, welche, in sich gährend, die Sommergewitter und Hagelwetter hier und über die Nachbarschaft vervielfältigen. Eben diese ewigen

Verdünstungen erzeugen fortwährende Verminderung der Luftwärme. Jene wolkenförmige Nebel, welche in jedem Frühling, in jedem Herbste, Monate lang, Morgens und Abends die Gegend verschleiern, und nur die heißern Strahlen der Mittagssonne plötzlich durchbrechen lassen, verursachen häufige Früh- und Spätfröste, die den Erndten des Landmanns so verderblich sind. Aber sie tragen auch, durch Verpestung des Dunstkreises, dazu noch die Schuld von vielen Krankheiten der Menschen. Aerzte wollen Erfahrung gemacht haben, daß die ehemals hier herrschenden Wechselfieber, seit dem häufigern Gebrauch des Kaffees, fast ganz verschwunden, dagegen aber gallicht-nervöse Fieber gemeiner geworden sind, und daß sie jedesmal, nach feuchtem Sommer, und nach jeder Ueberschwemmung in wärmerer Jahrzeit, regelmäßig und verheerend zu erscheinen pflegen. Gleiches Erkranken befällt nach Ueberschwemmungen auch das Vieh, sey es in Folge der vergifteten Luft, oder des Genusses ungesunder Sumpfkräuter. Immer wiederkehrende Seuchen des Hornviehs, der Schafe und Ziegen raffen den Wohlstand der Landleute hinweg oder erschüttern ihn doch.

Dies Elend alles besteht schon seit Jahrhunderten; und man endet es nicht. Es könnten 60 — 65,000 Juchart Landes (oder Morgen zu 40,000 Geviertschuh) den Ueberschwemmungen und Vermoorungen entrissen werden; man läßt aber diese Landstrecken, zum Schaden der Menschen, des Vieh's, selbst der Staatseinkünfte, versauren und verderben! Die gesammte Seelands-Gegend ist schon aufs genaueste nivellirt und vermessen; Grund und Art des Bodens ist sorgfältig untersucht. Sachverständige Männer, Techniker, wie Tulla und Joh. Lelewel (ehemaliger Oberstl. des polnischen Geniecorps) haben Risse und Pläne zur Entsumpfung des Landes durch Anlegung schiffbarer Kanäle, durch Tieferlegung der Seen, durch Correctionen des Aare-Laufs, durch verbesserte Ausmündung des Emme-Stromes in die Aare, entworfen. Man hat die Dauer der Arbeiten, bis zur gänzlichen Vollendung, auf neun Jahre, und die Kosten dafür auf zwei bis drei Millionen Franken berechnet. — „Was hindert die Ausführung des Werks?“ wird Jedermann fragen, der die Schweiz nicht kennt. Wahrlich, die zwei oder drei Millionen Franken würden ohne Verzug, wie einst bei Trockenlegung der Linthsümpfe, durch freiwillige Beiträge der Nation und durch Aktien herbeigeschafft seyn. Aber die Allmacht der Gewohnheit, die Allmacht des Vorurtheils oder Eigennutzes vieler Gemeinden jener mitleidswürdigen Gegenden selber stämmt sich entgegen. Einer moralischen Versumpftheit des Volks abzu-

helfen, ist schwieriger, als jeder physischen das Ende zu machen. Gewaltiger noch sträubt sich auch die kurzsüchtige Eifersüchtelei der verschiednen Kantonalregierungen, ihr Besorgniß dagegen, sie möchten zuletzt (und jede fürchtet es von sich), den größern, vorher nicht berechneten Nachtheil empfangen, alle übrigen aber den Vortheil erndten. So fürchtet Solothurn z. B., in dessen Gebiet gegenwärtig nur 5000 Jucharte Landes den Ueberschwemmungen preisgegeben liegen, vom verstärktern, reissendern Laufe des Aarestroms Gefahr für seine Brücken über denselben und Ueberschwemmungen der flachern Gegenden von Olten.

Auch dieser Zug in der Physiognomie der schweizerischen Eidsgenossenschaft dient zur Charakteristik derselben.

---

## 2. St. Verena.

Ganz in der Nähe Solothurns, zwischen der Stadt und dem waldreichen Kalkgebirge des Jura, ruhen in einem beträchtlichen Umfang, wunderbar zusammengewürfelt, Granit- und Gneisblöcke in ungeheuren Massen beisammen. Ein Bach erzwingt sich in ihrer Mitte, bald freundlich, bald schäumend, Durchgang. Tannen, Buchen, Ahornen und andres mannigfaltiges Gebüsch, in malerischer Wildheit umschattet sie. Ein anmuthvoller Weg zieht durch die grünen Dämmerungen um die Felsen vielgewunden. Zuweilen erblickt man in einem Granitblock den Namen solothurnischer Bürger eingemeißelt, die unvergänglichen Andenkens würdig sind. Hier, doch erst seit 1813, der Name des Nikolaus Wengi, der seinen protestantischen Mitbürgern Glauben und Leben gegen den Anfall des blutdürstigen Fanatismus gerettet hat; dort der Name des Jünglings, welcher, ein glücklicher Fortsetzer vom Hauptwerk des Johannes Müller, die Geschichten der Eidsgenossen mit Wahrheitsstrenge eines Greisen schrieb, der Name des edeln Robert Glutz. Eine lichtscheue Aristokratie und Hierarchie vom Jahre 1815 gestattete ihm nicht, der eignen Heimath so wohlthuend zu seyn, als er vergeblich wünschte; daher verließ er das Vaterland und starb auf fremder Erde (in München 1818). Diesem Jüngling dankte Solothurn die Gründung seiner literarischen Gesellschaft, die Nutzbarmachung seiner Stadtbibliothek, die Saat seiner Schulverbesserungen, welche nun erst Frucht trägt.

Winkles sculp.

EINSIEDELEI ZUR HEILIGEN VERENA BEI SOLOTHURN.

HERMITAGE OF ST. VERENA
NEAR SOLEURE.

L'ERMITAGE DE ST. VERENE
PRÈS DE SOLEURE.

Carlsruhe, im Kunst Verlag W. Creuzbauer.

Nicht königlicher Aufwand, nicht die Einbildungskraft des besten Gartenkünstlers könnte ein schöneres Felsenlabyrinth, als dieses, erbauen. Auch wallfahren alljährlich zahllos die Reisenden dahin, um die Kunst der Natur zu bewundern, welche, wir wissen nicht, durch welchen Zauber, vielleicht vermittelst schwimmender Gletscher-Platten auf dem Urmeere, die Granit- und Gneis-Massen hieher führte, die sie von den Gipfeln der Alpen, von Viescher- und Aarhörnern, losriß. Unversehrt, mit ihren Ecken, Kanten und Flächen, wie diese Massen einst über den Wolken des Himmels am Gebirg hingen, ruhn sie da. Und wo die fremden Kolosse einen breitern, geebneten Raum zwischen sich lassen, erscheint die Einsiedelei der heiligen Verena, eines schönen Mädchens, welches, der Legende zufolge, mit den Kriegesmännern der thebäischen Legion, ohne Gefahr für seine jungfräuliche Tugend, in der Welt umhergezogen ist. In einer der Felshöhlen hier, man weiß nicht warum, siedelte sie sich da eine Zeit lang an. Die heil. Magdalene, mit ihren Goldlocken, hatte mehr geliebt, als sie; dennoch ruht auch diese reizende Büßerin in einer der benachbarten Grotten lebensgroß, doch nur aus Stein gehauen. Jedesmal an ihrem Namensfeste, zur heitern Nelkenzeit, wird die liebenswürdige Sünderin vorzugsweise von den Händen der schönen Solothurnerinnen mit Blumen andächtig bekränzt und bestreut.

In dieser wunderbar lieblichen Felsen-Einsiedelei wähnt man sich wie auf einem Theater, in optischer Täuschung. Links am Fels das Kirchlein der heil. Verena, mit dem Thürmlein. Eine Steinbrücke führt über den schmalen Bach zur Vorhalle, nach welcher einige Stufen im Felsen emporleiten. Rechts wieder, in geräumiger Grotte, ein andres Kirchlein. Dann die Hütte eines Klausners oder Waldbruders, der die Heiligthümer des Ortes hüten muß. Ich will gar nicht das Innere der Kirchen oder Kapellen, nicht die ausgeschmückten Höhlen dahinter beschreiben; noch weniger das geschmacklose Bilderwerk, welches hier die wunderbaren Schöpfungen der Meisterin Natur vollkommen verunstaltet. Der Anblick thönerner, ungeschlachter und mit Oelfarben grell und bunt angestrichner Figuren, rings an den Granitmauern, hier die schlafenden Jünger, dort ein knieender Jesus am Oelberg mit dem Engel über ihm, dort der rothbärtige Verräther, hier sogar die Stadt Jerusalem, mag vielleicht auf Erhöhung der Andacht, im Mönchsstyl, berechnet seyn, aber stört alle Andacht, zu welcher die großartige Natur das Gemüth ruft. Gern wend' ich das Auge von der kindisch-frommen Spielerei ab, welche das prächtige Schauspiel zum Nürnberger

Tand herabwürdigt, und wende mich einem Felsenwinkel zu, der mir theuer ist; der dieser schwermüthig-schönen Einsamkeit Würdiges zeigt. — Es ist ein Grab!

Es ist das Grab zweier lieblichen Kinder, umfangen von einem Gärtchen, mit Rosen und Veilchen bepflanzt, unweit der hölzernen Hütte des Klausners. Ihr Vater, ein edler Mann von Solothurn, wählte diesen wunderschönen Platz zur Ruhestätte seiner Lieblinge. Es war der Oberst Franz Voitel, mein Freund, der, dieser Freundschaft willen, unglücklich, — dieser Freundschaft willen sogar Galeerensclave ward. So schwer wird wohl selten der Bund männlicher Herzen abgebüßt. Voitel trat jung in das Schweizerregiment Wimpfen, welches in spanischen Diensten stand. Reich an Bildung und Kenntniß, voll gemeinnütziger Thätigkeit, ein begeisterter Jünger Pestalozzi's, weihte er in Taragona seine Mußestunden der geistigen und sittlichen Veredlung seiner Soldaten. Er ertheilte ihnen Unterricht nach pestalozzischer Methode. Don Godoi, der Friedensfürst, vernahm davon, rief ihn nach Madrid; sah den Offizier, als Schulmeister unter seinen Soldaten, und zog ihn hervor, ihm in diesem Felde größern und bequemern Spielraum zu schaffen. Er sollte die pestalozzische Lehrweise in Spanien einführen. Voitel verlebte in diesem Wirkungskreise glückliche Tage, begünstigt und unterstützt durch den gelehrten Juan Andujar, Don Franc. Zea-Bermudez und Don Franc. Amoros. Es war im Jahr 1806. Mehr denn hundert Schüler, meistens Offizierssöhne, umringten ihn. Er wählte sich Gehülfen. Ein wissenschaftlichgebildeter junger Soldat seines Regiments, aus Baiern gebürtig, ward bald der vorzüglichste unter denselben. Es war dies der gelehrte Joh. Andr. Schmeller, jetzt Bibliothekar des königlichen Bücherschatzes in München und Mitglied dortiger Akademie.

Doch zubald unterbrach die Entzweiung des königlichen Hauses von Spanien, der Tag von Bayonne, der Aufstand des spanischen Volks gegen die Franzosen und König Joseph, das wohlthätig begonnene Werk. Voitel mußte seine zahlreichen Jünger verlassen, mit Oberstlieutenantsrang zu seinem Regiment zurückgehen, die Waffen ergreifen und für die Unabhängigkeit Spaniens kämpfen. Der Weg über manches Schlachtfeld führte ihn zuletzt in Kriegsgefangenschaft. Er ward erst nach Vertreibung der Franzosen davon erlöst und trat dann wieder in sein Regiment ein. Mit einer liebenswürdigen Mallorkinerin vermählt, lebte er zu Barcelona und Matara von neuem glückliche Tage, im Umgang mit den gebildetsten Männern, im Genuß hoher Achtung. Auf sein Ansuchen,

als im Jahr 1820 Quiroga's und Riego's Aufstand Spanien von Neuem erschütterte, nahm ich den jungen Sohn einer ihm befreundeten, angesehenen Familie, in die Schweiz, dem hier bessere Erziehung gegeben werden sollte, als er in Spanien, unter bürgerlichen Unruhen, Gelegenheit hatte zu finden. Es war ein trefflicher Knabe, Namens Antonio; aber, mit Ausnahme des Lesens und Schreibens, in so unglaublicher Unwissenheit, daß er, ungeachtet seines fünfzehnjährigen Alters, selbst in der Religion nichts, als einige Gebete, den Namen einiger Heiligen und Feste, den Namen Marias, aber nicht einmal den ihres göttlichen Sohns wußte. Ich erzog ihn mit meinen Kindern und ließ ihn in seiner Religion, durch den katholischen Stadpfarrer von Aarau, unterweisen.

Es ist bekannt, wie nach dem Einzug des Herzogs von Angoulème in Spanien, die Reaction gegen sogenannte liberale Ideen, furchtbarer, denn je zuvor, wüthete. Auch mein Name mogte durch einige aus dem Französischen ins Spanische übersetzte Schriften, vielleicht auch durch Schweizeroffiziere, in Ferdinands VII. Diensten, in bösen Ruf politischer Ketzereien gerathen seyn. Sobald zu Barcelona ruchbar wurde, daß Antonio in meinem Hause erzogen werde, ward dessen Vater unter polizeiliche Aufsicht gestellt und gezwungen, den Sohn von mir eiligst zurückzunehmen. Es war im Jahr 1825. Antonio mußte bei seiner Heimkunft täglich in die Kirche, mußte wöchentlich beichten, vergessene Gebete auswendig lernen und öffentlich hersagen, während sein armer Vater lange Zeit im Gefängniß schmachtete, seine Sünde zu büßen.

Indessen blieben Voitel und ich in freundlichem, wissenschaftlichem Briefwechsel. Mit Vorsicht mieden wir, einen politischen Gegenstand anzurühren. Er selbst hielt sich, als Schweizer, von aller Einmischung in die Händel Spaniens rein. Seine Vorsicht und Unschuld schirmten ihn jedoch nicht. Am 30. August 1829 ward er verhaftet und auf die Felsenveste Mont-Jouy ins Staatsgefängniß geführt, nachdem man sich seiner Papiere und dazu meines Bildes bemächtigt hatte, welches über dem Schreibepult des Freundes hing. Nur einmal, und dann nie wieder, ward er verhört, wenn anders zwei Fragen ein Verhör genannt werden können. Die erste war, ob er mich kenne und mein Freund sey? — Die andre, ob er ein Freimaurer sey? — Mehrere Monate lag er im Kerker, außer jeder Verbindung mit der übrigen Welt. Seine Gemahlin errieth nur, daß er noch am Leben sey, weil ihr die Gnade gestattet war, ihm täglich Speise zu senden. Endlich verlor sie auch diesen Trost. Seiner ganzen Unschuld sich

bewußt hatte ihr Gatte wiederholt verlangt, verhört und gerichtet zu werden. Erst nach mehrern Monaten ward sein Gefängniß geöffnet; ihm gemeldet, er sey vom König zu den Galeeren auf unbestimmte Zeit verurtheilt. Das Urtheil gab keinerlei Grund der schrecklichen Strafe an. In Ketten wurde er an die afrikanische Küste nach Ceuta geführt und dort ins Bagno gebracht. Er schrieb mir von da. Sein Brief war „Alamontade" unterzeichnet. Der Gouverneur von Ceuta beklagte edelmüthig das Schicksal des unglücklichen Obersten, und gestattete ihm Freiheit, am Tage umherzugehn. Der Galeerensklav erhielt bald Zutritt in einige der angesehensten Häuser von Ceuta.

Ich war indessen, sogleich nach seiner ersten Verhaftung, von seinem Schicksale unterrichtet worden, und daß meine Freundschaft ihm zum Verbrechen gemacht sey. Ich sage nichts von meinem ersten Entsetzen, von meiner langwierigen Angst. Ich setzte Alles durch meine Freunde in der Schweiz, durch meine Verbindungen in Paris, zur Erlösung Voitels aus Ceuta in Bewegung, obgleich selbst die Verwendung des Generals von Wimpfen für ihn eitel gewesen war, so wie die der Regierung von Solothurn, welche dazu ein Glückwünschungsschreiben an den König zu seiner Vermählung mit der Prinzessin Christina benutzt hatte. Das Beste ward endlich vermuthlich durch die französische Gesandtschaft in Madrid und den Staatsminister Gonsalez Salmon daselbst bewirkt. Am 25. März 1831 empfing Voitel eben so unerwartet die Nachricht seiner Freilassung, als einst die seiner Verhaftung. Doch ward die Bedingung beigefügt, aber später wieder aufgehoben, nie wieder Spaniens Boden zu berühren. Er schiffte sogleich nach Algeçiras, von da auf einer kleinen Kohlenbarke über das Meer nach Malaga, wo er, mit Vorwissen des Gouverneurs, verborgen bei einer englischen Familie lebte, bis er Schiffgelegenheit fand, über Marseille und Genua in sein Vaterland zurückzukehren. Welch seeliges Wiedersehn!

Sollt' ich nicht um Verzeihung bitten, diese Anekdote erzählt zu haben? Doch wer geliebt hat, wird sie, auch ohne Bitte, dem Freunde gewähren. Und nebenbei kann sie ja, als Beitrag zum Gemälde des rechtslosen Zustandes von Spanien und der königlichen Anarchie daselbst dienen.

---

Von der Einsiedelei St. Verena führt ein Weg zum nahen Jura, und, zwischen Wald und Felsen, empor zum Nebenbuhler des Rigi, dem Solothurner Weißenstein. Obgleich die Kuppe dieses Berges nur 3950 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers erhaben ist, wird sie doch jedes Jahr von einigen Tausend Lustreisenden erstiegen. Auf der Höhe empfängt den Wandrer ein bequemes, neuerbautes Gasthaus, mit Einrichtungen zu Molkenkuren und Bädern versehn. Er gelangt, wie er will, zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen dahin. Er sieht 2600 Fuß tief Solothurn, die Umgegend, die ganze mittlere Schweiz unter sich, bis zu den finstern Vorbergen der Alpenkette, und diese selbst, vom hohen Säntis Appenzells, bis zum Monte Rosa und Montblanc, in ihrer vollen silbernen Glorie.

Im Wettstreit der Schweizerberge, welcher von ihnen die meiste Herrlichkeit der Fernsichten zur Schau lege, ist es eben so gefährlich zu entscheiden, als unter den schönen Evenstöchtern, welche die Reizendste sey. Auch der Napf, der sich an den Luzerner und Berner Gränzen, weit über 4000 Schuh erhebt, trägt den Namen des „kleinen Rigi"; auch der Kamor im innerrhodischen Appenzell, fast so hoch, als der Rigi, und bequem zu bewandeln, rollt dem Auge eine eigene Wunderwelt aus, die Ostschweiz, den breiten Spiegel des Bodensees, die schwäbischen Ebnen, die zusammengereihten Alpenschaaren Bündens, Tyrols und Kärnthens, in grauenvoller Hoheit. Sollt' ich aber der „Guide du voyageur" für einen neuen Paris werden, welcher Lust hätte, dem Schönsten unter den Schönen den Preis zuzuerkennen, so würd' ich ihn stufenweis erst zur Sennhütte des Napf, dann zum Kamor oder Weißenstein, nachher erst auf den Rigikulm führen, und endlich, wenn er mir für mildere Gemüthserregungen unempfindlich zu werden anfinge, noch dritthalbtausend Fuß höher, als den Rigi, in das Himmelshaus des Faulhorns.

Unter den Ortschaften, welche auf dem grünen Teppich zu Füßen des Weißensteins umhergestreut liegen, bemerkt man auch, nur ein Viertelstündchen hinter Solothurn, zwischen der ineinander strömenden Aare und Emme, Zuchwyl. Es ist nur ein kleines Dorf, aber nicht ganz ohne Ruhm. Hier, als die protestantischen Solothurner in den Tagen kirchlicher Wirren und Verfolgungen (1533) ihre fanatisirte Vaterstadt meiden mußten, fanden sie den ersten Aufenthalt und feierten sie ihren evangelischen Gottesdienst mit Sicherheit. Hier auch fand in den

Tagen politischer Wirren und Verfolgungen, ein andrer aus dem Vaterlande verstoßener Mann die heitersten Tage seines Lebens in der Verbannung, — jener einzige Mann, welcher mit Washington, dem großen Amerikaner, verglichen werden darf; zwar nicht, gleich diesem, vom Glück gekrönt, aber doch, wie dieser, moralisch erhabner, denn Cäsar und Napoleon, — der große Sarmate Thaddäus Kosciuszko. Hier wandelte er am liebsten, einsam, in göttlicher Traurigkeit über Könige und Völker des Zeitalters; hier, ein vergnüglicher Zuschauer der Landwirthschaft des freien Volks, faßte er den Gedanken, die Leibeigenschaft von seinem Gute Sicnowicze in Polen aufzuheben; hier auch ruht noch, als er am 15. October 1817 zu Solothurn starb, ein Theil seiner irdischen Hülle, wo auf dem Kirchhofe, der einem Nelkengarten ähnlich sieht, der Grabstein verkündet: **Viscera Thaddæi Kosciuszko deposita. Die XVII Octob. MDCCCXVII.** Und hier knieeten, beteten, weinten am Grabhügel dessen, den die Menschheit noch ehren wird, wenn sie die Czaaren vergessen hat, am 9. Mai 1833, fünf und zwanzig der Helden von Grochow und Ostrolenka.

Auch noch ein andres Dorf des Kantons bewahrt Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings. Es ist das Dorf Dorneck, bei welchem im Jahr 1499 eine der siegreichen Schweizerschlachten des Schwabenkrieges für Unabhängigkeit des Vaterlandes geschlagen wurde. Als Zeugniß dessen bewahrt man noch in der „Schlachtkapelle" die vom Wahlfeld gesammelten Schädel; dahin ging einst auch eine Wallfahrt der Gläubigen, und zwar, wie sie es nannten, „zum elenden Bein." Die Zahl der Gläubigen hat sich aber schon im siebzehnten Jahrhundert so sehr vermindert, daß heutiges Tages selten ein Pilger erscheinen mag. Indessen wird das Andenken des Sieges von Dorneck, oder Dornach, fort und fort von den Enkeln der Sieger feierlich begangen. Ich habe aber des Ortes eigentlich wegen Grab und Denkmal eines berühmten Fremdlings erwähnen wollen. Hier ruhen nämlich die Gebeine des Philosophen Maupertuis, von St. Malo gebürtig. Dieser Mann, der den kleinen Fehler vieler andern Weltweisen hatte, daß er nur trefflicher Philosoph in seinen Schriften, aber ein schlechter in seinem Leben war, starb bekanntlich bei seinem Freunde Bernoulli in Basel (1759). Es ist etwas auffallend, daß er nicht in Basel selbst, sondern lieber in jenem Dörflein begraben seyn wollte. Der Freund erfüllte den Willen des Philosophen und setzte ihm dort ein Denkmal. Auch dieses hatte wieder

ein wunderliches Schicksal, wie es freilich viele Monumente in der Welt haben werden. Nämlich weil es gleichzeitig mit dem Feuerheerd in der Küche des Pfarrers früh veraltet und zerfallen war, benutzte der kluge Geistliche die Steine der Ehren- und Feierstätte zur Restauration seiner Feuerstätte in der Küche. Die Regierung von Solothurn ließ indessen einen frischen Denkstein setzen, mit inschriftlicher Beifügung aller Titulaturen des Maupertuis, vermuthlich weil der Philosoph bei Lebzeiten sehr darauf hielt, und vielleicht im Jahr 1825 noch Titel mehr galten, als Verdienste.

---

Um mich nicht einer schweren Unterlassungssünde schuldig zu machen, muß ich, neben dem Weißenstein des Jura, zween andrer Punkte in dieser Gebirgskette gedenken, welche der Erwähnung wohl so würdig sind, als er. Ich meine die beiden Hauensteine, zwei Bergjoche, die einige Stunden von einander entfernt sind, durch bequeme Kunststraßen, Basel und Westdeutschland mit der innern Schweiz verknüpfen und den Wandrer mit so wunderbaren, romantischen Gebirgsbildern umringen, wie kaum irgend ein andrer Uebergangspunkt des Jura.

Schon wo sich die große Straße, aus einer reich angebauten Ebne von Fruchtfeldern, zum obern Hauenstein gegen die Bergschlucht oder die „Kluß" (Klause) wendet, hält ein alterthümliches Ritterschloß, Neu-Bechburg, auf steilem Felsengipfel, Schildwacht. Noch ziemlich in seiner Ursprünglichkeit bewahrt, dient es der lieblichen Gegend zum Prachtstück. Wo sonst Schwerd und Harnisch klangen, tönt jetzt aber die Sichel eines freien Landmanns. Sobald man in die kalten Felsenschatten der Kluß eingetreten ist, drängt sich uns eine andre Welt entgegen, seltsames, mannichfaltiges Gemenge wilder Felsen, kleiner lieblicher Thäler, enger Bergschlünde, freundlicher Dörfer, malerischer Kapellen und finsterer Trümmer von Raub- und Ritterburgen. Hier horsteten im Mittelalter, an der Gebirgsstraße, wie Falken in hohen Felsnestern, die berüchtigten Freiherrn von Falkenstein. Ihrem Geschlechte gehörte das Schloß Blauenstein, hoch auf verwitterndem Kalkfelsen. Jetzt nistet dort eine arme Familie zwischen öden Mauern, die vorher ein romantischer Kupferschmied von Aarau gekauft hatte, um sie zum Rüsthaus und Schauplatz von Waffensammlungen der Rittertage zu machen. Weiterhin, jenseits dem gewerbigen Flecken Balsthal, wo sich die Straßen über den Hauenstein und Paßwang von einander scheiden, schwebt auf kahlem Felsen noch die

stolze Ruine von Falkenstein. Eine Zeitlang war die Burg das Gut jenes unglückseeligen Rudolph von Wart, welcher, wegen seiner Theilnahme am Königsmorde Johannes von Schwaben, mit gebrochenen Gebeinen lebendig aufs Rad geflochten, von da herab seine verzweifelnde Gemahlin tröstete. Später hauseten die Grafen von Bechburg in dem Schlosse, bis sich die Baseler davorlegten und es zerstörten, weil die Raubritter ihren vorbeiziehenden Kaufleuten eine Ladung Safran geplündert hatten. Diese Bechburg steht überhaupt jetzt noch in unheimlichem Ruf. Ihr Stammhaus Alt-Bechburg streckt jenseits Balsthal sein zerrissenes Gemäuer, über dem Bergdorf Holderbank, aus finstern Tannen hervor. Als im Jänner 1836 die Landleute der Nachbarschaft Steine von den Trümmern, zu besserer Benutzung brechen wollten, fanden sie mit Entsetzen im dicken Mauerwerk das Geripp eines Menschen verschlossen.

Die Schweizer Bauern sind den guten, alten Ritterzeiten nicht halb so zugethan, wie die deutschen Poeten. Wo sonst altadeliche Raubmörder über Leibeigene herrschten, tönen jetzt Lieder der Freiheit. Blühende Dörfer, von Gewerb und Kunst und Landbau bereichert, verhöhnen die zerfallenen Thürme und Burgstätte der verschwundenen Dynasten. Balsthal, der zierliche Flecken am Fuß des Burgfelsens von Blauenstein, durch Waarenverkehr, Fabriken und Manufakturen belebt, ward für das Schicksal und die Freiheit des Landes zum klassischen Ort, weil sich hier Abgeordnete des ganzen Solothurner Volks (22. Dezember 1830) vereinigten, die blöde Aristokratie vom Jahr 1815 zu vernichten und die Grundlagen einer freien Staatsverfassung aufzustellen.

Aber dazu hatte das gewerbige Städtlein Olten die erste Anregung im Kanton gegeben. Es ist auf Felsengrund am Aaarstrom, an der Straße über den untern Hauenstein gelegen, malerisch von Außen, unlieblich und finster von Innen, aber mit zierlichen Gebäuden umringt. Theils wissenschaftliche Bildung, theils Wohlstand mehrerer Bürger stellte sich von jeher hier dem reichsstädtischen Herrenthum Solothurns nebenbuhlerisch entgegen. Jetzt, in errungener Freiheit, verspricht das Städtlein, welches kaum noch anderthalb Tausend Seelen zählt, unter einsichtsvollerer Verwaltung zur Stadt heranzuwachsen. Dazu wird die in den Jahren 1827—1830, mit einem Aufwand von 260,289 Franken neuerbaute Kunststraße des untern Hauensteins und der dadurch erleichterte Handels-

verkehr des Nordens über Basel nach Italien, nicht wenig mitwirken. In frühern Zeiten, zum Theil noch bis gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, mußte man befrachtete Wagen noch an Seilen und Haspeln über beide Hauensteine, neben gefährlichen Abgründen, heraufziehn oder hinablassen.

# XXI.

# Kanton Aargau.

## 1. Aarau.

Thurm, Haus und Mallstätte eines uralten, schon im Beginn des neunten Jahrhunderts erloschenen, Grafengeschlechts von Rore lagen einst zwischen weiten Viehtrifften und noch weitläuftigern Tannenwäldern, am Ufer der wilden Aare, wenige Wegstunden landaufwärts von der weiland großen, zerstörten Stadt Vindonissa. Der Thurm schien wie eine Vorwacht der kriegerischen Burigunden gegen die helvetischen Allemannen, in die Wildniß der beiderseitigen strittigen Gränzlande hingestellt worden zu seyn. Schon auch die Römer mögen da einen Wachtposten zum Schutz gegen die Stromüberfahrt unterhalten haben. Man erkennt noch Spuren der schnurgraden Kunststraße, durch den Rorer-Wald, zum rechten Aarufer, und römischer Gemäuer am linken Ufer, zu Füßen des Kirchbergs dortiger Dorfschaften. Allmählige Ansiedlungen der Leute unter dem Schutz des burgundischen Thurmes gaben endlich einem Städtlein, in den Auen an der Aar, Ursprung und Namen. Hundert und etliche Häuser waren von der Ringmauer in ein Bündel zusammengeschnürt. Aber trotz empfangener kaiserlichen Privilegien blieb dieser Ort klein und bedeutungslos im ursprünglichen engbegränzten Weichbilde. Das Gebiet zu erweitern, nach andrer Städte Beispiel, fehlte es den Einwohnern von Aarau an Vermögen und Streitkraft; den Vorstehern der Bürgerschaft Geistesgröße und Entschlossenheit im günstigen Augenblick; selbst zum Handel und Verkehr fehlte die Nachbarschaft des damaligen Waarenzuges über die Alpen von oder nach Italien.

Bei dem Allen ist Aarau ein sehr namhafter Ort in den Geschichten der ältern und neuern Schweiz geworden. Denn Städte

engr. by Winkles

AARAU

# XXI.

# Kanton Aargau.

## 1. Aarau.

Thurm, Haus und Malstätte eines uralten, schon im Beginn des neunten Jahrhunderts erloschenen, Grafengeschlechts von Rore lagen einst zwischen weiten Viehtrifften und noch weitläuftigern Tannenwäldern, am Ufer der wilden Aare, wenige Wegstunden landaufwärts von der ehemals großen, zerstörten Stadt Vindonissa. Der Thurm scheint mir eine Vorwacht der kriegerischen Burgunden gegen die helvetischen Allemannen, in die Wildniß der beiderseitigen streitigen Gränzlande hingestellt worden zu seyn. Schon auch die Römer mögen da einen Wachtposten zum Schutz gegen die Strom-Ueberfahrt unterhalten haben. Man erkennt noch Spuren der schnurgeraden Kunststraße, durch den Rorer-Wald, zum rechten Strandufer, und römischer Gemäuer am linken Ufer, zu Füßen des Hungbergs dortiger Dorfschaften. Allmählige Ansiedlungen des Volks unter dem Schutz des burgundischen Thurmes gaben endlich einem Städtlein, in den Auen an der Aar, Ursprung und Namen. Hundert und etliche Häuser waren von der Ringmauer in ein Bündel zusammengeschnürt. Aber trotz empfangener kaiserlichen Privilegien blieb dieser Ort klein und bedeutungslos im ursprünglichen engbegränzten Weichbilde. Das Gebiet zu erweitern, nach anderer Städte Beispiel, fehlte es den Einwohnern von Aarau an Vermögen und Streitkraft; den Vorstehern der Bürgerschaft Geistesgröße und Entschlossenheit im günstigen Augenblick; selbst zum Handel und Verkehr fehlte die Nachbarschaft des damaligen Waarenzuges über die Alpen und über nach Italien.

Von da an ist Aarau ein sehr namhafter Ort in den Geschichten der ältern und neuern Schweiz geworden. Denn schon

engr. by Winkles.

AARAU

Carlsruhe im Kunst Verlag

wie Menschen, haben gewöhnlich einem Verdienst des Zufalls mehr, als dem eignen zu danken. Aarau liegt in der Mitte, wenn auch nicht des geographischen Umfangs der Schweiz, doch ihrer Bevölkerung; ohngefähr in gleichen Entfernungen von Luzern oder Zug, von Basel wie von Solothurn, von Bern wie von Zürich, von Schaffhausen wie von Freiburg oder Neuenburg, von St. Gallen wie von Genf. Darum traten, in vorigen Jahrhunderten, hier oft die Gesandten der Städte und Länder des Bundes, zu Tagsatzungen und Friedensschlüssen, zusammen. Selbst noch im verhängnißvollen Jahr 1798, als die französischen Heerhaufen sich gegen die Schweiz drängten, erneuerten hier die Boten der eidsgenössischen Kantone, unter Ahnungen des Untergangs, den alten Bundesschwur. Und als der Bund zerfallen und die Schweiz ein ungetheiltes, großes Gemeinwesen, zur helvetischen Republik, geworden war, sah sich Aarau, wegen seiner bequemen Lage, zur Hauptstadt dieser Republik und zum Sitz der höchsten Gewalten in der Schweiz erhoben. Allein der spärliche Raum des Städtleins wurde dem plötzlichen Zudrange von Gästen aus allen Kantonen, und den Bedürfnissen zahlreicher Behörden und Kanzleien einer Centralregierung, in kurzer Frist zu enge. Schon nach wenigen Monaten mußten sie Luzern zum Aufenthalt wählen. Dem verlassenen Aarau blieb nur die Ehre, noch Hauptort eines einzelnen helvetischen Gaues zu seyn. Diese Ehre bewahrte die Stadt auch nach Wiederherstellung des eidsgenössischen Staatenbundes im Jahr 1815.

Noch steht der Thurm Rore; aber vom Rathhausgemäuer der Stadt so umkleidet, daß ein fremdes Auge sein Daseyn kaum erräth. Die Macht der Zeit, oder vielmehr des Menschengeistes, hat seit einem Jahrtausend rings um ihn Alles verwandelt. Die Urwaldungen und Wildnisse sind fruchtbaren Aeckern, Gärten und Wässerwiesen gewichen. Zerstreute Landhäuser, Höfe, Fabriken erheben sich zwischen ihren Obstpflanzungen. Weinreben umsäumen den Fuß des nahen Juragebirgs, welches seine 2—3000 Fuß hohen Grathe und Gipfel in milden Umrissen am Horizont zeichnet. Der Aarstrom wandelt, in mächtigen Krümmungen, durch eine der reizendsten Landschaften der Schweiz, zwischen dem Jura und seinen Dörfern links, und sanft aufwallendem Hügelland rechts, über welches am fernen Hintergrunde der weiße Glanz der Alpenfirnen leuchtet. In der Mannichfaltigkeit der Thalgründe und Anhöhen der Ebnen und Bergvorsprünge, wo sich Dorf um Dorf, bald längs dem Strom, bald längs belebten Kunststraßen, bequemlich hinlagert, oder heimlich bald aus einem Wäldchen, bald aus

einem umbüschten Bergwinkel, hervorrauscht, während da und hier von Hügeln ein Kirchlein, ein Burggetrümmer, ein bewohntes Schloß zur Thalwelt niederschaut, — ich sage, in dieser Mannichfaltigkeit wohnt ein Reiz, dessen Zauber selbst der Winter nicht verwischen, nur verändern kann, wenn er Alles mit Reif und Schnee überstreut. Er verwandelt dann nur die Farbenpracht eines großen Gemäldes zum schönen Kupferstich davon.

Aarau selbst, noch vor einigen Jahrzehnten von kaum 2000 Seelen bewohnt, hat die Bevölkerung mehr als verdoppelt; seine Schnürbrust, die Ringmauer, zersprengt; sich umringt mit neuen Straßen und öffentlichen und Privatgebäuden, zum Theil in edelm Geschmack aufgeführt. Die öffentliche Bibliothek, auf Kosten des Staats, durch Ankauf der berühmten Zurlaubenschen Sammlung von Zug, gegründet, ist in der Schweiz, zur Geschichte derselben, eine der reichsten. Gebildete Männer stifteten hier wohlthätige, wissenschaftliche und gemeinnützige Gesellschaften. Einer der Bürger war's, Vater Rudolph Meyer, der zuerst, mit großem Aufwand, in der Schweiz Vermessungen vornehmen ließ, einen großen Atlas des eidsgenössischen Gebietes bewerkstelligte, und fast zu gleicher Zeit die Gründung eines Gymnasiums bewirkte, welches lange Jahre eine der vorzüglichsten Schulen der Eidsgenossenschaft war. Zween andre Bürger, gern nenn' ich die Namen der Edeln, Karl Herrose und Joh. Georg Hunziker, errichteten hier mit fürstlicher Freigebigkeit das erste wissenschaftlich-technische Institut der Schweiz, unter dem Namen Gewerbschule, indem jener allein 25,000 Franken, dieser bei 70,000 Franken dazu steuerte.

So zeigte sich die junge Hauptstadt des Kantons Aargau, durch Unternehmungsgeist und Großsinn, in den ersten Jahrzehnten, ihrer neuen Würde werth. Der liberale Geist der Bürgerschaft eignete sie vor andern, die erste unter den eilf Städten einer Republik zu seyn, welche 183,000 Einwohner, in beinah 300 Ortschaften und 634 Weilern und Höfen zählt, die über einen Flächenraum von ohngefähr 38 Geviertstunden verbreitet sind. Der Kanton Aargau gehört, seiner Größe nach, zwar nur zu den mittlern der Eidsgenossenschaft, aber zu den angebautesten, gewerbigsten und reichsten der Schweiz. Der kleine Staat ist genügend ausgestattet, um die öffentlichen Bedürfnisse jährlich mit mehr, denn einer halben Million Franken, bestreiten zu können, ohne das Volk mit besondern Steuern zu belasten.

Er empfing bekanntlich sein selbstständiges Daseyn, gleich den

Kantonen Waadt, St. Gallen, Thurgau und Tessin, durch die napoleonische Vermittlungsurkunde, im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schwierigkeiten eigner Art umringten aber alsbald die erste Ausbildung seines neuen Staatslebens, und drohten, sie ganz zu hemmen. Vielleicht ist es für manche Leser dieser Zeilen nicht unangenehm, ein aus dem Schoos siebenjähriger Revolutionen hervorgegangnes, freigesprochenes Volk zu beobachten, wie es in sich Zusammenhalt und Form gewann, und, bei einer von fremder Hand gegebenen Verfassung, bald genug, in öffentlichen Ordnungen und Einrichtungen mit den besten der altherrlichen Kantone wetteifern, viele übertreffen konnte. Dazu waren einem Volke, welches selbstherrlich dastand, keine Befehle eines Souveräns, keine Garnisonen, keine lauernde Polizeien, keine stehende Truppen nöthig. Das Alles fehlte. Mehr vermogte schlichter, gesunder Menschenverstand und Rechtlichkeit des Volks, Gefühl vom besondern und allgemeinen Bedürfniß im Lande und stolzes Bewußtseyn staatsbürgerlicher Freiheit jedes Einzelnen. Begünstigend wirkte aber auch besonders ein, daß hier Alles neu zu erschaffen war; während in den alten Schweizerkantonen alte Vorurtheile, verrostete Institutionen und durch ihr Alterthum ehrwürdig gewordene Gebrechen wieder hervortraten und die Ausgestaltung vieles Bessern erschwerten.

---

Die neue Republik war aus mancherlei Landestheilen zusammengesetzt, die, obgleich an einander gränzend, doch eigentlich nie Gemeinschaft mit einander gehabt hatten und überdies sämmtlich, und von jeher, Unterthanen verschiedner Gebieter gewesen waren. Ein Theil, der sogenannte alte Aargau, hatte der Stadt Bern zugehört. Ueber die Freiämter und die Grafschaft Baden hatten zum Theil drei, zum Theil acht der alten Kantone durch Landvögte geherrscht. Das Frickthal, sonst ein Theil der vorderösterreichischen Lande, fiel, in den Kriegen und Friedensschlüssen der französischen Revolution, abwechselnd verschiednen Fürsten zu, eh es der Schweiz gegeben werden konnte. Alle diese Länderstrecken besaßen seit Jahrhunderten von einander abweichende Gesetzgebungen, Gewohnheiten und örtliche Interessen. Selbst der Charakter ihrer Bewohner hatte verschiedene Physiognomien. Das Volk im alten Aargau zeigte sich freiheitliebend, arbeitsam, bieder, dabei schnell erregbar; im Freiamt und der Grafschaft Baden gutmüthig, aber lässig und bigot; im Frickthal unzuverlässig, kriechend, bestechlich. In den kleinen

Städten aller dieser Gegenden brüstete sich steife Spießbürgerei und kleinstädtischer Hochmuth gegen das Landvolk.

Gleiche Verschiedenheit der Religionen bestand. Im alten Aargau galt der reformirte Glaube, aber im kalten, todten Formenwerk verknöchert; im Frickthal etwas freisinniger Katholizismus, von Josephs II. Geist durchlüftet; im Freiamt und der Grafschaft Baden ebenfalls Katholizismus, aber blind und gedankenlos, dem Wort der Priester und Mönche dienend; daneben beobachteten (in ein Paar Dörfer bei Zurzach eingebannt) über Tausend Juden das Gesetz Mosis, mit allem talmudischen Aberglauben verbrämt, während ihr gewissenloser Schacher den Wohlstand der christlichen Nachbarschaften beeinträchtigte.

Alle diese kleinen Völkerschaften hatten fast nichts mit einander gleich, als Bildungslosigkeit und Unwissenheit. So sehr fehlte es an Männern mit erforderlichen Kenntnissen, daß man sogar einen Berner in die Regierung des von Bern losgerissenen Kantons, und Bürger andrer Kantone, selbst Falliten, die aus denselben verbannt lebten, in die Behörden der neuen Staatsverwaltung aufnehmen mußte. In mehr als einer Ortschaft konnten die neuernannten Gemeinderäthe kaum ihren eigenen Namen schreiben.

Und aus solchen Bestandtheilen sollte eine Republik geschaffen werden und zwar auf der Grundlage vollkommner Rechtsgleichheit aller Bürger! Noch ein Uebel kam dazu; kein geringes. Nämlich, nicht alle Landesgenossen waren Staatsgenossen. In der ganzen Schweiz geht das Leben des Staatsganzen aus Leben und Wesen der Gemeinden des Landes hervor. Diese sind es, welche ihre Stellvertreter, Richter und unmittelbaren Obrigkeiten ernennen. In ihnen aber ist Niemand stimmfähiger Bürger, als wer zum Mitgenuß am Kirchen-, Schul- und Armengut, an Kapitalien, Waldungen und Ländereien berechtigt ist, welche gemeinsames Vermögen der Gemeindecorporation sind, die man Ortsbürgerschaft nennt. Ohne Ortsbürgerrecht gibt es kein Staatsbürgerrecht in der Schweiz. Eben deßhalb ist der Bürger einer Gemeinde des Kantons es durchaus nicht in der andern, auch wenn er ein halbes Jahrhundert darin gewohnt hätte. Diese Eigenthümlichkeit des schweizerischen Staatsthums, uralten Herstammens, andern Republiken unbekannt, wird vom Auslande selten mit Klarheit begriffen und veranlaßt daher häufig die irrigsten Ansichten.

Nun lebten und leben noch im Aargau Tausende, die und

deren Voreltern seit mehrern hundert Jahren Einwohner des Landes, und doch nicht Bürger desselben sind. Dahin gehören die Juden, welche in den Gemeinden Lengnau und Endingen, seit dem siebzehnten Jahrhundert, Sitz und freie Religionsübung haben, aber sich eben durch diese, wie durch ihre unter dem Druck der Christen entsprungene Entsittlichung, von der Staatsgenossenschaft ausscheiden. Dahin gehören ferner die ewigen Einsassen; Nachkömmlinge eingewanderter Handwerker und Arbeiter, die ihr ursprüngliches Vaterland verloren und vergessen hatten, ohne sich je in ihrem schweizerischen Wohnort vollkommen einzubürgern. Dahin gehört ferner eine Menschenklasse, welche mit den Namen der Landsassen bezeichnet wird, und vorzeiten dem Kanton Bern in seinem ehmaligen Umfang ausschließlich angehörte. Es sind Nachkommen von Unehelichgebornen; von französischen Flüchtlingen aus den Tagen der Hugenottenverfolgung; von Proselyten aus katholischen Kantonen, die mit Uebergang zur evangelischen Kirche das alte Heimathsrecht eingebüßt hatten, und Abkömmlinge von allerlei andern Fremdlingen. Man zählte im Kanton Bern 4 bis 5000 solcher meistens vermögensloser Landsassen, als der Aargau von ihm getrennt ward; und diesem fielen über 600 in der Theilung zu. Endlich gehört hieher auch die Klasse der sogenannten Heimathlosen, welche ohne bleibende Stätte, doch mit Duldungsscheinen versehn, als Strolche und Gauner, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz umherzogen, bettelten, oder wahrsagten, oder als Scheerenschleifer, Knopfmacher, Musikanten, Taglöhner, Scharfrichterknechte, Regenschirmmacher, Kesselflicker u. s. w. ihr Brod verdienten, auch es nebenbei stahlen. Als in neuerer Zeit die bessergeordneten Kantone diesem landstreicherischen Unwesen ein Ende machen wollten, begann gegen die Heimathlosen unbarmherziges Treibjagen. Jede der Regierungen wehrte von ihrem Gebiet soviel ab, als sie mit Recht und Ehren konnte. So verblieben dem Aargau zuletzt noch bei 600 dergleichen Unglückliche, denen endlich doch wenigstens feste Aufenthalte zugewiesen wurden.

Ein Zeitraum von eilf Jahren reichte hin, die einander fremden Landestheile des jungen Freistaats zu verbrüdern; die gesellschaftliche Ordnung vollständig zu gliedern und mit gleichem Geist zu beleben. Freiheit der Presse, des Gewissens, des Verkehrs, der Niederlassung, der Obrigkeitwahlen, neben der züchtigen, biderben Denkart des Volks, dem Gemeingeist der gebildetern Bürger, setzte zum großen Werke alle Kräfte in heilsame Regsamkeit. Neue Landstraßen schufen neuen Verkehr und verbanden die sonst von ein-

ander geschiednen Völkerschaften. Schulen in allen Gemeinden wurden zu besserer Bildung der Jugend errichtet oder vervollkommnet; durch Volksblätter die Erwachsenen belehrt; die Jünglinge in Waffen geübt, an Mannszucht gewöhnt. Patriotische Gesellschaften traten zusammen, Landeskunde zu befördern, Wissenschaft zu beleben, Feldbau zu verbessern, Ersparnißkassen und andere gemeinnützige Stiftungen zu gründen. Fabriken, Manufakturen und vormals unbekannte Gewerbszweige erhoben sich zur Bereicherung des Landes. Städte und Dörfer verschönerten und erweiterten sich unter dem Einfluß größerer Industrie. Die alte Rohheit der Vorurtheile und Sitten verschwand sichtbar im Verhältniß des zunehmenden Lichtes in den Gemeinden.

Dies jugendlich-frische Leben begann eben so bald wieder zu erlahmen und zu kränkeln, als mit dem Jahre 1815 der kalte Athem der politischen Reactionen, wie über den ganzen Welttheil, so über die ganze Eidsgenossenschaft hinzog. Unter eingebildeter oder wirklicher Begünstigung der heiligen Allianz, stellten sich, nach Aufhebung der napoleonischen Vermittlungsurkunde, mehr oder weniger die alten Patriziate, Stadtvorrechte und Herrschaften her. Auch die freie Verfassung des Aargaus mußte aristokratische Zusätze in sich aufnehmen, ohne daß man um die Einwilligung des Volkes fragte. Die eingeführte zwölfjährige Amtsdauer der Obrigkeiten kam nun einer lebenslänglichen gleich; entwöhnte das Volk von Ausübung seiner landesherrlichen Rechte und von der lebhaftern Theilnahme am Gemeinwesen. Die Stellvertreter des Volks selbst wurden großentheils durch Beamtungen von einer Regierung abhängig, deren Uebergewicht sich bald überall kund that. Wie in die Gesetzgebung, so drang ihr Einfluß in die obern und untern Gerichtsstellen und in die Vorsteherschaften jeder Gemeinde ein. Nach und nach entfaltete sich in der neuaristokratischen Staatsform auch ein neuaristokratischer Geist mit all seinem verderblichen Unfug. Verwandtschaft und Günstlingsschaft verhalf zu Stellen. Opposition und Widerspruch ward den kleinen Machthabern verhaßt; oft dem nachtheilig, der sie für den Staat in reinster Absicht wagte. Titel und Amtstrachten schmeichelten der Eitelkeit; äußeres Gepränge, auf Kosten des Staats, sollte, hoffte man, Ehrfurcht erwecken. Einige Städte hatten, als die „guten“, kleine Vorzüge empfangen neben andern; einige Gemeinden, nach Willkür, bei Straßenbau und andern Gelegenheiten Gunst vor andern. Vaterländische Vereine zu gemeinnützigen Zwecken sah man, von oben herab, ungern. Zwar sie zu verfolgen wagte man nicht; wohl aber sie vornehm zu

bespötteln. Die Preßfreiheit ward gelähmt; Censur eingeführt. Die Polizei griff in das Richteramt, die Regierung in die Gesetzgebung ein. — Im Lande herrschte Gleichgültigkeit, oder Mißmuth.

Das Jahr 1830 erschien. Das Volk sollte wieder in Urversammlungen, zu zwölfjährigen Wahlen seiner Stellvertreter schreiten. Es weigerte sich aber fast in allen Gegenden und forderte statt dessen Verbesserung der Staatsverfassung. Schon war diese auch von einzelnen Staatsbürgern früher gefordert worden, ihre Bittschrift aber von den Regierenden, wie eine Albernheit, beseitigt. Jetzt sah sich die Regierung plötzlich und noch dazu auf ganz gesetzlichem Wege getrieben. Denn wenn das Volk keine Wahlen machte, so war keine Regierung, kein gesetzgebender Rath, kein Gerichtswesen mehr. Die Regierung verhieß Einberufung eines vom Volk gewählten Verfassungsraths, aber die gesetzgebende Versammlung, einverstanden mit ihr, fügte den bedenklichen Zusatz bei, der Entwurf der neuen Verfassung solle der Würdigung und Abänderung des bisherigen Raths unterworfen werden. Nun brach der Unwille des Landes gegen die verdächtige Anmaßung aus. Im Freienamt schaarten sich die Milizen zusammen, bald auch im alten Aargau und Fricktbal. Die erschrockene Regierung rief Truppen ein. Diese weigerten sich aber Bürgerblut zu vergießen. Kein Schuß ward für die bisherigen großen und kleinen Räthe gethan. Mehrere tausend Mann des Aufstandes rückten in Aarau ein, bekleidet von zahllosen unbewaffneten Landleuten; doch alle in strenger Mannszucht und Ordnung. Die Regierung, des öffentlichen Vertrauens verlustig, gehorchte zitternd dem Gebot des Volks. Dann zogen die Truppen ruhig zurück. Der vom Volk gewählte Verfassungsrath trat zusammen und vollendete am 15. April 1831 sein Werk.

Seitdem steht der Aargau wieder in ehevoriger ihm angemessener, freier Gestalt; froh der wesentlichen Verbesserungen seiner Zustände. Die Staatsgewalten wirken streng von einander geschieden. Willkühren der Beamten finden ein Strafgericht. Das Volk ist der Bürden entladen, unter denen es hin und wieder erlag. Die Presse bewegt sich, von keinem Censor gebunden. Die höhern und niedern Schulen beginnen ein kräftigeres Leben. Vieles ist im Zeitraum weniger Jahre des Trefflichen vollbracht, was vorher fast unmöglich schien; und Größeres wäre geleistet worden, hätte der Gifthauch des Partheigeistes nicht manche der aufsprießenden, jungen Saaten berührt.

## 2. Schloss Habsburg.

Kaum einer von allen Schweizerkantonen ist an klassischen Stellen in der Geschichte der Alpenrepubliken so reich, als der Aargau. Auch dies dankt er der Eigenthümlichkeit seiner geographischen Lage. Es knüpft sich an den Namen fast jeder der eilf kleinen Städte des Landes eine historische Merkwürdigkeit. Die meisten jener großen, oder traurigen Erinnerungen, durch welche das Schicksal der Eidsgenossenschaft so anziehend geworden ist, umringen aber besonders den Wülpelsberg und den Reußstrom, der kaum eine Meile von ihm entfernt, sich dort mit der Aare vereinigt.

Der Wülpelsberg, wenn gleich nur ein Hügel, ragt mit seinem Rücken doch beinahe 2000 Fuß über den Spiegel des Mittelmeers. Er trägt das Schloß Habsburg, das Stammhaus einer langen und glänzenden Reihe von Deutschlands Kaisern. Die fast tausendjährige Burg steht halb zerfallen in grauen Trümmern da, und überschaut die Gegenden, welche von seinen ersten Bewohnern beherrscht worden sind. In den Ueberbleibseln wohnt ein Wächter, der, beim Gewahrwerden von Feuerbrünsten in der ausgedehnten Landschaft seine Lärmkanone zu lösen hat. Der viereckte Wartthurm, zu welchem im Innern siebenzig und einige Stufen emporleiten, ist mit seinen acht Schuh dicken Mauern, gleich andern alten Bauwerken, von gewaltigen unbehauenen Steinen aufgeführt. Er mahnt an Cyklopenmauern. Die Menge der im Mittelalter errichteten Burgen ist wenigstens in so fern dem spätern Landbau einigermaßen nützlich geworden, daß man dazu die in der Umgegend auf den Feldern umherliegenden großen Steinmassen, als wohlfeiles Material benutzte und aufräumte.

Noch im Jahr 1815 besuchte der ruhmwürdige Kaiser Franz II. auf seiner Reise durch die Schweiz, dann auch der jetzige Monarch der österreichischen Staaten, Ferdinand I. den Stammsitz der Thronvorfahren. Im kaiserlichen Lustschloß zu Laxenburg, ohnweit Wien, wird eine genaue Nachbildung der Ruine bewahrt. Der Habsburgische Kaiserstamm starb eigentlich aber schon mit der grossen Maria Theresia im Jahr 1780 ab, nachdem er über ein halbes Jahrtausend geblüht hatte. In der Schweiz selbst dauern indessen noch mehrere jener ritterlichen Geschlechter fort, welche schon in den Tagen Rudolphs von Habsburg bekannt waren, wie die Hallwyle in Aargau, die Redinge in Schwyz, die

THE CASTLE OF HABSBURG — SCHLOSS HABSBURG. — LE CHÂTEAU DE HABSBOURG.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag, W. Creuzbauer.

Hertensteine in Luzern, die Erlache, Wattenwyle, Grafenriede, Bonstetten in Bern, und andre mehr.

Sei es Achtung für die ehrwürdige Ruine, oder für die Fremdlinge, welche alljährlich, sie zu sehn, hieher wallfahren, die Regierung des Kantons ließ die nächste Umgebung säubern und mit Schattenbäumen bepflanzen. Die Aussicht von der mäßigen Anhöhe dehnt sich großartig, bis zum schimmernden Silberbogen der Hochalpen. Im nächsten Vorgrund, zu Füßen des Hügels, liegen die Bäder von Schinznach; eine halbe Stunde davon an der Aar, in fröhlicher Landschaft, die Gebäude des Städtleins Brugg. Dies war der Geburtsort des Ritters, Arztes, und weiland viel gefeierten Schriftstellers Zimmermann, dessen Schriften über Einsamkeit und Nationalstolz in fast alle europäische Sprachen übersetzt worden sind. — Dort bildet in der Nähe der Zusammenfluß der Aar und Reuß eine jener Landzungen, die, an zwei Seiten von Strömen umschlossen, den Römern zu Anlegung fester Plätze am geeignetsten schienen. Sobald von ihnen die offne Seite, der Zungenspitze gegenüber, mit Wallmauern und Graben verrammelt stand, bot das von diesen und den reissenden Gewässern umklammerte Dreieck dem stärksten Belagerer-Heer Trotz. Wirklich legten daselbst die Römer die gewaltigste Festung an, welche sie in Helvetien besaßen. Wall und Graben spannten sich, von Altenburg und der Aar, bis zum Reußufer bei Windisch, über das Land. Dahinter lag die reiche und mächtige Vindonissa wohl geborgen. Mehrere Cäsaren, zumahl Vespasian, schmückten sie mit Pracht. Tempel, Landhäuser, Grabmale, Triumphbogen und andre Bauwerke dehnten sich rings um die Stadt aus bis zum Wülpelsberg und bis Gebisdorf, jenseits der Reuß. Eine unterirdische Leitung führte das reinste Trinkwasser vom Brauneggberg, eine Stunde weit, herbei. Auf dem Felsen bei Baden, und bei Coblenz, am Zusammenfluß der Aar und des Rheins, sah man, als Vorhuten, Kastelle und Standlager. Doch, nach Untergang römischer Tugend und Mannhaftigkeit, schirmten weder Ströme noch Mauern und Thürme die prachtreiche Hauptstadt. Abwechselnd fiel sie in die verwüsterische Gewalt wandernder Barbarenstämme des Nordens, der Vandalen und Allemannen und Hunnen. Die Ueberbleibsel alten Glanzes und Reichthums wurden zuletzt, (am Ende des sechsten Jahrhunderts) von den Franken geplündert und zerstört; der in Vindonissa errichtete Bischofsstuhl nach Constanz versetzt. — Wenn heut der Pflug des Landmanns die Erde aufreißt, findet er von Zeit zu Zeit noch Gold- und Silber- und Kupfermünzen jener Tage; Inschriften, Götterbilder,

Grabsteine, Grundgemäuer von Bädern, Gefängnissen, Amphitheatern und Thürmen. Eine kleine Stadt und vier Dörfer nehmen heut den Raum ein, welchen sonst Vindonissa's Paläste und Villen allein bedeckten. Nichts ist geblieben, als jener Schutt, der Name des Dörfleins Windisch und die unterirdische Wasserleitung.

Eine Stelle zwischen der Stadt Brugg und diesem Windisch ward später Schauplatz eines berühmten Ereignisses trauriger Art. Da war es, wo am ersten Maitag des Jahrs 1308 Kaiser Albrecht I. zu Pferde seiner Gemahlin entgegen gieng, aber meuchelmörderisch vom eignen Vetter, Herzog Johann von Schwaben, und fünf Rittern überfallen und niedergestoßen ward. Wer kennt nicht die That Johannes von Schwaben? Nicht die Blutrache der herzlosen Königin Agnes? Des Kaisers Leichnam, nach Speier gebracht und mit großem Gepränge in der Domkirche der Reichsstadt beigesetzt, fand auch dort noch keine Ruhe. Denn in der Verwüstung der Pfalz, unter Ludwig XIV. als seine Barbarenhorden die alte Stadt im Jahr 1689 zerstörten, die silbernen Särge der Kaiser und Fürsten sprengten, flog auch Albrechts Asche in alle Winde, und sein, von des Ritters Walter von Eschenbach Schwerthieb, gespalteter Schädel zeigte noch die alte Todeswunde. Auf jenem Wiesengrunde, wo er sie empfangen, wo er sein Leben im Schoos einer greisen Bettlerin ausgeblutet hatte, baute bekanntlich Agnes, die Königin, aus dem Gute der Tausend Unglücklichen, die ihrer entsetzlichen Rache Opfer geworden waren, das Doppelkloster (für Minoritenmönche und Klarisserinnen,) genannt Königsfelden. Sie selbst im Nonnenschleier hatte da, zwischen beiden Klöstern, über fünfzig Jahre lang eine Wohnung. Diese mußte, nach ihrem Tode, so war es von ihr selber urkundlich (im Jahr 1361) geboten, niedergerissen werden. Hätte sie der Welt kein andres Andenken, als dieses hinterlassen, ihr Name würde kein Grausen erregen. Noch steht Königsfelden, das Monument ihrer Mordwerke, inner seinen Ringmauern; aber seit den Tagen der großen Kirchenreformen nicht mehr als Kloster, sondern als Heilanstalt des Kantons für Wahnsinnige und unheilbare Kranke.

Südwärts vom Schloße Habsburg und von Königsfelden breitet sich eine weite Ebene aus, genannt das Birrfeld, bis zu einem andern auf der Berghöhe gelegenen Schlosse, Namens Braunegg, wo einst die Söhne desjenigen Geßler wohnten, der vom Pfeil des Tellen gefallen war. Ob, auf diesem Birrfelde, der Römer Aulus Cäcinna die Helvetier geschlagen habe,

mag uns sehr gleichgültig sein. Aber auf demselben Felde steht das Wohnhaus des unsterblichen Pestalozzi, sein Neuenhof, und daneben das große, massive Gebäude, welches er, mit ihm kaum erschwinglichem Kostenaufwand, baute, eine Erziehungsstätte der ärmsten Kinder aus dem Volk darin zu gründen. Der lebensmüde, zwei und achtzigjährige Greis konnte sein Werk nicht vollenden, welches seiner Jugend Lieblingstraum gewesen war. Nicht weit von da, auf dem Begräbnißplatz des Dörfleins Birr, ruht seine Asche.

Der Lebensausgang dieses außerordentlichen Mannes war für sein Gemüth höchst trauervoll. Alle Pläne sah er zerrissen; keine seiner Hoffnungen zur Erfüllung aufgegrünt. Er meinte vergebens gelebt zu haben. Nichts bezeichnet ihn und seinen tiefen Schmerz so klar, als jene rührende Stelle, in der er von sich selber schrieb: „Tausende gehn, als Werk der Natur im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr. Zehntausende erliegen unter der Last der Gesellschaft, ihres Hammers, ihrer Nadel, ihrer Elle, ihrer Krone; sie wollen nichts mehr. — Ich kenne einen Menschen, der wollte mehr. In ihm lag die Wonne der Unschuld, und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen. Sein Herz war zur Liebe geschaffen; Liebe war seine Natur; Treue seine innigste Neigung. Aber — er war kein Werk der Welt. Er paßte in keine Ecke. Und die Welt, die ihn also fand, die nicht fragte: „ob durch seine Schuld oder die Schuld eines Andern?“ zerschlug ihn mit einem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen. Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht, mehr, als an sich selber; setzte sich einen Zweck vor und lernte unter blutigen Leiden für diesen Zweck, was wenige Menschen können. Er erwartete itzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte, und erhielt sie nicht. Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends. — Er ist nicht mehr. Du kennst ihn nicht mehr. Was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretnen Daseins.“

---

Von Vindonissa's Trümmern bis zum Grabhügel Pastalozzi's auf dem ländlichen Kirchhof von Birr, ist nur eine Wegstunde. Und in diesem engen Raum stehn, wie nirgends wo anders im Schweizerlande, fast alle Zeitalter desselben in hinterlassenen Denkmalen beisammen; Rom's Glanz und Macht in Helvetien,

wie der älteste Sitz eines christlichen Bischofs darin; beides von Schwärmen barbarischer Nationen Europa's und Asiens zerstampft; — des Habsburgischen Kaisergeschlechtes Stammhaus, zuerst durch die ritterlichen Tugenden Rudolfs I. glanzreich geworden, und nahe dabei die Mordstätte Albrechts, seines Sohnes, welcher die Freiheit harmloser Bergvölker vernichten wollte, und damit die Stiftung des Schweizerbundes veranlaßte; — dann die Gott geweihten Zellen einer blutdürstigen Fürstin des Mittelalters, jetzo in ein Irrenhaus und Asyl derer verwandelt, welchen die Kunst der Aerzte kaum noch Hülfe bringen kann; — der Geßler Sitz auf der hohen Braunegg, im Angesicht des Gebirgs, wo ein Jüngling von Uri den Tod ihres Vaters zum Losungszeichen der Freiheit gemacht hatte; — und eben diese adliche Burg itzt der Lustsitz eines freien Bürgers.

Dieser Bühne zahlreicher und großer Erinnerungen fehlen auch sogar nicht Gedächtnißstellen aus den Zeiten der Kirchenreform und der Glaubenskriege, des Völkerrechtsmordes von Frankreich, zu Ende vorigen Jahrhunderts an der Schweiz begangen, und der Entwickelung demokratischer Freiheit in den neuen Staatsreformen der Kantone. Sie alle liegen in der Nähe von Braunegg selbst. Man erblickt da die nahen Höhen des Dorfes Hägglingen. Hier war es, wo (im Jahr 1531) die entzweiten Eidsgenossen den ersten Religionskrieg, in welchem Zwingli bei Kappel gefallen war, durch Friedensschluß endeten; hier, wo die französischen Schlachthaufen (am 26. April 1798) den ersten Widerstand besiegten, den ihnen, als sie gegen das Herz der Schweiz vordrangen, Landleute von Zug und dem Freiamt vereinzelt entgegen geworfen hatten. Am Fuße derselben Höhen erblickt man hinwieder vor dem Städtlein Mellingen, die grünen Wiesen von Wohlenschwyl, in welchen, zur Zeit des Bauernkrieges, (im Jahr 1653) der Kampf des Landvolks gegen die Aristokratie der Städte, vergebens und blutig gekämpft worden war. Und, merkwürdig genug, auf eben diesen Wiesen des Schlachtfeldes ward die erste große Volksversammlung von 4000 Männern des Aargau's (am 7. November 1830) gehalten, welche Verbesserung der Staatsgrundgesetze und deren Reinigung von aristokratischen Einschmuggelungen forderten und errangen; — jene Freiheit errangen, für welche die Landleute des siebenzehnten Jahrhunderts dort vergebens ihr Blut vergossen hatten. Ein berühmteres Schlachtfeld, aus den brudermörderischen Glaubenskriegen der Eidsgenossen, dehnt sich, nur eine Meile davon entlegen, in den Ebnen von Villmergen

aus. Zweimal floß hier, der getrennten Kirchen willen, das Blut der Schweizer von Schweizern vergossen. Erst wurden die evangelischen Berner (24. Januar 1657) von den katholischen Kantonen, dann, ein halbes Jahrhundert später, (25. Juli 1712) diese von den Bernern geschlagen. Seit dem haben die Schweizer nicht mehr, ihres Glaubens willen, das Schwert gegen einander gezückt.

Wenn aber die Völkerschaften, welche, am Fuß oder im Innern des Alpengebirgs, treu dem heiligen Stuhl zu Rom in frommer Unwissenheit wohnen, wenn sie nicht auch selbst noch in unsern Tagen das geweihte Banner zum neuen Religionskrieg erhoben haben, war das wahrlich weder Verdienst ihrer glaubenseifrigen Priester und Mönche, noch der Nuntiatur und des Papstes.

Als im Januar des Jahrs 1834 sieben paritätische und rein katholische Staaten der Eidsgenossenschaft, zu Baden, in einer Conferenz, Bestimmungen über die Rechte des Staats in kirchlichen Dingen aufgestellt hatten, schrie der fanatischere Theil der Welt- und Klostergeistlichkeit über ketzerische Gewaltthätigkeit und Gefahr der heiligen Religion. Wiewohl die Regierungen jener Staaten nur Rechte sicher stellten, welche die Schweiz von jeher, vor und nach der tridentinischen Kirchenversammlung, ununterbrochen, gehabt und geübt hatten, und von anderen Regenten des katholischen Europa's geübt worden, schrie man dennoch das Anathema. Der Papst verdammte die Artikel von Baden; die Nuntiatur verlegte ihren Sitz von Luzern in den altgläubigen Flecken Schwyz; die Klöster spendeten Geldsummen, Volksbewegungen zu stiften; in Flugschriften, öffentlichen Blättern, in Beichtstühlen und von Kanzeln wurde die Regierung verdächtigt, gelästert; es wurden den Gläubigen Winke zum Aufruhr gegeben und katholische Volksvereine und meuterische Volksversammlungen organisirt. Als, nach aufgenommenem Vermögenszustand der fünf Klöster im Freiamt und bei Baden, deren üble Haushaltung ans Licht gekommen war; als die Regierung des Aargaus, das Klostergut daher unter Aufsicht und Verwaltung des Staates setzte, um größere Vergeudungen zu hindern, und als eben diese Regierung den katholischen Geistlichen, gleich den evangelischen, einen Eid des Gehorsams gegen Gesetz und Verfassung abforderte: drohte, von Mönchen und Priestern aufgewiegelt, ein Theil der Gemeinden im Freienamt, zumahl in der Klosternachbarschaft von Muri und Wettingen, sogar Ausbruch bewaffneten Aufstandes (1835). Aber plötzliche Erscheinung einiger

aargauischen Bataillone und Truppenbewegungen Zürichs, selbst des katholischen Luzerns, machten dem Lärmen schnelle Endschaft. Die Priester leisteten, nach Mißlingen ihres Versuchs, den Eid der Treue und die öffentliche Ordnung blieb fortan ungestört.

Unter den Klöstern des Aargau's (man findet sie längs der Reuß, von einer Stunde Wegs zur andern, nachbarlich beisammen,) ist die weiland gefürstete Benedictiner-Abtei Muri, das älteste und reichste. Idda, die Gemahlin des Grafen Ratbot, welcher die Habsburg auf dem Wülpelsberg baute, hat dies Kloster gegründet. Frommsinn und Aberglauben mehrten im Lauf der Jahrhunderte die Einkünfte des Gotteshauses in solchem Maaße, daß die Jünger des heiligen Benedikt, der andachtsvoll in einer Höhle der Wüste Subliaco gewohnt hatte, itzt in einem Palaste leben, und den Vermögensgenuß von drei Millionen Franken haben, obschon sie durch die Incamerationen ihrer Güter, und ritterschaftlichen und österreichischen Lehen in Schwaben, bei anderthalb Millionen eingebüßt hatten. Armuth und Dürftigkeit, neben großer Bildungslosigkeit, herrscht hingegen unter dem Landvolk der nächsten Umgegend. Es ist im ganzen Kantone gegen Verbesserungen des öffentlichen Unterrichts am gleichgültigsten, oder widerspenstigsten. Vormals pflegte man im Kloster nur eine Person aus jeder Gemeinde vorzugsweise zu unterrichten, die Haushalt und Rechnungswesen der Dörfer, wie der Familien darin, unter Leitung des väterlichen Gotteshauses, führen mußte.

---

### 3. Schinznach, Bad.

An der Abendseite des Wülpelsberges und seiner Ruine, liegen, neben den umbüschten Niederungen des Aarstroms, durch deren Gehölze labyrinthische Schatten- und Lustgänge streichen, die Bäder von Schinznach. Sie, so wie die drei Stunden davon entlegenen Heilquellen zu Baden sind noch immer die besuchtesten und berühmtesten in der an Gesundbrunnen und Heilbädern überreichen Schweiz.

Lange Zeit stand in Schinznach nur ein einfaches, aber weitläuftiges Gebäude zur Aufnahme der Gäste. Jetzt schließt sich ihm geschmackvoll in einem großen Halbzirkel ein neues an, mit dreißig zierlichen Zimmern, sechzig Badkabineten, Tropf- und Dampf-

THE BATHS OF SCHINZNACH. DIE BÆDER VON SCHINZNACH. LES BAINS DE SCHINZNACH.

Carlsruhe, im Kunst-Verlag. W. Creuzbauer.

und Gasbädern; Alles mit gewärmter Luft heizbar, Zimmer, wie Bäder. Mächtige Maschinen- und Pumpwerke treiben die Wasser der tief und aarwärts gelegnen, reichen Quelle zu den Gebäuden, in denen sie, vertheilt, aus ihren Leitungen, kühl oder gewärmt, hervorsprudeln.

Weit ältern Namens und Rufes sind allerdings die heißen Quellen von Baden. Schon dem alten Helvetien bekannt, wurden sie von dessen Eroberern mit den Ueppigkeiten Roms geschmückt. Tacitus gedenkt der Anmuth und des Besuchs der helvetischen Thermen. In den Tagen der allgemeinen Kirchenversammlung von Constanz war hier der Sitz der Wollust und Freuden, wo selbst viele der Prälaten und Herrn nicht verschmähten, sich von den heiligen Mühen zu erholen, mit denen sie Päpste und Fürsten entthront, und Huß und Hieronymus zur Ehre Gottes lebendig verbrannt hatten. Wenn man aber das enge Städtchen, mit schmucklosen Gebäuden und russigten Mauern, in seinem tiefen Bergkessel an der Limmat erblickt, und nirgends Spuren großen Reichthums oder hohen Wohlstandes wahrnimmt, so kann man sich kaum des Erstaunens und der sehr natürlichen Frage erwehren: wohin jene unermeßlichen Geldsummen gekommen seyn mögen, die seit fast zwei Jahrtausenden alljährlich von Nähen und Fernen hier zusammenströmten und zurückgelassen worden sind. Noch vor wenigen Jahren war selbst der Weg von dem Städtchen nach den Bädern nicht ohne Lebensgefahr im Wagen zu machen, und die Mehrheit der Kurgebäude von außen unansehnlich, verwittert; von innen unbequem, zuweilen armselig. Es gibt keine Antwort auf die Frage, als, des Sommers goldne und silberne Erndten, wurden im Winter von den Schnittern in ergötzlicher Muße verschmaußt. Mehrere der Gasthäuser mit ihren Bädern giengen, als Fideicommisse einzelner Familien, von Hand zu Hand. Der jeweilige Nutznießer freute sich des Gewinns, aber hütete sich wohl, davon an Verschönerungen zu verwenden, die nicht immer seinen unmittelbaren Erben zu statten kamen. Wer von den Bürgern verarmte, konnte sich der Steuern aus dem reichen Spitalgut von einer halben Million Gulden getrösten. Sogar die reichhaltigste der Quellen, die in jeder Stunde mehr denn 6000 Maas heißen Heilwassers, ohnweit dem Ufer, unter den Wellen des Limmatstroms, aufstößt, verkündete vergebens ihr Daseyn seit Jahrhunderten durch ewige Dampfwolken, welche über sie im Flusse schwebten. Erst seit dem Jahre 1830 ward diese Quelle, auf Anordnung der aargau'schen Regierung, gefaßt und dem öffentlichen Nutzen übergeben; und

zu den Bädern auch eine schöne Kunststraße geführt. Neue palastartige Gast= und Badehäuser wuchsen nun am Stromufer auf, und weckten die Eifersucht der ältern sich nebenbuhlerisch zu verschönern. Es wurden neue Lustgänge und gartenähnliche Anlagen in der romantischen Umgebung gepflanzt, und Bequemlichkeiten, oder Gelegenheiten zu geselligen Freuden für die tausend Gäste erweitert. Die Zahl der letztern nimmt mit den Behaglichkeiten zu, die ihnen geschaffen worden sind; und weder hier, noch in Schinznach, genügt ihrer anschwellenden Menge kaum der, zur Aufnahme beinahe verdoppelte Raum.

Schinznach aber ist, für die neuere Schweiz, in einer andern Hinsicht, klassisch geworden. Hier ist der Stammort jener helvetischen Gesellschaft, zu der sich immer noch, ein Jahr ums andre, achtbare Männer aus allen Kantonen ihres eidsgenössischen Vaterlandes versammeln, neue Freundschaften schließen, oder alte verjüngen; sich zu wohlthuender Wirksamkeit ermuntern, und ihren, durch kleinliche Kantonalpolitik, Oertlichkeitsinteressen, Abstammungen, Sprachen, Sitten, Schicksalen und Kirchen getrennten Völkerschaften der Schweiz eine Art geistige Einheit zu bereiten. Ich will wohl glauben, daß, dies zu bezielen, nicht gleich Anfangs klar im Bewußtseyn der Männer lag, welche sich seit dem Jahr 1761 in Schinznach regelmäßig zusammenfanden, und ihre aufgeklärtesten Freunde mit sich brachten; aber es ergab sich Alles sehr bald von selber. Schinznach wurde ein neues Grütli für die Schweiz; und in Männern, wie die Iselin von Basel, Zellweger von Appenzell, Urs Balthasar von Luzern, Hirzel von Zürich, u. a. m. erschienen die neuen Telle. Diese waren jedoch nichts weniger, als Verschwörer oder Staatsumwälzer. Sie wollten nur das Licht der Wissenschaft, das Gefühl der Vaterlandsliebe und Gerechtigkeit allgemeiner machen. Aber schon das war damals hinreichend, Argwohn und Unwillen in den spießbürgerlichen Majestäten der kleinen Stadtaristokratien zu entzünden. Man ließ gelegentlich den Ehrenmännern Ungnade fühlen. Man setzte sie zurück, neckte sie, warnte Andre unter der Hand, an der „superklugen“ Gesellschaft Theil zu nehmen, und hielt abhängige Personen zurück, die Versammlungen in Schinznach zu besuchen. So blieben nur die Unabhängigen und Selbstständigen beisammen. Ihr Kreis erweiterte sich mit der Zeit nach allen Richtungen. Im Verkehr mit den weisesten und verehrtesten Männern des Volks, bildete sich nacheifernd eine hellsinnigere Jugend aus, welche später, in Tagen großen Unglücks, für ihr Vaterland und dessen Rettung aus den Stürmen, sich ruhmwürdig auszeichnete.

Ausser der helvetischen, ist auch die Gesellschaft für vaterländische Cultur im Aargau jährlich einmal in Schinznach versammelt. Dieser Verein gebildeter Bürger, welcher seit beinah dreißig Jahren besteht, ist freilich in seiner Wirksamkeit fast nur auf den eignen Kanton beschränkt, aber darum nicht minder würdig, hier genannt zu werden. In einer Republik muß das Beste aus der Bürgertugend im Volke hervorgehn. Regierungen können nur Schirmhalterinnen der öffentlichen Ordnungen und Formen, einfache Vollstreckerinnen des Gesetzes seyn. Jener Verein regte im Aargau vielerlei Löbliches an und veranlaßte, daß Manches ins Leben trat, was ohne ihn vielleicht nie, oder sobald nicht erschienen wäre, z. B. Schulen bei Fabriken, Arbeitschulen für Mädchen, Stiftung einiger Hülfsgesellschaften, Stiftung einer allgemeinen Ersparnißkasse des Landes, einer naturforschenden Gesellschaft zu Aarau, u. s. w. Sein jüngstes Werk ist die Grundlegung zu einer Taubstummenanstalt, die wirklich schon im Beginnen dasteht.

Die gesammte Schweiz hat bis itzt nur fünf Institute zur Erziehung und Belehrung jener Unglücklichen gehabt, denen die Natur, mit dem Sinn des Gehörs, zugleich die Gabe der Rede versagte, durch welche allein Geister mit Geistern auf Erden ihre höhere Gemeinschaft vermitteln und die Erkenntniß des Göttlichen in sich erschließen können. Dergleichen Institute sind zu Genf, Iferten im Kanton Waadt, Frienisberg im Kanton Bern, Menznau im Kanton Luzern und zu Zürich. Unstreitig gebührt, vor allen andern, dem letztern, unter Leitung des verdienstvollen Heinrich von Orell, (Oberrichters in Zürich) der Vorzug. Alle sind milde Stiftungen von Privatleuten und Privatgesellschaften der Kantone, von den Regierungen unterstützt.

Im Aargau ist die Errichtung solcher Unterrichtsanstalt hohes Bedürfniß. Hier mehr, als in irgend einem der benachbarten Kantone, ist die Menge der Taubstummen groß. Nach einem, von jener vaterländischen Gesellschaft bekannt gemachten, sehr genauen Verzeichniß, zählte man im Jahr 1835 bei einer Volkszahl von 170—180,000 Seelen, 960 solcher Unglückseligen, zur Hälfte männlichen, zur Hälfte weiblichen Geschlechts. Wie groß ihre Anzahl in allen übrigen Gegenden der Schweiz, besonders in den Kantonen Bern, Bünden, Wallis u. s. w. seyn möge, ist unbekannt. Man hat sich noch nicht, wie im Aargau und Zürichgau, Mühe gegeben, Nachforschung zu halten. Die Tabellen der Gesellschaft für vaterländische Kultur lieferten durch ihre Ergebnisse Stoff zu

interessanten Beobachtungen, die wohl auch andern Ländern bedeutsam werden könnten. Ich will einige derselben mittheilen.

Unter den 960 Taubstummen im Lande waren nur 520 geisteskräftig genug, um einer gewissen Bildung empfänglich zu sein, und unter denselben nur 254 schulfähige Kinder von sechs bis zwanzig Jahren. Hingegen 440 Individuen zeigten sich vollkommen schwachsinnig, und unter diesen 159 wirkliche Cretinen.

Auffallender noch ist das Verhältniß der Anzahl der Taubstummen zu den verschiednen Altern des Lebens. Man sollte fast glauben, die Desorganisation ihrer Körper entwickle sich erst, unter anhaltenden bösen Einflüssen von außen, mit den Jahren. So fand man im Jahr 1835 nur ein einziges dreijähriges Kind mit jenem Leiden behaftet; im vierjährigen Alter schon zwölf Kinder; im Alter von fünf Jahren deren schon fünfzehn; im Alter von zwölf Jahren dreiunddreißig; vom fünfzehnten bis zum neunzehnten Altersjahr vierundsechzig; vom zwanzigsten bis zum vierundzwanzigsten achtundsiebenzig; vom fünfundzwanzigsten bis zum vierunddreißigsten aber hundert und drei; dann in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und darüber nur noch achtundvierzig. Der Tod hält also zwischenein seine Erndten. Wenige dieser Personen erreichen ein hohes Alter. — Vielleicht aber deutet jene merkwürdige Stufenfolge auch auf Verminderung des Uebels seit den letzten Jahrzehenden durch verbesserte Nahrung, Lebensweise und Sittlichkeit.

Weitaus die größere Zahl der Taubstummen, der Kröpflinge und Cretinen befindet sich in den t i e f e r gelegenen Gegenden des Landes, die besonders einen durch Ströme, Bäche und Bewässerung der Wiesen sehr feuchten Grund haben, und am rechten Aarufer, folglich an der, der Nord- und Nordwestseite zugewendeten S c h a t t s e i t e des langen Aarthales, gelegen sind. In den Gemeinden am linken Aarufer, auf felsigem trocknem Boden, längs Bergabhängen des Jura, welche g e g e n M i t t a g oder Südost gewandt sind, werden wenige oder keine Taubstumme gefunden. Auch wollen Gerber bemerkt haben, daß Thierhäute, welche sie aus Gemeinden an der Schattseite empfangen, poröser und schwammiger sind, als die von Ortschaften an der S o n n e n s e i t e. Jenseits des Jura, mithin an dessen Nordwestseite, befindet sich im Bezirk Laufenburg fast die Hälfte aller jener Beklagenswürdigen in einem einzigen Dorfe beisammen; aber es liegt in einer Thaltiefe, an der Schattseite, feucht und unreinlich.

Der große Wasserreichthum des Kantons, welcher von den

Alpen dahin zusammenströmt, und in Flüssen, Strömen, Bächen allseitig das Land durchfurcht, mag wichtige Mitursache des Uebels sein. Denn hieher ziehen sämmtliche Hauptströme der Schweiz, ausser Rhone, Tessin und Inn; hieher mit all ihren zahllosen Nebenströmen und Bächen, die Aare, Limmat und Reuß, um sich in den Rhein auszumünden. Mehr, als wahrscheinlich ist, daß vor undenklicher Zeit das ganze, prächtige Aarthal, bis gegen Solothurn hinauf, ungeheurer See gewesen ist, ehe die Wucht der Gewässer den alten Felsendamm brach, der hinter dem Städtchen Brugg ihnen den Durchweg verrammelt hatte. Noch sieht man deutlich in unsern Tagen die weit, hinter den üppigen Ufern der Aar, zurückstehenden alten Ufer, und wieder die wasserrechten Ebnen, welche sich mit Sand- und Grienboden weit hinter den alten Ufern ausdehnen gegen die Berge, als nachgelassener Seeboden.

# XXII. Kanton Zürich.

## 1. Die Stadt.

Mit Zürich hätte ich allerdings die bunte Reihe der Schweizerkantone nicht schließen, sondern beginnen sollen. Die edle Stadt wäre es würdig gewesen, auch in diesen Blättern den ersten Rang einzunehmen, der ihr unter den Schweizerstädten durch höhere wissenschaftliche Bildung, durch Gewerb- und Kunstfleiß, durch mächtigen Einfluß auf den Gang der Eidsgenossenschaft, selbst eines Theils der europäischen Welt, mit Recht gebührt. Von ihr aus ging einst der erste Impuls zur kirchlichen, und im neunzehnten Jahrhundert zur politischen Reformation der Schweiz, und von alten Zeiten her bis auf die neuesten, stand sie geehrt, als der „Vorort" (Directorialkanton) des eidsgenössischen Staatenbundes; ein Ansehen, welches sie jetzt mit Bern und Luzern abwechselnd theilt. Wie gesagt, Zürich hätte in diesen Blättern billig den bunten Reigen der Bilder anführen sollen. Allein, wie in der Welt oft genug das größte Verdienst vom Spiel und Muthwillen des Zufalls überwogen wird, so geschah auch hier. Ich folgte nur den Schritten des zeichnenden Künstlers von Kanton zu Kanton, und wohin er ging, trat ich, als getreuer Cicerone, in seine Fußtapfen.

Es ist fast überflüssig, die viel beschriebene malerische Hinlagerung der berühmten Stadt auf ihren Hügeln und zu deren Füßen, und durchströmt von der Limmat, zu schildern, wo dieser Fluß frisch gebadet aus den hellgrünen Wellen des vom Sänger des Messias gefeierten See's hervortritt. Im weiten Halbbogen umringen die breiten Massen der Gebäude, und die Tempel und reizenden Landhäuser mit ihren Gartenanlagen, des See's Nord-

C. Frommel & H. Winkles sculp.

ZÜRICH.

Carlsruhe im Kunst Verlag.

C. Frommel & H. Winkles sculp.

ZÜRICH

Carlsruhe im Kunst-Verlag

spitze. Das Großmünster, im byzantinischen Styl, das Frauenmünster und die Predigerkirche im gothischen, und andere alterthümliche Bauwerke, heben ihre Thürme hoch über ein Gewühl von beinahe anderthalb tausend Gebäuden durch die Lüfte, dem Fremdling in der Ferne zu verkünden, er nahe der Stadt, deren Handelsverkehr schon den Kreuzfahrern zur Eroberung des heiligen Grabes Kriegs- und Lebensbedürfnisse zuführte, er nahe der Heimath vieler Geisterfürsten, wie der Geßner's, der Bodmer's, der Zwingli's, Orelli's, Lavater's, Hottinger's, Füßli's, Hirzel's, Pestalozzi's und anderer Unsterblichen.

Wenn der berühmte Benvenuto Cellini, der vor 200 Jahren hierher aus Italien gekommen war, Zürich schon zu seiner Zeit zierlich „wie einen Edelstein und der Bewunderung würdig" fand, weiß ich nicht, was er damals zu bewundern fand. Denn das innere Zürich, die „City," welche noch treulich die altreichsstädtische Physiognomie bewahret hat, mit allen winklichten, dunkeln, unebenen, oft steilen Gassen, zum Theil so eng, daß ein achtbarer Mann, etwa von John Falstaffs Kaliber, sie noch heut nicht passiren darf, ohne Gefahr in der Klemme hängen zu bleiben, während sich Liebende aus den gegenüber stehenden Fenstern küssen können, — sie ist wahrlich ziemlich unschön. Und die hohen russigten Häuser, mit ihren scharfen Giebeln, Erkern, Eckfenstern (den Lieblingen lauersamer Neugier) und anderm Zubehör mittelalterisch-bürgerlichen Baugeschmacks, helfen keineswegs zur Milderung der architektonischen Uebelstände.

Was würde der florentinische Künstler des 16. Jahrhunderts aber sagen, wenn er die gegenwärtige blühende Stadt erblickte? Seit der Schleifung der Festungswerke ringsum, die im Jahre 1833 begonnen worden, schwillt die Stadt weit nach allen Richtungen auseinander Eine fast zahllose Schaar junger Gebäude, viele derselben von edler Architectur, steigen von Jahr zu Jahr aus dem Boden hervor. Es reihen sich neue Straßen zusammen. Im fröhlichen Wetteifer mit der Hauptstadt rücken ihr die benachbarten Dörfer mit ihren zierlichen städtischen Wohnungen näher. Vielleicht, ehe das Jahrhundert verstreicht, gewähren die Ufer des halben Zürichsees, links und rechts, den Anblick einer einzigen ungeheuern Stadt, in deren Mitte die breite, prächtige Wasserfläche von Barken, Frachtschiffen und Dampfboten wimmeln wird. Bei dem steigenden Gewerbsfleiß und Wohlstand vermehrt sich im ganzen Kanton fortwährend, wie die Bevölkerung, so die Zahl der Wohnungen, jährlich im Durchschnitt

4 bis 500. Im J. 1809 zählte man nur 37,258 Gebäude, im J. 1828 schon 45,499; gegenwärtig ist die Menge um vieles vergrößert.

Jener schneidende Gegensatz, welchen zum alterthümlichen und wunderlichen Stadt-Kern außerhalb desselben die neuen, geschmackvolleren Bauten und Anlagen von bunt durch einander gewürfelten Pallästen, Gartenhäusern, Gasthöfen, Schulgebäuden und kaum entstandenen Straßen bilden, gibt dem heutigen Zürich eine besonders characteristische Eigenthümlichkeit. Es wird zu einem plastischen Symbol der Schweiz, wie diese aus dem fünfzehnten Jahrhundert plötzlich, fast ohne sichtbare Uebergangspuncte, in's neunzehnte herauswächst.

Das Hangen an traute Herkömmlichkeit ist den Schweizern überall eigen, wie in ihren Alpenthälern, so in ihren volkreichsten Städten, trotz dem jährlichen Zusammenfluß vieler tausend Fremdlinge aus den verschiedensten Ländern und Welttheilen. Wohl hat der Verkehr mit ihnen, und der gefräßige Strom der Zeit, Manches des alten Löblichen und Unlöblichen hinweggewaschen. Ein wohlweiser Rath von Zürich hält es nicht mehr für gerathen, zu befehlen, daß z. B. bei einer Hochzeit nur „sechs hübsche Leute" (d. i. Musikanten) den Tänzern aufspielen dürfen, nämlich „zween Singer, zween Geiger und zween Toiber" (vermuthlich Pfeiffer oder Posaunisten). Doch hat sich immer noch viel wunderlicher Brauch der guten alten Tage in das verfeinerte Leben und Treiben der heutigen Welt hinübergeschlichen und eingerankt. Schreitet eine stattlich aufgeputzte Dienstmagd stolzes Schrittes mit einem ellenlangen Blumenstrauß durch die Gassen, den sie, wegen ungebührlicher Größe, weder in der Hand, noch an der Brust tragen kann, sondern, wie einen eingefäschten Säugling, im Arm halten muß, so wandert sie zu den Verwandten und Freunden ihrer Herrschaft, um ihnen die Erscheinung eines neugeborenen Familiengenossen zu melden. Ist dieser ein Knäblein, wird gewöhnlich der Verkünderin die frohe Botschaft reichlicher belohnt, als wenn sie nur die Geburt „eines Kindes" anzeigte, das heißt nur eines Mägdeleins. Wankt hingegen ein altes Weib, über und über schwarz verhüllt, und den Kopf nonnenhaft in weißes Leinen gewickelt, von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, so ist die gespensterartige Gestalt eine sogenannte „Kilchgangssagerin." Mit eintöniger hohler Grabesstimme krächzt sie Allen, die es vernehmen wollen, Namen und letzte Stunde eines eben Verstorbenen. Am Begräbnißtage selbst ist das ganze Erdgeschoß des Trauerhauses auf der Straße mit

schwarzem Tuch überhangen. Bekannte und Verwandte, welche den Sarg zur Gruft begleiten wollen, drängen sich herbei, und defiliren an den nächsten Angehörigen des Todten, die vor dem Hause in Reihe und Glied aufgestellt sind, vorüber, indem sie diesen, als Zeichen des Beileids, flüchtig die Hand geben. Auch in andern Schweizerstädten besteht noch diese eben so lästige, als grausame Ceremonie, mit leichten Abänderungen. Man kann sie wohl grausam nennen. Sie ist für Hinterlassene martervoller Zwang, ihren Schmerz um geliebte Eltern, Kinder, Gatten, Geschwister vor den Augen des gaffenden Publicums zur Schau zu stellen. Aber Eitelkeit, ein mehr oder weniger großes Leichengefolge auf den Straßen prangen zu lassen, behauptet ihr Recht dabei. Indessen scheint's, diese und ähnliche herbe Bräuche wollen allmählig immer mehr vor der verständigeren Sitte verschwinden.

Längere Dauer kann man aber einem der Stadt Zürich eigenen Volksfest weissagen, welches hier unter dem Namen des „Sechseläutens" bekannt ist. Jedesmal am Montag, welcher der Frühlingsnachtgleiche folgt, wird mit der großen Glocke des Münsters Abends sechs Uhr, und, von dem Tage an, eben so den ganzen Sommer, geläutet. Es ist der Glockengruß an die schönere Jahrszeit; es ist der Ruf zur Feier des Frühlings. Schon morgens schwärmen einzelne verkleidete Kinder durch die Straßen der Stadt; bald sind es größere Maskenhaufen. Bei fröhlichen Gastmalen in ihren Zunfthäusern versammelt, lassen die Bürger, hier ohne Unterschied des Ranges und Reichthums beisammen, in lustigen Trinksprüchen dem Witz und der muthwilligen Laune den Zügel fahren. Zuckerwerk, oder Hände voll kleiner Münzen, fliegen zum Fenster hinaus unter die jauchzende Jugend. In langen Processionen, oder auf großen Schiffen, statten sich die Zünfte gegenseitig Besuche ab, unter dem Jubel unzähliger Zuschauer an allen Fenstern, auf allen Plätzen, an den Ufern des Limmatstromes, oder in Nachen und Booten. Redner begrüßen sich, und trinken einander, im antiken Zunftpokal, Freundschaft und Glück zu. Ringsum Gesang, Kanonendonner, Musik, Jauchzen. Und wie beim Hereindämmern des Abends das Glockengeläute des großen Münsters ertönt, lodern auf benachbarten Hügeln der Stadt die Flammen mächtiger Scheiterhaufen. Schmaus, Trank und Sang in den Zunftsälen dauern unterdessen mit stürmischer Lust bis tief in die Nacht.

Feste dieser Art, in welchen sich Gebildete und Ungebildete, Reiche und Arme, traulich zusammengesellen, tragen nicht wenig dazu bei, Art und Sitte des gemeinen Bürgers zu veredeln, den

Amts- oder Geldstolz der Stadtnotabilitäten zu mildern, Regierende und Regierte einander näher zu führen und zu befreunden, und überhaupt bürgerliche Eintracht zu fördern. In Zürich vielleicht mehr, als in irgend einer andern Schweizerstadt, scheint es, mit den herkömmlichen Uebungen und Bräuchen, darauf abgesehn, die Einwohnerfamilien auf's engste und dauerhafteste zusammenzuziehn. Die gesammte bürgerliche Bevölkerung erscheint gleichsam wie eine Conföderation unter sich verketteter Familienvereine in Alters-, Spiel- und Zunftgenossenschaften. Es ist herkömmliche Sitte, daß sich wöchentlich einmal die Mitglieder einer Verwandtschaft, bei einem oder dem andern der dazu Gehörenden, in traulicher Abendunterhaltung vereinigen. Fremde, oder entferntere Verwandte, sind in der Regel von diesen Gesellschaften ausgeschlossen. Man bespricht sich da freier über eigene und andere Angelegenheiten; und religiöse Ehrfurcht für Familienbande, die man nie ganz zerfallen lassen will, wird Gewohnheit und Bedürfniß. Eine ähnliche Verbindung hinwieder wird durch die sogenannten „Sonntagsgesellschaften" der Altersgenossen gebildet. Kinder verschiedener Häuser, doch immer nur Knaben mit Knaben, oder Mädchen mit Mädchen, pflegen sich an Sonntagen abwechselnd bald in dieser, bald in jener Familie zu versammeln. Da belustigen sie sich, bei einfacher Bewirthung, mit Spielen im Zimmer, oder auf Spaziergängen im Freien. Sie wachsen, so zu einander gewöhnt und innig bekannt, heran; ihre üblichen Zusammenkünfte und Verbindungen bleiben, von zarter Kindheit bis zum hohen Alter, wie sie sind. Verhältnisse, Stand, Beruf, Verheirathungen, Entfernung oder Alter der Gespielen können sich ändern, aber nicht leicht das früh geknüpfte Band zerreißen. Greise nennen sich noch unter einander Gespielen.

Es ist wahr, dies Zusammenrinnen der bürgerlichen Gesellschaft in vereinzelte Gruppen von Verwandtschaftskreisen, Genossenschaften und Cotterien, erzeugt häufig eine gewisse Einseitigkeit im Character. Aber zur Stärke des Charakters gehört auch eine gewisse Einseitigkeit desselben. Glatt abgeschliffene, geschmeidige Denk- und Handlungsweisen der Menschen können wohl geselliger und gefälliger, aber nicht immer achtungswürdiger machen. Ich zweifle kaum, die bezeichneten und andere socialen Einrichtungen seiner Vaterstadt geben dem Züricher im Allgemeinen jenen eigenthümlichen Zug von Herzlichkeit neben spröder Härte im Aeussern, von Gastfreundlichkeit und zurückhaltender Abgeschlossenheit, von Häuslichkeit und Trennung der Männer und Frauenzimmer im geselligen Leben, der dem Fremdling oft unbehaglich zusagt, aber

doch vielen der schönsten republikanischen Tugenden zur Quelle geworden ist.

Was Zürich durch Sinn für Wohlthätigkeit Großes geleistet hat, und worin es unter allen Schweizerstädten nur mit Basel wetteifert; oder was es, in alter und neuer Zeit, für Wissenschaft und Kunst Herrliches gethan, worin Genf allein Zürich's Nebenbuhlerin blieb, ist allgenug bekannt. Wohl nur wenige Staaten, nicht etwa des Schweizerbundes, sondern des Welttheils, haben, im Verhältniß ihrer Größe und Kraft, eine größere Zahl berühmter Bürger in allen Gebieten der Wissenschaft aufzuweisen, oder vielthätiger, besonders in neuester Zeit, für Volksbildung gewirkt. In Angelegenheit des öffentlichen Unterrichts machte sich der Freistaat nicht das Weitglänzende zum Ziel, sondern das, in harmomonischer Gliederung des Ganzen, Zweckvollste der einzelnen Einrichtungen. Jede Gemeinde besitzt ihre Primarschule, oder mehrere derselben; jeder Bezirk eine Musterschule, als Vorbild der übrigen. Ein Seminar, ohnweit der Hauptstadt, zu Küsnacht, beschäftigt sich mit Bildung tüchtiger Lehrer für alle. An jene Anstalten schließen sich die Secundarschulen des Landes an, welche den Uebergang zum Gymnasium, oder zur wissenschaftlichen Schule für Gewerbe und Kunst, machen. Ungerechnet die Lehranstalten für Thierheilkunde, für Blinde und Taubstumme u. s. w., kam zu allem noch die im Jahr 1833 gegründete Universität.

Diese neue Schöpfung, von welchen Hindernissen sie auch immerhin in den ersten Jahren ihres Daseyns bekämpft war, erhob sich, inmitten derselben, mit kräftigem Leben. In der Wahl ihrer geistreichen Professoren und Privatdocenten ward nicht so sehr auf sogenannte „europäische Namen“ als auf Männer geachtet, welche, mit dem Verdienst gründlicher Gelahrtheit, die Gaben eines glücklichen Vortrags vereinten. Dieser Vorzug ist nicht immer, man weiß es, bei akademischen Docenten vorhanden. Mancher literarische Heros, der ein Professor für Professoren seyn könnte, ist oft unfähig Jünglingen, die von Gymnasien kommen, seine Weisheit genießbar zu machen. Demungeachtet zählt jedoch die Hochschule Zürich's so erlauchte Namen unter ihren Lehrern, wie irgend eine andere ihrer Schwestern. Ich könnte z. B. an die Philologen Casp. v. Orelli, oder Bremi, an die Naturforscher Oken und Rud. Schinz, an den Arzt Schönlein, an den Historiker J. J. Hottinger u. a. m. erinnern. Die studirende Jugend, deren Zahl sich bald anfangs über 200 erhob, kennt hier weder die alterthümlihe „akademische Freiheit“, noch die neuthümliche akademische Ruthe.

Ohne Vorrecht und ohne Herabsetzung, stehn die Jünglinge allen Bürgern vor dem Gesetz und Gericht gleich. Man sieht und hört nichts von sonst gewöhnlichen Renomistereien, Burschenschaften, Ordensverbindungen u. dgl. m.; selten von Unfugen jugendlich-unbesonnenen Muthwillens, noch viel weniger vom polemisirenden Brod- und Gelehrtenneid auf Kathedern.

Die akademische Bevölkerung Zürichs ward im schnellern Wachsthum durch mancherlei Umstände gehemmt. Bern stiftete, inner seinen Mauern, bald ebenfalls eine Hochschule, während die vierhundertjährige in Basel noch schwächlich fortathmete. So wurden die reichen Kräfte kleiner Staaten übel zersplittert. Deren Verbindung zu einer einzigen eidsgenössischen Universität würde das Großartigste in dieser Art haben erschaffen können. Dann untersagte, vielleicht allzusorgliche, Staatsökonomie, oder Politik mancher deutschen Staaten ihren studirenden Jünglingen den Besuch der schweizerischen Hochschule. Dazu mögen die bekannten tollen Lärmereien und Schwärmereien flüchtiger Demagogen und Weltverbesserer beigetragen haben, welche jedoch bald genug den von ihnen entweihten Schweizerboden räumen mußten. Eben so wirkten die politischen Reformen und vorübergegangnen Gährungen in einigen Kantonen anfangs auf fremde Regierungen nachtheilig für die Schweiz. Inzwischen ist wohl den Monarchien das Leben ihrer Söhne in Republiken so wenig gefahrvoll, als das „monarchische Princip" den harmlosen Demokratien zwischen Jura und Alpen. Viele Schweizerfamilien senden ihre Söhne noch furchtlos immerdar auf auswärtige Hochschulen, um die Jünglinge mit fremden Gesetzgebungen, Einrichtungen und Sitten vertrauter und im Auslande ihnen das Vaterland in seinem ganzen Werth schätzbarer und theurer zu machen.

---

## 2. Land und Volk.

Wollt' ich von Zürichs Sammlungen für Wissenschaft und Kunst, von Mannigfaltigkeit und Rührigkeit seines Gewerblebens, von glänzenden Zügen des Edelsinns seiner Bürger, von seinen Gelehrten-, Künstler-, Wohlthätigkeitsvereinen, von seinen zahlreichen Stiftungen, von seinen Alterthümern, von seinen Lustorten und anmuthigen Umgebungen erzählen: Diese Paar Blätter müßten

zu einem breiten Guide des voyageurs anschwellen. Darum aber ists hier niemandem, auch mir nicht, zu thun. Klassische Stellen überall, wohin man tritt.

Wenn Staatsmänner, oder die doch dergleichen werden wollen, ihre Schweizerreisen nicht blos als Lustpartie, von Gasthof zu Gasthof, machen und nebenbei, in Verdauungsstunden, blos den Schönheitswechsel der Gebirgslandschaften in den Kauf nehmen mögen: sondern wenn sie geneigt wären, ihre Kunst, statt aus Collegienheften und Büchern, lieber aus dem Studium der Wirklichkeit bei einem glücklichen Volke zu erlernen, würde ich ihnen den Kanton Zürich empfehlen. Das Land mit seinen acht Städten, unter denen, nächst der Hauptstadt, das reiche, gewerbige, aufstrebende Winterthur hervorragt, mit seinen Paar hundert Dörfern und Weilern, von denen mehrere schönen Städten ähneln, ist sehr mäßigen Umfangs; daher jungen Staatskünstlern bequemer zu durchschauen, als Ländermassen einer großen Monarchie. Das ganze Land hat nur einen Geviertraum von etwa 32 geographischen Meilen, auf welchem im fünfzehnten Jahrhundert eine Bevölkerung von 52,000 Seelen, im achtzehnten Jahrhundert eine von 176,000 lebte, und, nach der neuesten Zählung, (vom Jahr 1836) 231,576 Einwohner Nahrung finden. Schon dies müßte die erwähnten Kunstjünger aufmerksam machen. Auf Barke oder Dampfschiff könnten sie den prachtreichen See, von Zürich bis zu seinem entgegengesetzten, neun Stunden entfernten Ende, bei Smerikon, fahren. Wenn sie dann auf dem weiten Wasserspiegel die geschäftig und zahlreich umherschwärmenden Schiffe und Schifflein erblicken, und links und rechts die Ufer mit Palästen, Fabriken, Gärten und stadtgleichen Dörfern bedeckt; wenn sie darauf in die stille, leere Welt der Schwyzerischen und St. Gallischen Ufer gelangen, wo ihrem Auge einzelne, ärmliche Ortschaften, dagegen aber malerische Kapellen, Kreuzbilder und Kirchen begegnen: würden sie ohne Wegweiser die Gränzen des Kantons finden und von selbst zur Frage kommen, woher der plötzliche Unterschied? — Allerdings, die Nachbarschaft der industriereichen Hauptstadt, und die den Verkehr begünstigende Schifffahrt, hat zum Aufschwung des Wohlstandes geholfen, und, noch vor fünfzig Jahren sogar, ziemlich wider den Willen der Hauptstadt. Auch ist er allerdings nicht der gleiche im ganzen Lande, dessen Raum hin und wieder durch unwirthliche Felsenberge, (deren höchster, das Schnebelhorn, nicht viel über 4000 Fuß steigt) und durch 30 — 40 größere und kleinere Seen beengt wird. Indessen

erblickt man, mit Ausnahme weniger Gegenden, überall blühenden Landbau. Aber die den Reisenden anlachende Fruchtbarkeit des Bodens ist mehr Werk landwirthschaftlicher Kunst und angestrengter Arbeit, als der Naturgunst.

Unser Kunstjünger würde da lernen, daß ein Volk, dem man die Hand frei, den Verstand hell läßt, sich selber besser zu helfen wisse, als es alle staatsökonomische Weisheit der Finanzmänner vermag und begreift. Es geht aber Völkern mit ihren weltlichen und geistlichen Leib- und Seelsorgern häufig, wie Kranken mit ihren Aerzten. Sie werden gar oft das Opfer von Versuchen und Kunststücken. — In der guten alten Zeit des politischen Großvaterthums waren geistlicher und weltlicher Arm vollkommmen über Theilung der Welt unter sich einverstanden; einer darin Helfer oder Stütze des Andern. Den Unterthanen nahm man vorsichtig die von den Vätern wohlererbten aber gefährlichscheinenden Rechte ab, und wies sie zum Beten und Arbeiten, blinden Glauben und blinden Gehorchen an. Da gab es keine Revolutionen, als im Hause der Herrschaft selber. Allein blinde Arbeiter sind in der Regel schlechte Arbeiter und mit dem armen Volk verarmte auch die Herrschaft selber. Die väterliche Verwaltung trat daher an die Stelle der großväterlichen. Man ließ nun in die Schulstuben so viel Licht fallen, als für nöthig erachtet ward, oder als überhaupt, beim Sonnenaufgang der Wissenschaft und der Reformation, nicht länger abzuhalten war. Man sah. Doch wer sieht, urtheilt auch selber; glaubt nicht blind, und gehorcht nicht blind. Es entstanden daher Mißverhältnisse zwischen dem Bedürfniß der Regierenden und Regierten. Revolutionen und politische Reformationen waren naturnothwendige Folgen einer väterlichen Regierung. Die Söhne stellten sich endlich ans Ruder. Ehemalige Schooskinder und Stiefkinder des Landes anerkannten gegenseitig ihre gemeinsamen Bruderrechte. Dies ist mit wenigen Worten die Geschichte des Freistaates Zürich.

Hier streckte sich der Zeitraum des Großvaterthums bis gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts herab. Das Volk ward in seinen besten Rechten verkürzt, mit Strenge bevogtet, selbst in häuslichen Kleinigkeiten. Die Stadt gab Vorsteher, Officiere, Richter, Lehrer, Pfarrer u. s. w. Das Volk hatte nichts zu denken, sollte nichts denken, als ans Beten und Arbeiten. Sogar Art und Weise der Arbeiten, Stoff und Schnitt der Kleider, Küchenvorschriften bei Festmalen, Hochzeiten, Kindtaufen u. s. w. lagen nicht außer der Sphäre hochobrigkeitlicher Sorge.

Erst mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begann die väterliche Regierung der Züricher. Diese hütete sich zwar das mindeste der Rechte und Vorrechte zurückzugeben, welche von den Großvätern dem Volke schlau oder gewaltsam entzogen worden waren. Allein sie führte bei sich selber bessern Haushalt ein, daß sie Großes leisten konnte, ohne durch Steuern und Auflagen den Wohlstand der Unterthanen allzusehr zu hemmen. Sie begünstigte Kunst und Wissenschaft; beförderte Volksbildung; verbesserte das Schulwesen um Vieles; ermunterte den Gewerbsfleiß und waltete allseitig mit Gerechtigkeit. Die Stadt ward ruhmreich, das Land blühender, die Bewohnerschaft desselben verständiger, sittlicher und selbstbeholfener. Soviel Dörfer, soviel Zeugen öffentlicher Wohlfahrt. Mancher Bauer besaß nicht geringeres Vermögen, als im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert irgend der reichste Bürger von Zürich, der damals sich kaum über 30 bis 60,000 Gulden Eigenthums rühmen konnte. Die sämmtlichen Manufakturen beschäftigten gegen 60,000 Personen, also wohl den dritten Theil der Einwohner. Mit dem Wachsthum der Bevölkerung, dem veredelten Landbau, dem ausgebreitetern Betrieb der Manufakturen vermehrten sich natürlich auch die öffentlichen Einkünfte sonder Mühe und Zwang. Wer hätte diesen kleinen Staat nicht glücklich preisen und die Regierung nicht weise nennen sollen? — Und doch war es anders.

Die väterliche Regierung beging nämlich den Fehler, die Landeskinder so zu erziehen, daß sie sich in ihrer Mehrheit mündig fühlten; aber dabei wurden sie, nach wie vor, als Unmündige behandelt. Erwachsene Söhne, wenn man sie fort und fort im Hause der Eltern, wie kleine Knaben, am Kindertisch sitzen läßt, mit Aussicht auf die Ruthe hinterm Spiegel, finden da, wo sie sonst ihr Paradies hatten, Sklavenstand. Es offenbarte sich zwischen der fortgeschrittenen Civilisation des Volks und der weit zurückgebliebenen Gesetzgebung schreiender Widerspruch. Inner den Ringmauern der Hauptstadt bestand Demokratie; außerhalb derselben die drückendste Unterthanenschaft, wie in keiner Monarchie des edlern Theils von Europa. Die Landleute waren gewissermaßen gesetzliche Heloten und Taglöhner der Stadtbürger; konnten für eigne Rechnung keine Gewerbe, keinen Handel, außer mit Wein und Getraide, betreiben; denn Zunftzwang in der Stadt verbot es. Sie mußten das Garn, welches sie verspinnen, das Gewebe, welches sie verarbeiten wollten, von den Bürgern in Zürich kaufen, und das Verarbeitete wieder an diese verkaufen. Der Sohn eines

Landmanns von Richterswyl, Namens Hozze, der sich in seinem Vaterlande schwerlich zu einer armseeligen Hauptmannsstelle hätte emporschwingen können, mußte ins freiere Ausland gehn, um, als kaiserlich-österreichischer General-Feldmarschalllieutenant, siegreiche Heere anführen zu können. Weltliche und geistliche Staatsämter standen den Söhnen der Landleute, auch den gebildetsten und talentreichsten, verschlossen, waren und blieben nur erbeignes Gut der Stadtbürgersöhne.

Unter den zierlichen Dörfern, welche die Ufer des Zürichsees verschönern, glänzt Stäfa, von 3 bis 4000 Einwohnern bevölkert. Hier war es, wo im Jahr 1794 sich zuerst Stimmen für Loskäuflichkeit der Feudallasten, und für Gewerbs- und Handelsfreiheit zu erheben wagten. Man bot in den Gemeinden am See eine Denkschrift umher, die von Tausenden unterzeichnet, der Regierung vorgelegt werden sollte. Doch ehe es zu Stande kam, wurden die Urheber verhaftet, mit Geld- und Gefängnißstrafe belegt, oder aus dem Lande verbannt. Bald aber brachte der Zufall eine alte, verloren geachtete Urkunde ans Tageslicht, durch welche den Landleuten die Freiheiten, welche sie begehrten, zum Theil schon im Jahr 1489 feierlich zugesichert worden waren. Zürich selbst konnte Aechtheit und Wahrheit der Urkunde nicht läugnen, gebot aber Schweigen darüber. Sieben eidsgenössische Stände waren Bürgen jener dem Volk gewährten Rechtsame gewesen; aber, nur Glarus ausgenommen, blieben sie taub und stumm. In der Hauptstadt sah man das Begehren der Seegemeinden für Aufruhrversuch an, bewaffnete sich, trieb, wer von Stäfa in der Stadt Zürich lebte, selbst Dienstboten und Kranke fort, und forderte die, welche sich des Geschäftes am eifrigsten angenommen hatten, zur Verantwortung. Die Geforderten fürchteten sich zu erscheinen. An einem Sonntag Morgen, als alles Volk in der Kirche zum Gottesdienst beisammen war, besetzten dritthalbtausend Mann von Zürich, mit vielem Geschütz, Stäfa; entwaffneten den Ort; führten die achtbarsten Bürger in die Gefängnisse der Hauptstadt; und nachdem die Gemeinde mondenlang die Truppen beherbergt hatte, ward sie noch mit einer Contribution von 78,000 Gulden belegt. Von den Gefangnen sahen sich viele mit Geld, mit Entehrung, mit zehn- und zwanzigjährigem Kerker bestraft; Hans Jakob Bodmer aber, ein würdiger Greis, mit lebenslanger Einkerkerung, nachdem der Henker auf der Richtstätte das Schwerd über dessen Haupt geschwungen hatte.

Es war im Jahr 1796, als ich auf einer meiner Fußreisen

zum erstenmal das schöne Stäfa sah. Im Schatten eines Baumes gelagert, beobachtete ich einen jungen Landmann, der so eben seine Feldarbeit beendigte. Wir verwickelten uns bald ins Gespräch. Statt mich, nach meinem Verlangen, in ein Wirthshaus zu führen, bot er mir gastfreundlich in seinem niedlichen, von Reben umsponnenen Hause, einen Labetrunk an. Während er sich umzukleiden und zu reinigen gieng, durchmusterte ich in seinem Zimmer die Bücher, und fand, neben den Schriften Klopstocks, Göthe's und andrer deutschen Klassiker, auch die von Rousseau und Montesquieu. „Wer liest das bei euch?“ fragte ich den Bauer. „Ei nun, mein Bruder und ich!“ war die Antwort. Ich erfuhr, daß hier, wie in den andern Gemeinden beider Seeufer, Lesezirkel bestanden, daß man auf Privattheatern Schauspiele aufführte, von denen das letzte Shakspears Romeo und Julie gewesen. Der freundliche Bewirther mußte mich bei der Julie von Stäfa einführen. Ich lebte zwei angenehme Tage in diesem Dorfe, überrascht von Allem was ich sah und hörte. Solche Bildungsstufe hatt' ich unter Landleuten nicht erwartet. Am rührendsten ward mir aber die Ruhe und Mäßigung, mit der man von den Mißhandlungen sprach, welche ein Jahr zuvor die Gemeinde und ihre Familien erduldet hatten. Nichts weniger, als diese Ruhe und Mäßigung, fand ich dagegen in Zürich selbst wieder, sobald irgend Rede von den verachteten und verhaßten „Seebuben“ ward.

Und anderthalb Jahr später, als Frankreich völkerrechtsmörderisch die Schweiz anfiel, als die erschrocknen Regierungen derselben sich eilfertig mit ihrem Volk auszusöhnen trachteten, — schon zu spät! — wurden die Gefangnen aus den Züricher Kerkern in ihre Heimathen zurückgesandt; auch der greise Bodmer. Es geschah zur Nachtzeit. Aber zahllose Freudenfeuer in Höhen und Tiefen, beleuchtete Dörfer, strahlende Fackeln beider Ufer des Sees erhellten die Wellen, auf denen Bodmer, umschwärmt von einer Flotte von Fahrzeugen unter Jubelgeschrei, Musikchören und frohem Donner des Geschützes, einen Triumphzug erlebte, wie vor ihm und nach ihm kein Schweizer in seinem Vaterlande empfangen hat. Nach wenigen Monaten erschien er unter den Senatoren der helvetischen Republik, als Märtyrer des Rechts und der Freiheit von seinem Volk gefeiert.

Von da an, nach überstandnen Stürmen der Revolution, und nach erloschnem Monopol der Hauptstadt, gieng der Wohlstand dieses Kantons allen übrigen Gegenden der Schweiz im Riesenschritt voran. Was das Jahr 1815, zu Gunsten einer blöden

Aristokratie, an den Rechten des Volks wieder zu verkümmern begann, stellte der Tag von Uster, der 22. November 1830, vollständig wieder her. Uster ist ein stattlicher Marktflecken ohnweit dem Städtlein Greifensee, in anmuthiger Landschaft, zwischen Bächen, Wiesen und kleinen Seen, am Fuß einer beinah tausendjährigen Burg. Hier war's, wo sich an jenem Tage über 10,000 Bürger des Landes versammelten, und an die Regierung ihre Bitte um Reform der Staatsverfassung und billigere Repräsentation des Landes in der Gesetzgebung richteten. Noch stand der edle Paul Usteri am Staatsruder, ein weitblickender und gerechter Mann. Er stand unerschüttert zwischen den entgegengesetzten Partheien und Stürmen, lenkte beide mit starker Hand zum Heil des Vaterlandes zusammen, und gründete dessen neues Glück.

Seitdem nahm der öffentliche Wohlstand mit verjüngter Kraft einen Aufschwung, der hin und wieder ans Wunderhafte gränzt. Eine musterhafte Staatsverwaltung verbessert fort und fort die Fehler der ehemaligen. Gesteigerte Volksbildung und der Blick auf die Wirklichkeit, zerstört die weiland gepriesenen politischen und administrativen Vorurtheile; und jene zwieträchtige Eifersucht zwischen Stadt und Land, welche seit Jahrhunderten verderbenvoll gewirkt hat, ist in der Gleichheit staatsbürgerlicher Rechte beider schon erloschen. Zürich selbst, welches einst beim Verlust seiner Hoheitlichkeit, für die eigne Zukunft zitterte, erkennt, im Glanz seines jetzigen Emporhebens und frischen Lebens, den ungeheuern Gewinn, welchen es mit dem Opfer seiner kleinlichen Vorrechte erworben hat.

Als sich Göthe im Jahr 1797 in Stäfa aufhielt, schrieb er von diesem Dorfe: „Es gibt von der schönsten und höchsten Kultur einen reizenden und idealen Begriff.“ Er dachte vermuthlich aber nur an die Kultur des Bodens, an die Weinberge, Felder, Gärten und Obstanlagen, welche, im sorgfältigsten Anbau, das Auge schmeichelnd, sich zwischen Häusergruppen längs dem See ausbreiten. Heutiges Tages beobachtet der Wandrer die Entfaltung einer Kultur höherer Art, und wie hier, auch in andern Gegenden des Landes. Er sieht längs dem See mit dem Landleben städtische Sitte und Bequemlichkeit vermählt, Privatbibliotheken, Lesegesellschaften, Familientheater, Kunstfreunde, Künstler, Erziehungsanstalten, Bäder, Buchdruckereien, Sängervereine, Concerte, Manufakturen und Fabriken manigfaltiger Art u. s. w.

So in Stäfä, so in Horgen, Meilen, Männedorf, den romantisch gelegnen Ortschaften Wändenschwyl, Richterswyl und in andern.

Die Kunst des Schönen, sagt man, mildert Gemüth und Sitte der Völker. Der thracische Orpheus bewegte durch seinen Gesang Felsen, und zähmte wilde Thiere der Wälder. Der Orpheus der Schweiz ward der bekannte Tonkünstler Georg Nägeli von Zürich. Er führte Sinn für das edlere Lied und den harmonischen Gesang ein. Beides verbreiteten seine Jünger durch alle Kantone, zumal der reformirten Schweiz, das heißt des größern Theils der Eidsgenossenschaft. Man wird da wenige Schulen, ohne Gesanglehrer, finden. Fast in allen Dörfern, auch in vielen kleinen Städten der Schweiz, haben sich itzt Sängervereine gebildet. Durch sie veredelten sich nach und nach die geselligen Verhältnisse. Gewöhnlich treten Sänger und Sängerinnen einer Ortschaft an Sonntagen zu ihren Uebungen zusammen, oder auch Chöre mehrerer Ortschaften. Ein oder zweimal des Jahres versammeln sich die Liedervereine von weit umher; zuweilen die des gesammten Kantons, in einer der geräumigsten Kirchen, zur Aufführung großer Tonstücke. Kein bedeutendes Volksfest wird mehr gefeiert, ohne von diesen Harmonien verherrlicht zu werden. Noch gedenkt man besonders des würdigen Festes auf dem Schlachtfelde bei Cappel am 11. October 1831, dem Todestag des Reformators Zwingli. Ein Baum immer nachgepflanzt, bezeichnet heut noch die Stätte, wo der Glaubensheld im Jahr 1531 kämpfend den großen Geist aufgab. Der erschütternde Gesang von vielen hundert Stimmen vereinigter Chöre, abwechselnd mit den begeisternden Worten ausgezeichneter geistlicher Redner, bewegte das Gemüth der anwesenden Tausende; nichts aber ergreifender, als im Augenblick des Scheidens vom „Zwinglibaume" das Lied: „Ruhe sanften Todesschlummer."

Man glaube nicht, daß diese edlere Bildung, diese in andern Ländern vielgetadelte sogenannte „Aufklärung" des Landmannes, ihn, wie man sich auszudrücken pflegt, über seine Sphäre erhebe, ihn seinem Beruf entfremde, indem sie die bäurische Rohheit und Tölpelei von ihm abstreift. Ihr begegnet den Künstlern, den Sängern und Sängerinnen an Wochentagen, früh und späth, bei harter Arbeit in Feldern und Rebbergen, mit Pflug und Karst geschäftig, oder in Werkstätten der Fabriken und Manufacturen. Ihr seht sie ihre Verrichtungen, auch die gröbsten, ämsiger und verständiger betreiben, als jene verwahrloseten Halbwilden, welche vom Vorurtheil

selbstsüchtiger Gebieter in Unwissenheit, Aberglauben und wüster Gewohnheit erzogen und kaum eine Stufe höher gestellt werden, als die Hausthiere, mit denen sie ihr Obdach theilen müssen. Feldbau und Viehzucht sind auch im Kanton Zürich, wie überall in der Schweiz, Hauptgeschäft des Landmanns, ungeachtet daneben Gewerbe andrer Art zahlreicher und blühender werden. In hundert großen Spinnereien des Landes, wo jährlich 29,000 Centner roher Baumwolle verarbeitet wurden, sind über 5000 Menschen, in Webereien bei 16,000, in Seidenmanufacturen über 11,000 Personen beschäftigt, ungerechnet die betriebsame Schaar in Wollen=, Leinwand und andern Manufacturen.

Ich mögte aber darum nichts weniger, denn den Kanton Zürich in seiner Gesammtheit geradezu als „Ideal höherer Kultur" darstellen. Auch er hat noch der dunkeln Stellen viele, besonders wo lange verwahrloseter Jugendunterricht die Menschen in alter Unbeholfenheit versauren lies; wo bäurische Geschmacklosigkeit und Rohheit für ächte Landmannssitte gilt; Aberglaube, oder düstre Schwärmereien, Hauptbestandtheile der Religiosität sind; Vorurtheilen und Uebungen der Vorfahren blind nachzufahren, Lebensweisheit heißt; und die träge Armuth sich stolz im herkömmlichen Schmutz brüstet.

Im Jahr 1833 zählte der Kanton ohngefähr 7000 eigentliche Arme, die durch Almosen in ihren Gemeinden unterstützt oder erhalten werden. Rechnet man dazu ohngefähr 1300 Waisen und andre hülflose Kinder, die auf öffentliche Kosten Verpflegung erhalten, so ergiebt sich, daß, unter 231 Personen der Gesammtbevölkerung, etwa 8 bis 9 Personen ohne hinreichende Fähigkeiten und Mittel ihrer Selbsterhaltung sind, eine Zahl, die freilich im Verhältniß zu der vieler andern Staaten gering seyn mag. Auch ist es nicht immer nur Armuth, sondern Unverstand und Sittenverwilderung, welche zuweilen Ereignisse herbeiführt, die den Ausbrüchen von Verzweiflung ähnlich sehen. Dergleichen war, zum Beispiel, die Zerstörung der Webereimaschinen von Uster. Diese Maschinen, mit dem weitläuftigen Gebäu dafür, standen kaum aufgeführt, als sich unter manchen bisherigen Landwebern in der benachbarten Gebirgsgegend Furcht verbreitete, die neue Erfindung werde den bisherigen Verdienst schmälern, oder vernichten. Sie beschlossen daher, Alles in Brand zu stecken, um sich unentbehrlich zu machen, und wählten dazu den 22. November 1832. Es war der Tag, an welchem aus den meisten Gegenden des Kantons eine große Volksversammlung, zur Gedächtnißfeier

jener ersten gehalten werden sollte, an welcher die Reform der Staatsverfassung gefordert worden war. Sie hofften im Gewühl einer herbeiströmenden Menschenmenge ihr verbrecherisches Werk unbemerkter vollbringen zu können. Aber sie irrten. Eben dieselben Tausende, sobald aufsteigende Rauchwolken das Feuer der Fabriken verkündeten, übten selber Sicherheitspolizei; eilten zum Löschen; stellten Wachen, retteten, was zu retten war; verhafteten das Gesindel und ließen es in die Gefängnisse der Hauptstadt bringen.

Vielleicht läßt sich die Gesittungsstufe eines Volks nie bestimmter erkennen, als in Augenblicken, wo es sich, in überlegner Zahl und Stärke, Herr weiß, und ohne Furcht die Gesetze des Staates und des Gewissens und alle bestehende Ordnungen mit Füßen treten könnte. Diese Augenblicke waren in der Schweiz, und in fast allen Kantonen, seit dem Jahre 1829, mehr denn einmal, gekommen, als die Reform der Landeseinrichtungen zur Sprache gebracht war. Aber nie und nirgends ward der Augenblick mißbraucht, wenn Regierungen nicht unklug ihre eigne Stellung mißbrauchten. Das Volk selbst hielt Gesetz und öffentliche Ordnung aufrecht; wehrte selber mit starker Hand und rechtl ichem Sinn rohen Ausbrüchen der Verworfenen, und bewies, es sei in großer Mehrheit, durch Bildung, Besitzthum und sittliches Gefühl, über jenen Pöbel erhaben, der sich in niedern und in höhern Ständen, als schlammigte Hefe, oder obenaufschwimmenden Schaum, überall in der Welt zu zeigen pflegt.

Wenn noch, von Zeit zu Zeit, Erscheinungen desselben hier wie in andern Staaten, hervortreten, sind sie nur traurige Nachwirkungen eines früherhin allzusehr, oft geflissentlich hintangesetzten Schulwesens und Volksunterrichts, oder auch einer übeln Organisation des Kirchenwesens. Das Werk der Schule soll im Werk der Kirche Fortsetzung finden. Dies ist nicht immer der Fall. Dem geistlichen Lehramt steht noch eine wünschbare Reform bevor, um religiösem Unglauben und religiöser Schwärmerei kräftigen Einhalt zu thun. Dazu wird, von Seiten der Pfarrer, mehr denn äußere Würde oder innere Frömmigkeit, mehr denn Kenntniß alter Sprachen oder schulgerechter Dogmatik, mehr denn mechanisches Besorgen vorgeschriebner Amtsverrichtungen gefordert. Vielen mangelt nöthige Geistesfülle und Geistesgewandtheit, Vielen die Gabe begeisternder Beredsamkeit neben Ideenklarheit, noch mehrern Weltkenntniß und jene paulinische Kunst, „Allen allerlei zu werden, um alle, auf verschiedenen Wegen, zu gewin-

nen." Daher in höhern Ständen so viel Unglauben mit Gewissenlosigkeit verbunden; in untern Ständen Religionsschwärmerei mit Unsittlichkeit gepaart.

Ich rede hier wahrlich keineswegs vom Kanton Zürich oder der Schweiz allein. Beim Schweizervolke gehören die Gefahren des Unglaubens noch zu den Seltenheiten; aber nicht so selten sind die Verirrungen religiöser Schwärmerei. Unglaube, nicht aber religiöser, sondern kirchlicher, wird in der Schweiz am meisten in den katholischen Gegenden, hingegen Religionsschwärmerei meistens in den protestantischen Gegenden wahrgenommen. Diese letztere kann eben sowohl, als die Gewissenlosigkeit der Irreligiosität, zu den empörendsten Verbrechen verführen. Davon zeugte noch im Jahre 1823 ein schauderhaftes Ereigniß im Kanton Zürich.

Es hatten sich, wie in andern Theilen des Landes, auch in der Umgegend des Marktfleckens Andelfingen, durch mittelbaren oder unmittelbaren Einfluß der bekannten Frau von Krudener und eines gewissen Pfarrvikars Ganz, (beide aus dem Kanton Aargau weggewiesen) mystischfrömmlerische, religiöse Einbildungen verbreitet; religiöse Grundsätze kann man sie nicht nennen. Von denselben ward auch die Familie eines begüterten Landmannes, Namens Peter, in dem einsam gelegnen Dörflein Wildensbuch bethört. Peter, schon ein Greis von mehr denn siebenzig Jahren, hatte sechs Kinder, einen Sohn und fünf Töchter, von denen die jüngste Margarethe, neun und zwanzig Jahr zählte und unverheirathet war. Talentvoll, aber bildungsarm, reizbar und von lebhafter Einbildungskraft, war sie, im Schul- und Religionsunterricht, schon als ein Kind, vor allen ihren Gespielen ausgezeichnet; späterhin durch aufrichtige, innige Frömmigkeit. Bewegt von dieser ward sie zu den Bruderversammlungen der Pietisten und "Erleuchteten" hingezogen, in denen sie bald durch seltne Kenntniß der heiligen Schriften, durch begeistertes Wesen und Ringen nach Heiligung des Gemüthes, Aufsehen und Bewunderung erregte. Sie galt als Musterbild frommer Gemüthlichkeit. Die vier und zwanzigjährige Jungfrau gewann beinah apostolisches Ansehen. Selbstverläugnung, Ertödtung irdischer Begierden, eheloses, keusches Leben waren die Hauptgegenstände, welche sie zur Einswerdung mit Gott in Andachtsstunden empfahl, die von erweckten Gläubigen zahlreich besucht wurden. Margarethe glänzte unter diesen Erweckten, wie eine Heilige. Sie empfieng selbst Besuche aus entferntern Gegenden, und unterhielt Verbindung mit den "Auserwählten" im Kanton Zürich, eben so

im Thurgau, in Schaffhausen und Basel. Sie machte Reisen zu ihnen. Es konnte nicht fehlen, daß sie endlich auch in der eignen Familie, der sich ihre Schwärmerei mittheilte, als höheres von Gott auserkorenes Wesen angesehen wurde. Geschwister und Vater ergaben sich gläubig und gehorsam ihrem Willen hin.

Das höhere Wesen blieb jedoch immer ein Mädchen, gegen die Verehrungen und Schmeicheleien ihrer Anhänger nicht unempfindlich. Bei aller Schwärmerei konnte sie den Anfechtungen der Eitelkeit unmöglich widerstehen. Aber es scheint, auch Heilige haben ihre schwache Stunden. Böse Zungen der Weltkinder verbreiteten, im Jahr 1821 sogar ein nicht ganz unwahrscheinliches Gericht, sie sei von einem Besuch der Frommen in Basel nicht mehr in jungfräulichen Umständen zurückgekehrt. Gewiß aber ist, daß sie, etwa ein Jahr später, lange Zeit bei einem ihrer geistlichen Freunde, dem Schuster Morf in Ober-Illnau wohnte, von welchem sie verkündete, er werde mit ihr, wie Henoch und Elias, auf einem Strahlenwagen, lebendig gen Himmel fahren. Aus der Himmelfahrt freilich ward nichts, weil der Wagen nicht ankam; statt dessen aber wurde sie, in den Entzückungen ihrer Schwärmerei, zugleich Verführerin und Verführte, und Mutter eines Kindes vom frommen Morf, dessen Gattin nichts weniger, als mit solcher Gnadenwirkung, zufrieden war. Der Beredsamkeit Margarethens und ihrer geistlichen Autorität kam aber der Verblendung und fanatischen Leichtgläubigkeit der Andächtigen dieses Hauses gleich. Des Schusters Weib spielte bußfertig die Rolle der Wöchnerin und das Kind ward, als ihr eigenes, getauft, um Margarethen nicht zum Spott der Weltmenschen zu machen. Margarethe kehrte in das väterliche Haus nach Wildensbuch zurück. Ihr Heiligenstolz zitterte von da an unaufhörlich vor möglicher Entdeckung des Fehltritts zu Illnau; ihr religiöser Wahnsinn brütete über dem Gedanken, großartig ihre und aller Welt Sünden nunmehr abzubüßen.

Eines Morgens (am 15. März 1823) versammelte sie Vater, Bruder, Schwestern, alle Hausgenossen um sich, zwölf an der Zahl, sie mitgerechnet. Sie verkündete: „der Tag ist gekommen, wo zur Rettung vieler tausend Seelen Blut vergossen werden soll. So verlieret nun keine Zeit, daß der Satan nicht Meister werde!“ Sie gebot Allen, sich mit Fäusten und Werkzeugen blutig zu schlagen, und gab das Beispiel an sich selber. Die Raserei der Büssenden stieg mit jedem Augenblick. Eine der Schwestern Margarethens sank sterbend unter Schlägen zu Boden. Die wahnsinnige Ober-

priesterin aber brachte sich selbst zum Sühnopfer. Nach ihrem Geheiß mußte ihr ein Kreuzschnitt auf der Stirn, ein Kreisschnitt um den Hals gemacht werden. Dann, auf dem Bett hingestreckt, ließ sie sich Armgelenke, Hände und Füße auf Holz, als eine Gekreuzigte nageln; ließ sich mit Schlägen, mit Messerstichen märtern, bis das Leben erlosch und ihr Schädel mit einem eisernen Hammer zerschmettert war. Erst im Gefängnisse, und unter Belehrung von würdigen Geistlichen, genasen jene Unglücklichen von ihrem entsetzlichen Rausch, den sie, nach richterlichem Spruche, auf längere oder kürzere Zeit im Zuchthause abzubüßen hatten, während das Haus des Greuels zu Wildensbuch geschleift werden mußte, an dessen Stelle nie wieder eine menschliche Wohnung errichtet werden darf.

RUINS OF RHÆALTA
NEAR TUSIS.

DIE RUINEN VON RHÆALTA
BEI TUSIS.

LES RUINES DE RHÆALTA
PRÈS DE TUSIS.

Carlsruhe in Kunst-Verlag W. Creuzbauer.

## XXIII. Noch ein Rückblick.

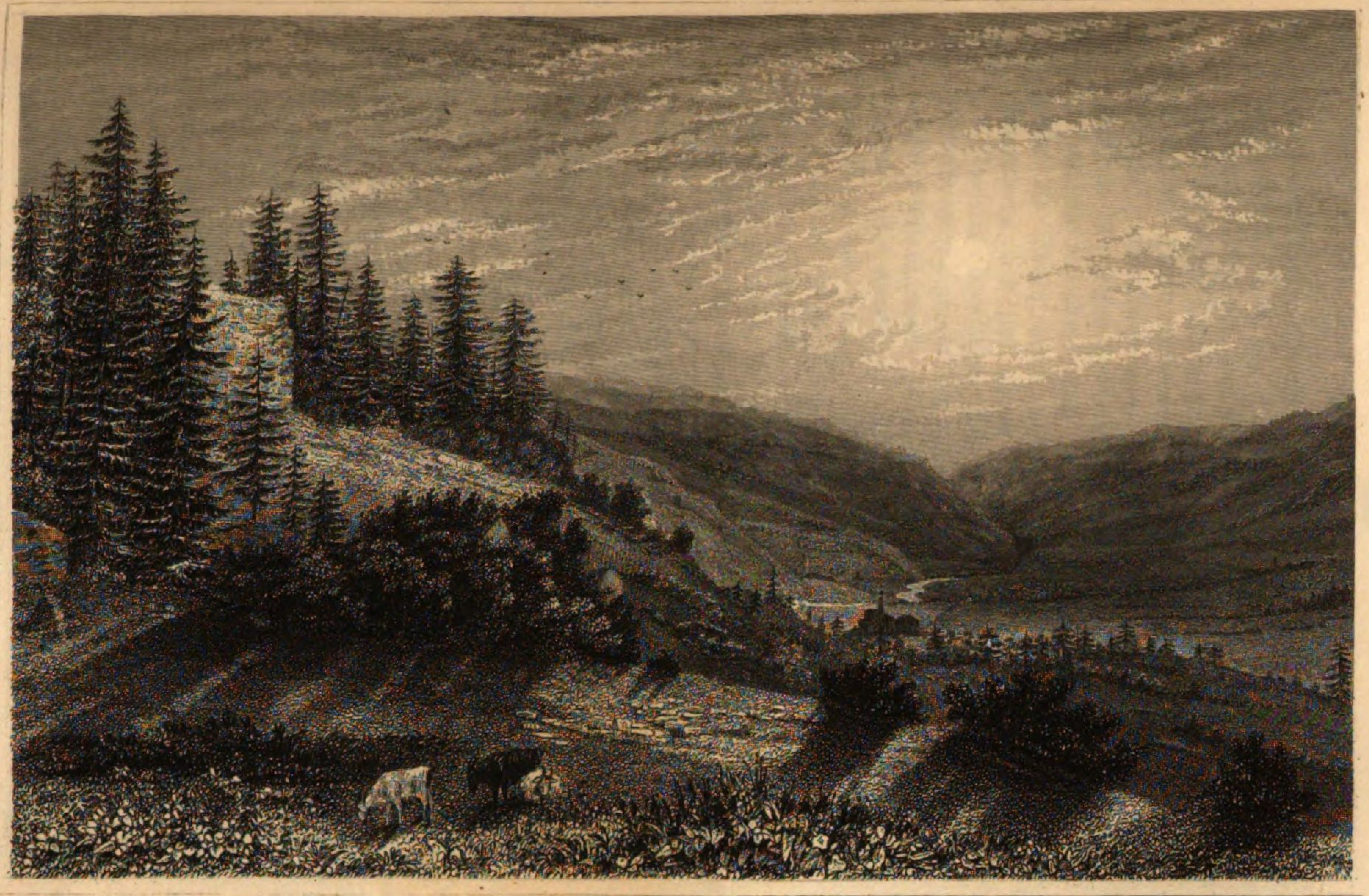
Das Geschäft ist vollendet. Der Cicerone entfernt sich. Ohne Zweifel hat und verdient er das gewöhnliche Loos all' seiner dienstfertigen Amtsbrüder. Man entschädigt sich für sein überlästiges Geschwätz durch ein Witzwörtchen, welches man ihm lächelnd nachwirft, und läßt ihn damit in Frieden ziehen. Ich kann mich dessen wohl begnügen, und begleite meine Kunden, mit schuldiger Höflichkeit, zur Pforte des bunten Panorama's, wo sie hereingetreten sind.

Wahrscheinlich hinterläßt, was ich erzählte, in ihrer Seele nur ein verworrenes Bild. Meine Schuld ist's nicht und nicht die ihrige. Die Schweiz selber ist das bunteste, großartigste Gemenge von Seltsamkeiten, wie sie die Hand der Natur, oder das Schicksal der Menschheit, irgend hervorgebracht haben mag. Oder wo kann Europa, in seiner ganzen Länge und Breite, ein kleines Land von 800 bis 900 Geviertmeilen aufzeigen, in welchem, neben einander, und scharf von einander abstechend, solches Bunterlei von Naturgebilden und klimatischen Wirkungen, von Völkertrümmern, Sprachen, Religionen, Gesittungsstufen, Staatseinrichtungen und Lebensarten besteht? eine Mannigfaltigkeit, die sich immer wieder und überall, in hundertfach verschiedenen Einzelheiten der Sitten und Gebräuche, Bedürfnisse, Denkarten und Interessen der kleinen Völkerschaften verzweigt, so wie in ihren Dialekten, historischen Erinnerungen, von Thal zu Thal eigenthümlichen Physiognomien, Bauarten, Kleidertrachten u. s. w. zur Schau stellt. Man sollte fast schwören, hier, zwischen Alpen und Jura, wären, als in einem großen welthistorischen Raritätenkabinet, die Kulturstände aller europäischen Zeitalter aufbewahrt, vom Höhlenbewohner herab bis zum Sybariten in seinem üppigen Pallast. Ich

wollte, mir wär' es möglich, beim Abschied vom Leser, ihm jenes wunderbare Gefühl mit auf den Weg zu geben, das mich einst im Kanton Graubünden auf der Wanderung von Reichenau über den Bernhardin nach dem reizenden Lugano, beim Anblick der Ruinen von Rhealta, Bärenburg und Misocco ergriff.

Rhealta, auf schroffem Felsen beim bündnischen Städtlein Thusis, 500 Schuh über denselben erhaben, schaut dort düster mit zerfallenem Burggemäuer auf das romantisch-schöne, von wilden Bergströmen durchwühlte, Tomiliasca, oder domleschger Thal, nieder. Es ist dieß dasselbe Thal, in welchem sich, ein halbes Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung, die vor den Galen ins Gebirg geflüchteten Thuscier oder Rhätier zuerst niedergelassen haben sollen. Alterthümler und Geschichtsklitterer behaupten sogar, jene Burg sey vom Rhätus selber, dem Anführer der Auswanderer, dorthin gebaut worden. Wenn wir auch dazu etwas ungläubige Miene machen, laß' ich mir's doch gefallen, daß dieses von Gestrüpp und Epheu mitleidig umrankte Trümmerwerk, die älteste aller Antiquitäten des Bündnerlandes sey. Der Anblick des Felsens, zu dessen Füßen der schwarze Nollastrom, wie ein aus der Unterwelt hervorgebrochener Cocytus, braußt, und droben die verwitterte Thurmruine, unbekannter Herkunft, versetzte mich wenigstens in jenes Weltalter zurück, wo selbst Rom noch im Beginnen, und Helvetien noch eine weite, leere Bergwildniß war. Wie viele Jahrhunderte währte es, ehe der Mensch diese wilde Natur, und dann wie viele Jahrhunderte, ehe er sich selber zähmte! —

Durch die schauerliche Gebirgsspalte bei der Viamala einsam wandernd, fühlt' ich mich unserm Jahrhundert entrückt, in die Urzeit und in die rohen Anfänge menschlicher Gesellschaftsverhältnisse zurückgeworfen. So trat ich in das stillheitere Schamserthal ein, aus dessen Hintergrunde sich, über senkrechter Felswand, die Ruine der Bärenburg kaum bemerkbar zeigt. Sie steht noch da, wie ein Denkmal von wüster Barbarei des Mittelalters. Zu ihren Füßen liegen ärmliche Hütten in den Wiesen umher, als wären sie Nachlaß ehemahliger Leibeignen der Burgherrn. Der alte Chronikschreiber Campell hat aus diesem Thal eine Sage aufbewahrt. Ihr zu Folge ließ der ritterliche Despot des Thals einst seine Rosse keck in Wiesen und Haberfeldern des Volks waiden. Zwei derselben erschlug im Zorn ein Landmann Johannes Chaldar, die er auf seinem Acker gefunden hatte. Dafür mußt' er im Burgverlies seufzen, bis er von den Seinigen, mit schweren Summen, zurückgekauft werden konnte. Eines Tages, da der



RUINS OF BÆRENBURG
NEAR ANDEER

RUINEN DER BÆRENBURG
BEI ANDEER

LES RUINES DE BÆRENBURG
PRÈS ANDEER

Carlsruhe, im Kunst-Verlag W. Creuzbauer.

verarmte Mann, mit Weib und Kindern sein dürftiges Mittagsmahl genoß, trat der Herr von Fardün und Bärenburg gebieterisch zur Hütte ein. Die gastfreundliche Einladung, an diesem bescheidenen Mahl Theil nehmen zu wollen, erwiederte der übermüthige Schloßherr damit, daß er stolz in den Brei spie. Aber Chaldar fuhr empört auf, umkrallte Hals und Nacken des frechen Gebieters, stieß dessen Kopf in das besudelte Gericht und erwürgte ihn mit den Worten: „Nun friß den Brei, den du gewürzt hast!“ — Das Volk vernahm die That; brach auf, sie zu vollenden; erstürmte die hohe Bärenburg und ließ sie in Flammen prasselnd zusammenstürzen.

Jenseits der Höhen des Bernhardinpasses, ins Misoxerthal niedersteigend, glaubt' ich mich, wie von einer weichern Luft und reichern Pflanzenwelt, von einem jüngern, mildern Zeitalter umfangen. Die weitläufige Ruine des Schlosses der alten Grafen von Sax und Misocco, später der mailändischen Trivulzi, trägt noch in ihrem Schutt das Gepräge fürstlicher Pracht und edlern Baugeschmacks. Der ältesten Alpenburgen plumper Trotz und rauhe Armuth ist schon gewichen. Aus der Symmetrie der hohlen Fenster, der Regelmäßigkeit der riesigen Gemäuer und gebrochnen Thürme und Verzierungen des Gesteins, leuchtet schon Sinn für Adel italiänischer Kunst, Stolz des Reichthums und üppigen Genusses eines civilisirten Zeitalters, wie von Silbersärgen der Könige in stiller Todtengruft. Jetzt freilich liegt die zerstörte Herrlichkeit da am Wege, gleich dem modernden Geripp eines erschlagenen Riesen, nur noch Siegesdenkmal der freien Bündner aus dem sechzehnten Jahrhundert. Auch wenige Stunden Wegs weiter abwärts, im Thale des Tessins, mahnten mich die hohen Castelle Bellinzona's und die gezackten Mauerzinnen der Stadt noch an die Tage schweizerischen Kriegesruhms; aber Armuth und Selbstvernachläßigung der umherliegenden Dörfer auch zugleich an die Wirkungen der alteidsgenössischen Landesbevogtung, da die Enkel Tells sich mit einer faulen Freiheit brüsteten, die Gerechtigkeit um Geld, und die Ehre des Vaterlandes um Fürstengunst feilboten. Erst in Lugano, wie es jetzt in jugendlicher Freiheit wieder erblüht, dann unter Mailands Pallästen, Tempeln, Bildergallerien, Bibliotheken, Bühnen und Lustplätzen, fand ich das neunzehnte Jahrhundert wieder, mit allen Zeugnissen des fortgeschrittnen Menschengeistes in Wissenschaft, Kunst, Gewerbsfleiß und Sittenmilde.

So trug ich das Gefühl davon, als hätt' ich, auf der Wanderung von zwei Tagen, einen Weg durch zwei Jahrtausende gemacht.

Und wie hier, werden auch Werke und Menschen dieser zwei Jahrtausende noch immer und überall in der Schweiz, bunt zusammengesellt, erblickt. Es läßt sich daher über kein Land und Volk weniger ein allgemeines Urtheil fällen, als über das der Schweiz. Hier ist kein Volk; hier sind allerlei Völkerschaften zusammengedrängt, nur von gemeinschaftlicher Freiheitsliebe, von Gewohnheit des nachbarlichen Beisammenlebens und dem Bedürfniß verbunden, ihre Unabhängigkeit zu vertheidigen. In vier und zwanzig Demokratien, von denen mehrere, nach ihrer innern Gestaltung, selbst wieder nur besondere Bundesstaaten im Kleinen sind, und einem Fürstenthum, bilden sie ihren politischen Verein gegen andere Staaten. Aber diesem Verein fehlt, bei aller Mannigfaltigkeit der Formen, Kräfte und Regsamkeiten der einzelnen Bundesländer, Einheit des politischen Verbandes. Zwar besteht unter ihnen, seit 1815, ein Vertrag von fünfzehn Artikeln; doch Unbehülflicheres, ja Zweckwidrigeres hätte selbst im finstern Mittelalter nicht erfunden werden können. Es ist ein Bund ohne Bundesregierung, ohne Bundesgericht. Jener Vertrag, statt die Gesammtheit zu vereinen, scheidet sie; statt sie zu stärken, lähmt er sie. Denn die souveräne Gewalt behielt jeder der fünf und zwanzig Kantone für sich allein; dem Bunde gehört keine an. Die auf der Tagsatzung beschlossenen allgemeinen Gesetze sind wieder nur Verträge, entweder Einzelner unter sich, oder der Mehrheit für Alle. Dabei gilt die Stimme eines von kaum 14,000 Menschen bewohnten Kantons gerade soviel, als die eines andern, welcher beinahe eine halbe Million Einwohner zählt; die des ärmsten, der nicht einmahl die jedem Staat nothdürftigsten öffentlichen Anstalten besitzt, soviel als die des reichsten, und gewerbigsten; die des bildungslosesten, wo noch vor 20 bis 30 Jahren nicht einmahl die Grundgesetze des Staats in Schrift verfaßt waren, soviel, als die des civilisirtesten Theils vom Schweizervolk. So kann geschehen und ist geschehen, daß eine schlau erkünstelte, oder zufällig gebildete Stimmenmehrheit der schwächsten Kantone, mit einer Bevölkerung von 500,000 Einwohnern, an eidsgenössischen Tagen den größern und gebildetern, das ist anderthalb Millionen Schweizern, gebieterisch vorschreibt, Wünsche, Ansichten und Interessen derselben vernichtend. Man darf daher den eidsgenössischen Bund weder mit dem wohlgeordnetern deutschen Bund, noch mit dem der nordamerikanischen Vereinstaaten, in Reih und Glied stellen. Man darf sogar bestimmt vorausverkünden, daß diesem gebrechlichen Bunde in nicht gar entfernter Zukunft naturnothwendig eine große Katastrophe bevorsteht, sey es, daß sie auf

dem Wege der Gewalt oder des friedlichen Einverständnisses erscheine. Denn die Elemente der Civilisation, welche hier zusammengepaart stehen, sind einander zu unverwandt, als daß sie, aus den anhaltenden Gährungen, ohne neues Bindemittel, in ein ruhiges Verhältniß übergehen könnten. Die Industrie und Bildung der volkreichern Kantone kann sich in ihren Fortschritten unmöglich durch den starren Eigensinn armer Hirtenländer hemmen, und von der trägen Unwissenheit derselben auf immerwährende Zeit das Gesetz geben lassen.

Alle Bemühungen verständigerer Staatsmänner, seit dem J. 1831 die Kantone zur Bessergestaltung des eidsgenössischen Bundesvertrags zu vereinen, blieben fruchtlos. Sie wurden durch Leidenschaftlichkeit eines aufgeregten Partheigeistes, durch Selbstgefälligkeit einzelner Regierungen im Besitz ihrer Kantonalsouveränetät, durch Furcht Andrer vor Aufopferung oder Schmälerung der materiellen Interessen ihres Gebiets, und durch Argwohn von 59 Mönchs- und Nonnenklöstern so wie von einem Theil des katholischen Clerus vereitelt. Ohne verbesserte Form des Bundes, ohne Vorhandenseyn einer gemeinschaftlichen Centralregierung, wie beschränkt immerhin deren Gewalt seyn möge, ohne Abhülfe des schleppenden Geschäftsganges der Tagsatzungen, welche die gesetzgebende Autorität des Bundes darstellen sollen, wird die Schweiz fort und fort ein in sich zerrissenes, unselbstständiges Leben führen. Jene Tagsatzungen, schon itzt ein Spott des einsichtigern Volks, sind für den Zweck, gemeinsame Beschlüsse zum Heil der Gesammtheit zu ergreifen, so widersinnig organisirt, daß eben dadurch die Bildung von Beschlüssen gehindert werden muß. Wenn diese dennoch zu Stande kommen, ist es blos dem Zufall, oder der pflichtvergessenen Kühnheit von Abgeordneten zu verdanken, welche Muth genug haben, für das Gemeinbeste, unter dem Drang der Umstände, nicht den Aufträgen ihrer Kantonalbehörden, sondern eigenmächtig ihren bessern Ueberzeugungen zu folgen. Denn statt daß die Deputirten der fünf und zwanzig kleinen Souveräne über die im Wurf liegenden Bundesangelegenheiten sich frei berathen, und, nach Würdigung aller Verhältnisse, einen wohldurchdachten Vorschlag den Kantonen zur Prüfung und Annahme oder Verwerfung vorlegen können: sind es fünf und zwanzig von einander unabhängige gesetzgebende Versammlungen, welche, um die Interessen der übrigen Kantone unbekümmert, und meistens unbekannt mit deren Verhältnissen, Vorschläge thun, in denen sie die örtlichen Bedürfnisse ihrer kleinen Gebiete zum Maaßstab

für das Interesse des gesammten Bundes darbieten. Die Gesandten an der Tagsatzung empfangen dann bindende Verpflichtung, diese Vorschläge in der Bundesversammlung geltend zu machen. Jeder derselben vertheidigt alsdann vergebens die seinigen; denn keiner darf vom empfangenen Auftrag abweichen. So werden viele der wichtigsten Angelegenheiten Jahre lang von Tagsatzung zu Tagsatzung, ohne Ergebniß, umhergezogen.

Nichts natürlicher, als daß diese Unbeholfenheit dem eidsgenössischen Gemeinwesen schon verderblich genug geworden ist und bleibt; daß damit der Kantone ewiger Zwiespalt ohne Unterlaß genährt und gemehrt wird; daß von diesen Reibungen nur die Politik auswärtiger Mächte, sobald sie will, Gewinn zieht, indem sich die gegenseitig erbitterten Kantonalregierungen um so leichter in das Interesse dieser oder jener Macht verwickeln lassen. Umtriebe fremder Diplomaten finden dabei den freiesten Spielraum. Bald übernimmt, wie in jüngster Zeit geschah, die päpstliche Nuntiatur, bald das französische Ministerium, eine Rolle in eidsgenössischen Angelegenheiten, und die diplomatische Sünde eines einzelnen Kantons gegen das Ausland wird den zwanzig andern, die darum kaum wußten, zum Vorwurf und Verbrechen gerechnet.

Der eidsgenössische Staatswirrwarr mag in ruhigen Zeiten ziemlich harmlos von den übrigen Mächten angesehen werden. Aber in Zeiten der Spannung, oder des Kriegs unter den mitteleuropäischen Reichen, kann er, diesem oder jenem von ihnen, schwere Gefahr und späte Reue bringen. Die Neutralität einer von Haus aus kriegerischen Nation von mehr denn zwei Millionen, *) hinter ihren Seen, Strömen, Felsenpässen und Glet-

*) Nach der in den Jahren 1836 und 1837, laut Beschluß der Tagsatzung, in allen Kantonen mit Sorgfalt veranstalteten Volkszählung, betrug die Gesammtbevölkerung der Schweiz 2,179,246 Seelen. Davon hatten die Kantone

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Zürich . . . . . | 231,576 | 8. Glarus . . . . . | 29,348 |
| 2. Bern . . . . . | 309,174 | 9. Zug † . . . . . | 15,655 |
| 3. Luzern † . . . . | 124,521 | 10. Freiburg . . . . | 91,145 |
| 4. Ury † . . . . . | 13,519 | 11. Solothurn † . . . | 63,196 |
| 5. Schwyz † . . . . | 40,650 | 12. Basel, Stadt * . . | 24,321 |
| 6. Unterwalden nid dem Wald † . . . | 10,203 | 13. Basel, Landschaft . | 41,103 |
| | | 14. Schaffhausen * . . | 31,125 |
| 7. Unterwalden ob dem Wald † . . . | 12,368 | 15. Appenzell außer Rhoden * . . . | 41,080 |

schern, zwischen Deutschland, Italien und Frankreich, kann für diese Nation selbst nicht wichtiger seyn, als für deren Nachbarreiche. Der Bestand einer großen Scheidewand ist Nothwendigkeit für dieselben; daher die immerwährende Neutralität der Schweiz nicht nur von allen Höfen Europens anerkannt, sondern für ihr eignes Intresse von ihnen selbst, gefordert. Aber dieser regierungslose Staatskörper, dieser unsouveräne Bund von einem vollen Viertelhundert Souveränen, ist durch seine gegenwärtige Verfassung außer Stand, Neutralität mit Nachdruck zu handhaben. Das bedarf keines Beweises mehr. Der Wiener Congreß im Jahr 1814 wandte der monströsen Schöpfung der eidsgenössischen Staatsform zu wenig Aufmerksamkeit zu. Er begieng noch einen größern Fehler. Er vereinigte mit den schweizerischen Democratien sogar ein Fürstenthum; setzte, als stimmgebenden Abgeordneten desselben, einen preußischen Unterthan in die oberste Bundesbehörde, und sicherte damit einer dritten Macht ganz unmittelbaren Einfluß zu, welchen Oesterreich und Frankreich, durch ihre Gesandten, nur sehr mittelbar gewinnen können. Der angestammte democratische Geist der Schweizer verträgt sich überdies, wir haben es erfahren, mit den monarchischen Formen nnd Ideen ziemlich schlecht; und im Innern jenes Fürstenthums selbst verbreitet sich unter den Regierten, im Gegensatz zu den Regierern, mehr republikanischer, als monarchischer Sinn. Beim ersten feindseligen Zusammenstoß Frankreichs und Deutschlands wird in Neuenburg die demokratische Parthei sicherlich die allgemeinen Wirren für ihren Vortheil benutzen; anderseits jeder Krieg Preußens mit Frankreich die Schweiz in denselben verwickeln und ihre Neutralität aufheben.

Bei allen Mängeln des schweizerischen Bundes, der im Jahr

---

| | |
|---|---|
| 16. Appenzell inner Rhoden † . . . | 10,349 |
| 17. St. Gallen . . . | 158,853 |
| 18. Graubünden . . . | 88,506 |
| 19. Aargau . . . . . | 182,755 |
| 20. Thurgau . . . . | 84,124 |
| 21. Tessin † . . . . . | 113,92 |
| 22. Waat . . . . . | 183,58 |
| 23. Wallis † . . . . | 75,79 |
| 24. Neuenburg * . . . | 58,61 |
| 25. Genf . . . . . . | 53,75 |
| Gesammtzahl | 2,179,246 |

In diese Summe sind aber auch etwa 50 bis 60,000 in den Kantonen der Schweiz wohnende Ausländer begriffen.

Die protestantische Bevölkerung macht mehr als drei Fünftheile, die katholische aber nicht volle zwei Fünftheile der gesammten Volkszahl aus.

Die oben mit einem † bezeichneten Kantone sind katholisch; die mit einem * bezeichneten protestantisch; die übrigen paritätisch.

1815 ohne Zustimmung des Volkes, während des gestatteten Durchzugs fremder Heere gegen Frankreich, von einer aristokratischen Faction geschaffen ward, ist der Geist der Nation besser, als ihr Bund, und kann in Tagen allgemeiner Gefahr vielleicht seine Lücken ergänzen. Auch sind zum Glück die fünfzehn Artikel des Vertrages so geschmeidig und dehnbar, daß, trotz ihm, schon Manches für kräftigere Centralisation der zersplitterten Kräfte gelungen ist. Ich rechne dahin das eidsgenössische Heerwesen, dessen Vervollkommnung fortwährend betrieben wird. Die schweizerischen Schlachthaufen ziehen nicht mehr in buntscheckigen Massen, ungeübt, und betend mit Rosenkränzen in den Fingern, gegen den Feind ihres Vaterlandes, wie zum Theil noch im Jahr 1798, oder wie heut noch bei den republikanischen Mexikanern. Die Truppen aller Kantone bilden ein Ganzes und Eines. Der erste Bundesauszug und die Reserve, welche, ungerechnet das Staabspersonal, 67,516 Mann betragen sollen, sind in ihren Compagnien nicht nur vollzählig, sondern übervollzählig, so, daß sie, laut vorliegenden Etats, im Jahr 1837 am ersten Jänner 74,545 Mann betrugen. *) An diese schließen sich gegen 200,000 Mann stark, die Landwehrbataillone, in welche diejenigen Milizen eintreten, welche ihre Zeit in der Elite und Reserve ausgedient haben. Ungerechnet die eidsgenössischen Musterungen und Waffenübungen in den einzelnen Kantonen, werden alle zwei Jahr aus mehreren Kantonen eidsgenössische Uebungslager zusammengezogen. Ungerechnet die eidsgenössische Militärschule in Thun für alle Waffengattungen, besonders für Genie- und Artilleriewesen, bestehen in einzelnen Kantonen besondere Militärunterrichtsanstalten und Officiervereine zu gegenseitiger Belehrung.

Ueberhaupt lebt in den civilisirtern Völkerschaften der Conföderation gegenwärtig ein aufstrebender Geist, der großartiger ist, als der Geist in ihren fünfzehn Bundesparagraphen. Ein Alle ver-

---

*) Nämlich 24 Compagnien Artillerie, 2009 Mann, Train 1424 Mann, Pontonniers, 1 Compagnie 110 Mann, Sappeurs 4 Compagnien 346 Mann, Kavallerie, 11½ Compagnie 961 Mann, Scharfschützen, 20 Compagnien 2230 Mann, Infanterie, 217½ Compagnien 30,668 Mann. Eben so ist das schwere Geschütz von verschiedenem Kaliber, und die Artilleriemunition mehr, als reglementarisch gefordert wird, vorräthig nachgewiesen worden. Das bisherige eidsgenössische Militärreglement, sammt Strafcodex, wird abgeändert; schon ist es von der Tagsatzung des Jahrs 1837 berathen und von einer Mehrheit der Kantone genehmigt.

einigender Nationalsinn erhebt sich gemach über die beengenden Schranken des Herkömmlichen; assimilirt die Gesetzgebungen nebst den öffentlichen Einrichtungen, und drängt, im Verhältnisse der wachsenden Kenntnisse, höhern Bedürfnisse und Kräfte aller Stände, die Regierungen selber zur Vereinfachung der Verwaltung und Beschleunigunz des Fortschreitens. Dies offenbart sich, wie im Militärwesen, Schulwesen, Straßenbau u. s. w. besonders auch in den Anstrengungen, die Menge der Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche den innern Verkehr und Handel auf alle Weise bisher erschwerten und hemmten. Jeder Kanton hatte eigne Maße und Gewichte, verschieden von denen der andern; einer oft zehn und zwanzig und mehr Arten derselben, und noch neben diesen den Gebrauch ausländischer: der Kanton Luzern z. B. viererlei Längenmaß, neunerlei Hohlmaß, viererlei Gewichte; der Kanton Aargau fünf verschiedene Fußmaße, zehn Ellenmaße, neunzehn Hohlmaße für trockene Gegenstände, eilf Hohlmaße für Flüssigkeiten, eilf verschiedene Pfundgewichte. Nicht minder Verschiedenheit zeigte sich im Kanton St. Gallen, Thurgau u. s. w. Erst seit dem Jahre 1833 vereinigten sich die Staaten der nördlichen Schweiz, zwölf an der Zahl, *) mit dem Jahre 1838 ein allgemeines Maß- und Gewichtsystem bei sich einzuführen. Als Grundeinheit wurden drei Zehntel des Meters angenommen, und diese bilden den jetzigen "Schweizerfuß." Aus dieser Fußlänge sind alle übrigen Maße abgeleitet, und dazu für eine Schweizerstunde Wegs 16,000 Fuß bestimmt worden. Als Einheit aller Hohlmaße für trockene Gegenstände gilt das "Viertel," welches fünf Neuntheile eines Kubikfußes, oder dreißig Pfund destillirten Wassers (15 Litres) faßt. Für Flüssigkeiten ist das "Maß" die Einheit, welches drei Pfund destillirten Wassers, (oder ein Achtzehntel des Kubikfußes, oder anderthalb Litres) faßt. — Auch für Einführung eines allgemeinen Münzfußes wird es reger, da fast jeder Kanton, groß oder klein, noch immer eignen Münzfuß hat, oder gar keinen; fremde Geldsorten nach Belieben werthet, und Münzen ausprägen kann, wenn und wie es ihm gefällt. Dieser Münzenwirrwarr ist aber dem innern Verkehr und Waarendurchgang bei weitem nicht so hinderlich und hemmend, als die Menge der verschiedenen Weggelder, Gränz- oder Consumtionszölle, Brückengelder u. s. w.

*) Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Zug, Glarus, St. Gallen, Aargau und Thurgau.

welche in jedem Kanton auf andre Weise bezogen werden, und für jeden einen beträchtlichen Theil des Staatseinkommens ausmachen, daher auch schwer zu beseitigen sind. Diese Zölle und Weggelder, sowie die Menge der Gebirgsstraßen, indem sie den Transport der Waaren verzögern, erhöhen auch den Preis des Transports, der bedeutend theurer ist als in Frankreich, Deutschland und Italien. Schon längst wird die Vereinfachung des schweizerischen Zollwesens betrieben. Doch fast jeder von den kleinen Staaten, wenig um das Intresse der Gesammtheit bekümmert, welches doch seegenvoll auf die einzelnen zurückwirken müßte, fürchtet dabei nur Schmälerung seiner gegenwärtigen Einnahmen.

Wenn demungeachtet Industrie und Verkehr, wie sehr diese auch noch dazu durch die Zollgesetze und Zolllinien der Nachbarreiche bedrängt werden, in der Schweiz blühen, ist es wahrlich wunderhaft. Dies Land, rauh und arm von Natur, wird durch die verständige Hand des Fleißes zur Fruchtbarkeit gezwungen; von Hügeln und Bergketten in allen Richtungen durchkreuzt, ist es allseitig mit vortrefflichen Landstraßen übersponnen; — genöthigt, rohe Stoffe für seine Manufacturen und Fabriken aus weit entfernten Gegenden mit großen Kosten herbeizuschaffen, die Schaafwolle aus Deutschland, die Seide aus Italien oder Frankreich, die Baumwolle über das atlantische- und Mittelmeer u. s. w., wetteifert es dennoch in Wohlfeilheit und Güte seiner Producte mit denen jedes andern Handelstaates, selbst Englands; — entfernt vom Meere, ohne Hafen, bringt es seine Waaren über die stürmischen Seen und oft verschneiten Gebirgspässe mit Glück und Gewinn auf den vornehmsten Märkten der Erde an Mann. Vergebens erschwerten, ja verminderten die französischen Douanen auf einer, und die Mauthlinien des deutschen Zollvereins auf der andern Seite, den Ausgang der Schweizerartikel: es eröffneten sich für dieselben in entfernten Welttheilen, unter Concurrenz der größtern Handelsmächte, neue und glückliche Wege zum Absatz.

Das ganze Geheimniß dieser wunderbaren Erscheinung liegt aber in dem Grundsatz der in der Schweiz vollgeltenden Handelsfreiheit. Hier mischt sich keine Dictatur der Staatsgewalt, vorgreifend und vorschreibend, in die Angelegenheiten der Industrie des Volks. Es weiß sich dies besser zu berathen, als es von jedem Finanzminister berathen werden kann. Indem es aus seiner Mitte die gesetzgebenden Versammlungen besetzt, ver-

gißt es nicht sachkundige Fabrikanten und Handelsleute dahin zu ernennen, welche wohl wissen, daß der Reichthum der Staatskassen keineswegs der Reichthum des Landes sey. Jene Prohibitivsysteme der benachbarten Reiche, welche, mit Strenge durchgeführt, anfangs wohl längs den Gränzen der Schweiz den alten Verkehr störten und bedrängten, änderten im Allgemeinen nichts in den herrschenden Ansichten. Das anders gewordene Verhältniß nöthigte nur, für den erschütterten Handelsverkehr, andere Mittel und Wege zu entdecken und zu benutzen. Er gewann seitdem sogar mächtigern Aufschwung. Argwöhnisch gegen das Ausland und den politischen Einfluß der Fremden, mogte die Schweiz sich weder den Douanen des deutschen Zollvereins, noch Frankreichs, einseitig anschließen und die Moralität des Volks, durch Schmuggelei, vergiften lassen. Man wußte ohnehin, daß jene künstliche Treibhausindustrie das Wohlseyn der Nationen schwerlich sehr befördern, und der erste Krieg im mittlern Europa alle Sperren wieder sprengen dürfte. Man ließ, nach wie vor, den Waaren aller Länder freien und ungehinderten Eingang und Durchgang, während die Schweizerartikel bei jenen schwer besteuert werden. Und weit entfernt, im Lande Abnahme des gewerbigen Lebens zu sehen, erblickt man Vermehrung desselben und Wachsthum des öffentlichen Wohlstandes und Wohlseyns.

Es ist dies aber nicht von der gesammten Schweiz, ich wiederhol' es, geltend, sondern nur von den Völkerschaften der Hochebne, nordwärts dem Fuß der Alpenkette. Sie sind denen, welche in den Thälern der höchsten Alpen selbst wohnen, an Bildung, Gesittung nnd regsamer Thätigkeit zu weit vorangeschritten. Wallis, Uri, Schwyz, Unterwalden, Tessin aber, nebst einem großen Theil des Berner- und Graubündner Oberlandes, liegen meistens noch in derselben kenntnißarmen Unbeholfenheit und Dürftigkeit darnieder, in welcher sie vor ein- und zweihundert Jahren gesehen worden sind. Vielen Gegenden mangeln sogar noch die gemeinsten Handwerker. Ich weiß wohl, man rühmt diese ruhige Genügsamkeit der Hirtenfamilien, ihre Sitteneinfalt, ihr patriarchalisches Naturleben, im Gegensatz zu den Ueppigkeiten und Verirrungen der civilisirtern Welt. Ich habe nichts dagegen. Jede Kulturstufe der Völker, die höchste, wie die niedrigste, führt ihren eigenthümlichen Glanz aber auch ihren eigenthümlichen Schatten mit sich. Wer aber wird auf der niedrigsten Stufe verharren wollen? Wer kann es? Wüßte das Thier, wer der Mensch wäre, es würde nicht Thier bleiben wollen. Weder Albrecht von Haller,

noch Salomon Geßner, fühlten Versuchung, mit den Schäfern und Aelplern das kümmerliche Loos zu theilen, welches sie in ihren Gesängen und Idyllen mit allem Zauber der Poesie verherrlichen. Selbst Rousseau gefiel sich inmitten der Künste und Wissenschaften besser, als in der Wildniß der Urwälder bei den „Naturmenschen."

Warum aber, läßt sich fragen, bleiben die kleinen Völkerschaften im Schoos der Alpen so tief hinter der höhern Bildung ihres Zeitalters zurück? Ist ihre Armuth vielleicht eine Folge von unbezwingbarer Kargheit der Gebirgsnatur? Nein, denn ihre großen Hauptthäler erfreuen sich meistens eines fruchtbarern Bodens, eines mildern Himmels, als viele Gegenden des Hochlandes der industriellen Schweiz, wo Wissenschaft und Kunstfleiß blühen, wie in Appenzell außer Rhoden und Glarus, Locle und Lachauxdefonds. — Oder sind jene in ihren Felsenthälern sonder Verbindung mit der übrigen Welt, sonder Kunde von deren Fortschritten? Nichts weniger als das. Sie besuchen und bewundern selber die angebautern und gewerbreichern Landschaften und Städte, oder werden von den reichern Nachbarn besucht; und tausend Fremde wandern alljährlich durch die alpischen Felsenthäler und Einsamkeiten.

Woran liegt's? Mich dünkt, an der geistigen Unfreiheit der Hirtenländer neben politischer Freiheit. Diese wird, durch jene, alles Segens beraubt und ein todter Schatz, auseinander gefallen in eine Menge armseliger, örtlicher Rechtsame, Freiheiten, Vorrechte, die einander binden lähmen und Entfaltung des Ganzen hindern. Solcher beengenden Zustände gewohnt von Kindesbeinen an; eifersüchtig auf Bewahrung seines Theils von jenen Freiheitssplittern, überläßt der Aelpler die Sorge um den Staat den Männern, die vermögend genug sind, um keinen oder kargen Lohn, die öffentliche Verwaltung zu führen. Stolz auf seinen Antheil an der Gesetzgebung in Landsgemeinden, folgt er vertrauensvoll den Führern. Er fängt erst als Glied des Souveräns an selbstthätig zu werden und nachzudenken, wenn die Führer es dann und wann zu arg treiben, oder wenn seine eignen materiellen Interessen dabei in böses Spiel kommen. Seine Führer oder Landesvorsteher wählt er, aus den wenigen Wohlhabenden oder Reichen im Volk. Diese, in ausländischen Schulen oder Kriegsdiensten erzogen, leiten Gesetzgebung und Verwaltung in der Regel oft genug zu ihrem und ihrer Familien Vortheil, wenigstens nicht zum Nachtheil derselben. Daneben erfreut sie das

schmeichelnde Gefühl vom Besitz der Würde und Gewalt. Es ist ihnen nicht gleichgültig, diese Vorzüge eben sowohl, wie ihre übrigen Glücksgüter, in der eignen Familie erblich zu bewahren. So nistet immitten reindemokratischer Formen wirklich die entschiedenste Oligarchie. Dieser aber kann eben nichts gefährlicher werden, als Aufklärung des Volks, und eine aus dem höhern Wohlstand und Kenntnißreichthum entstehende Nebenbuhlerei vieler andern Häuser mit dem ihrigen. Dies zu verhüten wird der Schulunterricht des Landmanns vernachläßigt; die Frömmigkeit und Weisheit der Altvordern gepriesen, die „auch keine Gelehrten waren"; jede Neuerung, als unheilbringend, verdächtigt; Niederlassung von Fremden, selbst von Schweizern der gewerbreichern Kantone, erschwert oder verhindert u. s. w.

Eben so sehr, fast mehr noch, als weltlichen Häuptlingen, ist in katholischen Hirtenländern, geistlichen Häuptlingen daran gelegen, daß höhere Verstandesbildung vom Volke abgehalten werde. Denn, bei größerer Einsicht und wachsender Neigung des Landmanns zum Selbstdenken, würde dessen blindes Glauben, und das Vertrauen auf höheres Wissen der Priesterschaft, unmerklich verschwinden, zumal diese Priesterschaft im Allgemeinen selten eigentlich gelehrte Bildung empfangen hat. Die ihr untergeordneten Schulen des Volks bleiben daher im herkömmlichen Elend; zahllose Festtage, Processionen und Wallfahrten rauben Zeit und Neigung zur Arbeit; mehren Armuth und Trägheit. Wer Besseres zu lehren wagt, geräth in Geruch der Ketzerei; vertrauter Umgang und gesellige Verbindung mit Protestanten allein schon gefährdet, sagt der strenge Clerus, das Seelenheil der Gläubigen.,

Daraus erklärt sich zugleich auch die politische Macht der Priesterschaft in den Gebirgen. Sie steht unwidersprochen in Allem, was sich irgend in den Bereich geistlicher Angelegenheiten ziehen läßt. Sie erscheint in Staatsverhältnissen, als geheime Lenkerin, oder offene Gebieterin des souveränen Volks, welches in seiner frommen Rohheit die Clerisei als Dolmetscherin des göttlichen Willens verehrt und schweigend gehorcht. Kein Wunder, wenn die Priesterschaft der kleinen Bergkantone endlich kühn genug wird, ihren Einfluß selbst auf Gang und Schicksal gesammter Eidsgenossenschaft und sogar auf die Ruhe paritätischer oder protestantischer Kantone geltend zu machen.

Vor zwanzig Jahren, zur Zeit der sogenannten Restaurationen, als auch die römische Curie ihre geschwächte Hoheit über Völker und Fürsten mit Concordaten zu restauriren sich anschickte,

geschah in der Schweiz der erste Schritt dafür, durch Priesterschaft, Volk und Regierungen der Urkantone. Von daher kam der Anstoß zur Trennung der Schweiz vom Bisthum Constanz. Die Trennung ward vom Papst sogleich, bevor die übrigen Bundesstaaten, welche zur Constanzer Diöcese gehörten, eilfertig und eigenmächtig ausgesprochen. Losgerissen vom alten Metropolitanverband mit Deutschland ward die katholische Schweiz fortan in mehrere kleine, machtlose, dem römischen Stuhl unmittelbar untergeordnete Bisthümer zersplittert. Die damaligen Kantonalregierungen ließen sich ein nachtheiliges Concordat aufdringen, mit der nämlichen Unüberlegtheit, mit der sie schon im Jahre 1815 den Bestand der Klöster einander so förmlich, als den Bestand ihrer eignen Kantonalgebiete, gewährleistet hatten. So war für den Ultramontanismus, für Roms Einfluß auf das Leben der katholischen und protestantischen Schweiz, für die Rechte und Immunitäten des Clerus gegen alle weltliche Gewalt, die Bahn breit genug gebrochen und mit jener Consequenz und Festigkeit verfolgt, die der Politik des römischen Hofes von jeher eigen war. Die schon für sich compacte Streitmasse der Welt- und Klostergeistlichen zu verstärken, wurden Colonien von Loyola's Jüngern in die Kantone Wallis und Freiburg verlegt. Alles ging raschen, geräuschlosen, aber sichern Gangs zum Triumph der Hierarchie, als plötzlich die Zeit der politischen Reformen mit dem Jahr 1829 hereinbrach. Im größern und civilisirtern Theil des gesammten Schweizerlandes wurden, nebst den Usurpationen einer eingedrungenen Aristokratie, die Usurpationen des päpstlichen Clerus aufgehoben. Klösterlinge und Weltpriester voller Entsetzen, schrien nun über Gewaltthat; erklärten die Religion in Gefahr; versuchten Aufwieglung der Gläubigen. Der heilige Vater in Rom verdammte feierlich die Artikel der Badner Conferenz, in welchen mehrere Schweizerstaaten das Recht der Gesetzgebungen und Regierungen gegen geistliche Einmischung fest gestellt hatten. Der Nuntius verließ Luzern, den Vorort der katholischen Schweiz, und schlug seine Residenz unter den Hirten im Gebirg, im Flecken Schwyz, auf. Eine neue Jesuitencolonie ward neben der Nuntiatur nach Schwyz gezogen, diesen kleinen Ort zum Bollwerk des Kirchenthums zu erheben; und eine Kette von katholischen Glaubensvereinen durch die halbe Schwyz ausgestreckt, im Nothfall eine streitbare Glaubensarmee stellen zu können. In Dörfern des Freiamtes (K. Aargau) und des Pruntruts (K. Bern) wurden sogar schon Aufstände vorbereitet. Aber der hellere Geist der in-

dustriellen Kantone und der vom Volk ausgegangenen, und durch Volkswillen starken, Regierungen, vernichtete die ohnmächtigen Wühlereien des ultramontanen Clerus schnell, auf welchen die Liebhaber der gestürzten Aristokratie schon hoffnungsvolle Blicke richteten. Unter diesen Liebhabern standen und stehen sogar auch einzelne Protestanten, welche besoldet von Klöstern, oder vom politischen Fanatismus berauscht, nicht errötheten, mit Mund und Feder der Sache des Ultramontanismus das Wort zu reden.

Wo aber veredelter Volksunterricht, Freiheit der Presse und des Verkehrs einmal Licht und Wohlstand verbreitet haben, ist es vergebens, die frommen Barbareien des Alterthums zurückzurufen. Selbst in die schattenreichen Thäler des Alpengebirgs zieht allmählig ein heller, ihnen bisher fremd gewesener, Geist ein. Und eben diejenigen, welche ihn dort, in Flugschriften und fanatischen Zeitungen beschwören und verbannen wollen, öffnen ihm, wider ihre Absicht, den Weg, indem sie die wissensarme Volksmenge durchs Lesen der von ihnen verbreiteten Blätter, zum Selbstdenken verlocken, und mit Widerlegung der Meinungen von Gegnern, die Meinungen derselben in die entlegensten Bergwinkel verpflanzen.

Gott waltet!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Register

zu den

# Classischen Stellen der Schweiz

von

## Heinrich Zschokke

### II. Band.

---

### XIII. Canton Tessin.


| | Seite |
|---|---|
| Bellinzona | 217 |
| Lugano | 225 |
| Locarno | 230 |


### XIV. Canton Wallis.


| | |
|---|---|
| Brücke von St. Maurice | 234 |
| Sitten | 240 |
| Visp | 246 |
| Die Bäder von Leuck | 247 |
| Die Ganther Brücke | 251 |
| Gallerie bei Gondo | 252 |
| Pissevache | 252 |


### XV. Canton Genf.


| | |
|---|---|
| Genf | 254 |
| Montblanc | 263 |


### XVI. Canton Waadt.


| | |
|---|---|
| Lausanne | 266 |
| Vevay | 272 |
| Chillon | 274 |
| Grandson | 277 |


### XVII. Canton Freiburg.


| | |
|---|---|
| Freiburg | 281 |
| Gruyère | 292 |
| Murten | 297 |

## XVIII. Canton Bern.

Seite

Bern . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 302
Thun . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 310
Die Jungfrau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 311
Wetterhorn . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 313
Reichenbach und Wellhorn . . . . . . . . . . . . . 313
Mayringen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 315
Rhone-Gletscher . . . . . . . . . . . . . . . . . . 318
Pierre Pertuis . . . . . . . . . . . . . . . . . . 320

## XIX. Canton Neuenburg.

Neuenburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 331
Valengin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 338
Locle, die unterirdischen Mühlen . . . . . . . . . . 343

## XX. Canton Solothurn.

Solothurn . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 350
St. Verena . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 360

## XXI. Canton Aargau.

Aarau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 370
Habsburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 378
Schinznach . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 384

## XXII. Canton Zürich.

Zürich, innere Ansicht . . . . . . . . . . . . . . 390
" äußere Ansicht . . . . . . . . . . . . . . 390

## XXIII. Noch ein Rückblick.

Die Ruinen von Rhaealta . . . . . . . . . . . . . . 410
Die Bärenburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . 410
Titel-Vignette.

Bayerische Staatsbibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich, / Müller, Gustav A. / Winkles, Henry,

Die klassischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalansichten dargestellt

Bd.: 2

Karlsruhe [u.a.] (1838)

BA/Helv. 828-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11122207-6